Handbuch der Kriegsarzneykunde,

oder:

über die Erhaltung der Gesundheit der Soldaten im Felde, über die Anstalten zur Heilung der Krankheiten derselben, und über die Kenntniß und Kur der wichtigsten Feldkrankheiten.

Erster Band.

ACKΛHΠIOC.

Leipzig,
in der Weygandschen Buchhandlung.

1795.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorrede.

Kaum wird in unsern Zeiten, wo ein verheerender Krieg den schönsten und reichsten Theil von Europa verwüstet, und ganze Nationen aufgestanden sind, um ihre wahren oder vermeintlichen Rechte mit den Waffen und mit ihrem Blute zu vertheidigen, ein Gegenstand wichtiger seyn, als derjenige, der die Erhaltung der Gesundheit der Soldaten, die besten Anstalten für die entweder verwundeten, oder durch andere Ursachen krank gewordenen Streiter, und die beste und zweckmäßigste Art betrifft, ihre Krankheiten zu heilen. In unsern Zeiten, wo man durch größere Armeen, als fast jemals, und durch eine Kriegskunst, die von ihrer möglichen Vollkommenheit nicht mehr weit entfernt zu seyn scheint, die Kriege nachdrücklicher zu führen, aber zum Glück für die Menschheit auch schneller zu endigen gelernt hat, und wo der Soldat eine seltene, und nicht einmal mehr um vieles und theures Geld zu habende Waare zu seyn beginnt, ist es allerdings eine Sache von der ersten Wichtigkeit, darauf zu sehen, daß man so viele gesunde und rüstige Streiter habe, als nur möglich ist, daß man also alle Veranlassungen, durch welche die Lazarethe vollgefüllt werden, zu verhüten suche, und daß der Soldat, den sein Mißgeschick in das Feldlazareth brachte, nach möglichst bald hergestellter Gesundheit dasselbe wieder verlassen und seinem Dienste wieder obliegen könne.

Eine Armee, deren bey weiten größter Theil in den Feldlazarethen liegt, kann dem Feinde entweder nur schwachen, oder gar keinen Widerstand leisten, weil ihre Kräfte gelähmt sind. Der glückliche Erfolg des Krieges, der nur darinnen liegen kann, daß man durch seine Macht die schädlichen Absichten des Feindes vereitelt, die Ehre und das Wohl des Staates hangen allemal und vornehmlich von der Masse der physischen Kräfte ab, welche man dem Feinde entgegen stellen kann, und so viel auch ein in der Kriegskunst erfahrner und scharfsichtiger General durch seine Talente und durch sein Genie wirken kann, um die physischen Kräfte, deren Leitung ihm anvertrauet ist, zu leiten, und von dem gehörigen Standpunct aus mit ungewöhnlichem Nachdruck wirken zu machen, so wird doch, auch nach der Erfahrung solcher Feldherren, die in unsern Tagen ganze Massen von in der Kriegskunst geübten und tapfern Völkern mit wenig Mannschaft widerstanden und Vortheile erfochten haben, die für sie desto glorreicher waren, je weniger sie der Stärke der Truppen, die sie befehlichten, zu verdanken waren, eine kleine Armee, im langen Verlauf eines Feldzuges, einer großen und stärkern nie mit Nachdruck widerstehen, und sich selten oder nie mit Ehre behaupten können, falls nicht ganz besondere, für diese Armee günstige Umstände eintreten, oder die stärkere feindliche Armee von Generalen befehligt wird, die des Kriegswesens völlig unkundig sind *). Ein Beyspiel, einzig in seiner Art, bietet die Geschichte dar, wo ein großer Feldherr, mit einer gleich in den ersten blutigen Schlachten dünne gemachten Armee, die nur mit vielen Schwierigkeiten recrutirt werden konnte, nicht allein dem ersten seiner tapfern

*) S. Mauvillons Geschichte Ferdinands, Herzogs von Braunschweig-Lüneburg. Zweyter Theil. Leipzig 1793. 8.

tapfern Gegner wirksamen und mit Erfolg gekrönten Widerstand leistete, sondern auch mit eben der selbst durch Siege geschwächten Armee den neuen Feinden, die ihm das Schicksal erregte, solchen Widerstand leistete, daß man die gegen ihn gemachten Plane aufgab, und in dem nach sieben blutigen Jahren geschlossenen Frieden die Lage der Dinge in dem Stand ließ, in dem sie waren, da man den Krieg anfieng.

Man sah im vorigen Jahrhundert den Fall, daß ein Krieg dreyßig Jahre dauren konnte, ohne die Zahl der Waffenfähigen in den Staaten, welche den Krieg führten, so zu vermindern, daß dadurch der Friede unumgänglich nothwendig geworden wäre. Selbst ein Staat von Europa, der wegen seiner Lage, seines Klima's und seines Bodens nie die Größe der Bevölkerung erreichen wird, zu der ihm unter andern und günstigern Umständen sein weiter Umfang berechtigen würde, hielt diesen Krieg aus, und war am Ende desselben so mächtig, daß er auf den Friedensschluß den entscheidenden Einfluß hatte, den man sich nur dadurch verschaffen kann, daß die Gegenparthey die Macht fürchtet, die man ihr noch immer entgegen zu stellen im Stande ist. Aber dort bestunden die Heere, die die Schlachten bey Leipzig, bey Lützen, und die vielen andern großen Schlachten schlugen, und Unternehmungen ausführten, über die die Nachwelt staunet, aus so weniger Mannschaft, daß in unsern Tagen ein Feldherr eine so geringe Menge von Soldaten kaum zur Ausführung irgend einer wichtigen Nebenabsicht für hinlänglich halten würde.

Die Einführung der stehenden Heere in Europa hatte Anfangs das Vortheilhafte, daß nur wenige Soldaten von beyden Partheyen einander entgegen geführet werden konnten; daß also die Geißel des Krieges

nur

nur von wenigen Menschen im Vergleich mit unsern Zeiten gefühlet wurde; daß die nach dem Verhältniß der Volksmenge des Staates, der die stehende Armee zu unterhalten hatte, geringe Mannschaft leicht, und ohne der Bevölkerung zu schaden, rekrutirt werden konnte, und daß auch die Verpflegung einer minder zahlreichen Armee allemal leichter seyn mußte. Aber seit dem Ludwig der Vierzehnte seinen großen Plan, Europa Gesetze vorzuschreiben, Holland und England zu demüthigen, auf den Thron eines der schönsten und blühendsten Reiche von Europa einen König aus seiner Familie zu setzen, und sein Reich mit den schönsten Provinzen zu vergrößern, durch ungeheure Armeen auszuführen angefangen hatte, seitdem man diesen Heeren dieses Königs eben so zahlreiche Armeen entgegenstellen mußte, seitdem die Großen der Erde aus Erfahrung lernten, daß es möglich sey, daß der größte Theil der waffenfähigen Mannschaft eines Landes unter die stehenden Regimenter genommen werden könne, — seit dieser Zeit sind die Armeen weit zahlreicher geworden, die Fürsten haben den größten Theil der Einkünfte des Staates auf diese verwendet, und oft, wenn diese nicht hinreichten, durch aufgehäufte Schulden sich in den Stand gesetzt, die so mannigfaltigen Bedürfnisse der großen Armeen zu bestreiten, uneingedenk der Folgen, die ein solches Verfahren für die Menschheit sowohl, als für die Existenz des Staates selbst haben mußte.

Da eine große Armee allemal einen weit größern Abgang von Menschen erleiden muß, als eine kleinere, und da der Ersatz des Abganges bey großen Armeen allemal schwerer seyn muß, als bey kleinern, indem schon zur Errichtung der Armee der Kern der Mannschaft, welche das Land geben konnte, genommen wurde,

de, der Fall also eintreten kann, daß es an Vorrath von Menschen zum Ersatz des Abganges fehlt; so sollte man glauben, es sey mit Entstehung größerer Heere ein Gegenstand von ersterer Wichtigkeit für die Regierungen gewesen, darauf zu sehen, daß der Abgang der Mannschaft bey den Heeren möglichst vermindert würde. Dieses kann auf keine andere Art geschehen, als dadurch, daß für die Subsistenz der Heere gehörig gesorgt werde, damit es demselben an keinem Dinge, was zur Erhaltung des Lebens und der Gesundheit nothwendig ist, mangele, daß also der Soldat gehörig genährt, gekleidet werde, daß er nicht über die Kräfte seiner Natur angestrengt werde, daß er nicht genöthiget werde, sich lange in Gegenden aufhalten zu müssen, wo Luft, Klima und äußerliche unvermeidliche Umstände anderer Art seinem Leben Gefahr drohen, und dadurch, daß der, ungeachtet aller Vorsorge, die man für die Erhaltung seiner Gesundheit anwendete, krank gewordene Soldat einen gehörigen mit den nothwendigen Erfordernissen zur Herstellung seiner Gesundheit versehenen Ort finde, wo er sich während seiner Krankheit aufhalten kann, daß er an diesem Ort Wartung und genaue, seiner Krankheit angemessene Verpflegung, und gewissenhafte, thätige und geschickte Leute finde, die ihm das Nothwendige zur Herstellung seiner Gesundheit anordnen, und darauf sehen, daß das Angeordnete mit Genauigkeit und Pünctlichkeit ausgeführet werde.

Man sollte, sage ich, glauben, daß seit Entstehung der großen Heere eine gute und zweckmäßige Einrichtung der Verpflegung der Soldaten in Hinsicht auf Erhaltung ihrer Gesundheit und Heilung ihrer Krankheiten einer der wichtigsten Gegenstände der Regierungen in Friedens- und der Regierungen sowohl, als der

Heer-

Heerführer in Kriegszeiten geworden seyn müsse. Aber daß dieses nicht so sey, hat die Erfahrung gelehrt. Nur bey der Nation, von welcher die Gewohnheit, große Heere zu Felde zu stellen, ausgegangen ist, hat man zeither gute, auf Erhaltung der Gesundheit der Soldaten abzweckende Einrichtung des Proviantwesens und Verpflegungsgeschäftes, und vortreflich eingerichtete Feldlazarethe gehabt: bey allen andern Nationen in Europa waren bisher die Einrichtungen zur Verpflegung des kranken Soldaten insgesammt mangelhaft, unzureichend, oft sogar nachtheilig und schädlich. Selbst in den Preußischen Lazarethen in dem siebenjährigen, und in dem Bayerischen Successionskrieg gab es viele Ursachen, mit der Verpflegung der Kranken, mit der Einrichtung der Lazarethe, mit dem Vorrath der Arzneyen zur Heilung der Krankheiten der Soldaten, mit denen, die den Lazarethanstalten vorstehen und über die Aerzte wachen sollten, und über die Unterärzte und Unterwundärzte selbst unzufrieden zu seyn *).

Der Ursachen, welche insgesammt zur mindern Vollkommenheit der Verpflegungsanstalten des im Felde krank gewordenen Soldaten wirken, sind sehr viele. Die Kosten, welche ein Feldzug in unsern Tagen fordert, wegen der Menge der Soldaten sowohl, die auf dem Schlachtfelde erscheinen müssen, als wegen der Menge des Geschützes, des Fuhrwesens und der Transporte, sind ungeheuer groß, und nicht immer denkt man bey dem Kosten-Etat, den man von einem Feldzuge entwirft, an alle Bedürfnisse, welche das Feldlazareth fordern kann und wird. Wenn nun jetzt nach mörde-

*) S. Fritzens Werk: das Königlich Preußische Feldlazareth nach seiner medicinal- und ökonomischen Verfassung der zweyten Armee im Krieg von 1778 und 1779. Leipz. 1780. 8.

mörderischen Schlachten sich die Verwundeten, und nach schlechter Witterung und großer Anstrengung der Soldaten die Kranken mehren, so sind die Einrichtungen zu ihrer Verpflegung, die schon vorher gemacht seyn sollten, nicht getroffen, es fehlt an den nothwendigen Vorräthen von Lagern, Betten, Matrazzen, Materialien zur Erquickung, zur Heilung der Kranken, und viele hundert, ja tausende, die hätten erhalten werden, die den Staat zu vertheidigen und dessen Feinde abzutreiben, noch ferner hätten beytragen können, werden aus Mangel der Gelegenheit zur Pflege, der Pflege selbst, und der nothwendigen Materialien zur Pflege, ein Opfer des Todes. Wenn man dann auf den Listen den fürchterlich großen Abgang der Armee an Mannschaft bemerkt; wenn man sieht, wie dünne die Glieder, wie schwach die Regimenter geworden sind; wenn man erfahren muß, daß alte, gediente und erfahrne Soldaten, die ein Raub des Todes wurden, entweder gar nicht, oder nicht hinlänglich, oder mit jungen, des Dienstes und der Strapatzen ungewohnten, feigen, mit dem Heimweh behafteten Leuten ersetzt werden, die zum Theil unzuverlässig sind, zum Theil aber nur da sind, um die Lazarethe mit neuen Kranken zu füllen, — dann erst bedauert man, daß man für diesen wichtigen Punct nicht genug besorgt gewesen war, dann erst sieht man ein, daß kein Aufwand bey Ausstattung einer Armee mit reichlichern Zinsen vergolten wird, als der, den man zur Erleichterung der kranken Soldaten macht.

So wie man sich in unsern Zeiten nie wird große Rechnungen auf den Erfolg der Operationen einer Armee machen können, die ohne Uebung und Gewohnheit an die Waffenübungen, und ohne militärischen Geist

eben

eben aus Bauern zusammen gerafft, nothwendig mit Bedürfnissen versehen, und ins Feld geschickt wird; eben so wenig wird man hoffen können, daß Anstalten zur Erhaltung der Gesundheit, besonders aber zur Heilung der Verwundungen und Krankheiten der Soldaten ihren Absichten völlig entsprechen, und untadelhaft gut seyn werden, an die man nicht vorher dachte, und die eben durch gegenwärtige Nothwendigkeit des Krieges erst ihr Daseyn erhielten. Wahrlich es ist zur Errichtung eines Feldlazareths nicht hinreichend, daß die Armee eine Feldapotheke, Matrazzen, Strohsäcke, Kessel, und andere Utensilien eines Lazareths mit sich führe: es müssen auch Leute da seyn, ehrliche Männer, die sichs zum Hauptzweck machen, das Wohl ihrer Nebenmenschen eifrigst, auch unter den für sie selbst ungünstigsten Umständen zu befördern, die keine Gefahr ihres eigenen Lebens, und keine Anstrengung scheuen, um den kranken Soldaten nützlich zu werden, erfahrne Aerzte, von erprobter Kenntniß, geschickte Wundärzte von anerkannter Fähigkeit den Verwundeten auf jede Art nützlich seyn zu können, menschliche, unermüdete Krankenwärter und Aufseher, die kein anderes Interesse kennen, als dasjenige, welches das gemeine Beste der kranken Soldaten fordert.

Wenn ein Krieg oft unversehens ausbricht; wenn eine Armee schon im Felde seyn und agiren muß, wenn sich alle Menschen, und selbst die Vorsteher des Staates nur mit Mühe daran gewöhnen können, zu denken, daß Krieg sey; wenn der eben entdeckte Zerstöhrungsplan des scheinbar feindlich gesinnten Nachbars, des verstellten Freundes, die schnelleste und thätigste Anstrengung nothwendig macht, um einen solchen verderblichen Plan zu vereiteln, und nun eine Armee aus den

zer-

zerstreueten Regimentern gesammelt und auf den Kampfplatz, um auf diesem das Vaterland zu schützen und mit Dargebung des Lebens zu vertheidigen gesendet werden soll, wird da wohl der Krieger mit Zutrauen und Freudigkeit seinen friedlichen Heerd, sein Weib, seine Kinder, die gute Gelegenheit sich Unterhalt zu erwerben, u. s. f. verlassen, um, im Fall er verwundet oder krank wird, der schlechtesten Pflege, keine, oder der zweckwidrigsten Hülfe, und dem leider in Feldspitälern so häufigen Tod entgegen zu sehen.

Man glaubt alles gethan zu haben, wenn man bey Einrichtung des Feldlazarethwesens einer Armee Aerzte, Wundärzte, Krankenwärter, Aufwärter in den Krankenzimmern, Todtengräber, Köchinnen, Wäscherinnen, u. s. w. annimmt; wenn man, im Fall der Aufbruch einer Armee ins Feld nahe ist, das ganze Feldlazareth im eigenen Sinn des Wortes errichtet, und auch da noch die Besetzung vieler wichtigen Stellen, besonders der Stellen der Krankenwärter, auf deren Fleiß und Treue im Beruf so viel ankommt, dem lieben Zufall überläßt, der an die Orte, wo das Lazareth hinkommt, schon Leute hinführen wird, die sich diesem Geschäft unterziehen zu wollen etwa anerbieten. Die Noth zwingt Aerzte und Wundärzte zu wählen, die entweder völlig untüchtig, oder Männer (öfters Jünglinge) ohne Erfahrung und ohne alle Kenntniß des Medicinalwesens im Felde sind. Man dünkt sich da oft noch glücklich, wenn sich nur solche Leute anerbieten, die Fähigkeit haben, etwas zu lernen: man hat sogar in noch gegenwärtig geltenden Lazarethordnungen ausdrückliche Rücksicht auf die genommen, die in Feldlazarethen lernen, in diesen sich zu künftigen guten bürgerlichen Practikern bilden wollen, die an Soldaten lernen wollen, in deren Hän-

de der Staat sein Schicksal, und die Nation ihre Ehre, ihre Achtung und Ruhm, ihre Existenz gelegt hat!

Nicht solche, die in Lazarethen der Soldaten im Felde lernen wollen, sondern solche, die ihre mühsam erworbenen, und durch Erfahrung und Anwendung geläuterten Kenntnisse zum Heil der kranken Soldaten in Lazarethen anwenden wollen, gute, im Dienst der kranken Menschheit erfahrne Menschen, Leute von erprobter Thätigkeit, unerschütterlicher Redlichkeit, die dem Menschen zu schätzen gewohnt, und von der schändlichen Gewohnheit in Lazarethen und allen ins Große gehenden Krankenanstalten entfernt sind, das Leben eines Menschen gering zu schätzen, weil der Mensch selbst von geringem Stand ist, — Männer, die der Gefahr, die ihnen selbst in Lazarethen von der Ansteckung droht, mit steifem Blick ins Auge sehen, solche Männer sollten zum Dienst in Lazarethen gewählt werden, und diese zu erhalten, oder auch unter denen, die sich anbieten, herauszusuchen, dazu läßt der gewöhnlich rasche Gang des bejammernden Feldzuges keine Zeit.

Solche Männer müssen daher schon in Friedenszeiten für den Krieg gebildet, und in Bereitschaft gehalten werden, sie müssen an großen mit den Feldlazarethen Aehnlichkeit habenden Krankenanstalten gebildet und angestellt werden, sie müssen angehalten werden, sich mit allem genau in Friedenszeiten bekannt zu machen, was der Dienst im Feldlazareth in Kriegszeiten fordert: der Friede muß überhaupt, so wie für den Soldaten, auch für diese eine Schule für den Krieg seyn. Diese Männer müssen gehörig besoldet werden, weil sie dem Staat ihre Kräfte, ja nicht selten ihr Leben weihen. Sie müssen nicht Mangel, Elend und

Dienst-

Dienstlosigkeit im Hindergrund sehen, wenn der Krieg vorüber ist, während dessen man ihrer bedurfte, und nach dessen Endigung man sie nicht mehr für nothwendig hält und verabschiedet.

Nicht eher wird daher eine durchaus richtige und ihrem großen Zweck entsprechende, vollkommene Einrichtung der Feldlazarethe Statt finden, als bis der Feldlazareth-Etat auch in Friedenszeiten für den früher oder später zu erwartenden Krieg die Consistenz erhält, die jede militärische Anstalt haben muß, von der man sich im Krieg wahren Nutzen versprechen will. Auch der subordinirte Arzt und Wundarzt, der Krankenwärter, und jeder zum Dienst beym Lazareth nothwendige Mann muß in Friedenszeiten für den Krieg angenommen, er muß in Friedenszeiten an das durch Unterricht, Beyspiel und eigenes Handeln gewöhnt werden, was der Krieg dereinst von ihm fordern wird. So wie es mit einer Armee immer schlecht bestellt seyn wird, wenn von dem besten und erfahrensten General eine Rotte undisciplinirter Bauern und Landstreicher angeführt wird, die, ohne mit den Waffen umgehen zu können, jetzt durch den geschickten Gebrauch derselben, die Ehre des Staates vertheidigen und das Vaterland retten sollen; eben so wird auch der beste und erfahrenste dirigirende Arzt, der geschickteste Wundarzt, zur Erleichterung des Elends der Kranken und zu deren Rettung nur wenig beytragen können, falls er nicht durch thätige und geschickte Subalternen unterstützt wird.

Die Morgenröthe einer bessern Verfassung der Kriegsarzneykunde ist nun angebrochen. Der Franzos, dieser Erfinder der ganzen verbesserten Kriegskunst, dieser große Verbesserer des ganzen Defensivkrieges, legte durch sein Beyspiel auch den Grund zur Verbesserung dieses sehr wichtigen Theils des Kriegswesens. Auch

die

die Feinde mußten schon ehedem der Französischen Nation zugestehen, daß die Französischen Feldspitäler die besten, und ihre Aerzte, besonders ihre Wundärzte, die geschicktesten seyen. Die Erfahrung, diese wichtige Lehrerinn des Menschen, welche aber freylich den Menschen oft erst lehrt, nachdem er erfahren und gefühlt hat, daß ihm sein Mangel an Einsichten große Nachtheile bringt, veranlaßte auch andere Nationen für bessere Einrichtung der Militärspitäler zu sorgen, und so langsam auch immer die Mängel verbessert worden sind, und vielleicht noch werden, so kann man doch als Thatsache annehmen, daß die Anstalten zur Erhaltung der Gesundheit der Soldaten und zur Heilung ihrer Krankheiten im Felde in eben dem Verhältniß verbessert worden sind, in dem man die Armeen in Hinsicht auf Menschenzahl vermehrt hat.

Oesterreich und Preußen leuchten in Hinsicht auf die Anstalten zur Erhaltung und Herstellung der Gesundheit der Soldaten andern Nationen mit einem Glanze vor, den Friedrich und Joseph, von wahrer Menschenliebe glühende Männer, über ihre Regierungen verbreiteten. Die Worte, mit welchen Joseph sich noch am späten Abend seines Lebens über seine Vorsorge für die kranken Soldaten ausdrückte: „Was immer zur Heilung der erkrankten und verwundeten „Mannschaft, zu ihrer Erleichterung und Erhaltung ersonnen werden konnte, ist von mir nie außer Acht gelassen worden, und jeder einzelne Mann „ist mir schätzbar gewesen," verdienen mit goldenen Buchstaben an den Altar geschrieben zu werden, welchen sein Werk, die medicinisch-chirurgische Militär-Akademie, ihrem großen Stifter errichten sollte. Durch die Erfahrungen, die man im siebenjährigen Kriege sammelte,

melte, und die man in dem zwar kurzen, aber wegen der Richtung, die er dem Medicinalwesen bey der Armee gab, wichtigen Bayerischen Successionskrieg, erweiterte, läuterte und bestätigte, erhielt das Medicinalwesen bey den Preußischen Armeen, durch die Aufmerksamkeit der Regierung auf alles, was der Bevölkerung und dem Glücke des Volkes vortheilhaft seyn kann, und durch die wahre und thätige Menschenliebe des jetzigen Preußischen Regenten eine Richtung, die in allem Betracht treflich ist. Das Königlich Preußische Feldlazareth-Reglement ist das erste in seiner Art und das vollständigste und beste unter allen bisher bekannt gewordenen.

Von allen Schriftstellern, die seit dem Vegetius bis auf unsere Zeiten von der Kriegskunst geschrieben haben, ist keiner bekannt, der die Mittel, die Gesundheit der Soldaten im Felde zu erhalten, und ihre Krankheiten zu heilen, hinlänglich bestimmt hat. Blos Aerzte haben sich damit beschäftiget, und auch diese bis auf Monro's und Pringle's Zeiten unvollkommen. Die Schriftsteller über die Kriegskunst, und die sparsamen Werke der Generale enthalten viele Thatsachen und Vorschläge, Verbesserungen in der Verpflegung und Behandlung der gesunden und kranken Soldaten betreffend, aber nichts Ganzes. Der Sieger bey Fontenoy allein gab viele und zusammenhängende Vorschläge, besonders über die Erhaltung der Gesundheit der Soldaten, über ihre bequemste Kleidung u. s. f. welche Herr Begue de Presle in einem Auszug geliefert und der Abhandlung Monro's über die Feldkrankheiten vorgesetzt hat *).

Man muß bey diesem allen nicht glauben, daß die Kriege in den vorigen Zeiten für die Gesundheit der Sol-

*) Deutsch: Altenburg, 1771. 8.

Soldaten günstiger gewesen wären. So lange die stehenden Heere in Europa noch klein waren, waren sie es allerdings, weil ein kleines Heer seltener Mangel an nothwendigen Bedürfnissen leidet, und weil auch eine sehr wichtige Ursache zu Feldkrankheiten: das Zusammendrängen vieler Menschen in einen engen Platz, bey kleinen Armeen wenigstens größtentheils wegfällt. Die zerstöhrenden Wirkungen der Krankheiten bey Armeen waren auch nicht so fühlbar bey kleinen Heeren: man konnte den Abgang leicht, wenigstens mit geringerer Mühe, als jetzt, ersetzen, und nur dann, wenn ein Heer, wie bey Höchstädt, total geschlagen wurde, war der Schlag für den Erfolg des Krieges höchst unglücklich, da man dagegen in unsern Zeiten einen Verlust, der den, welchen die Franzosen bey Höchstädt erlitten, fast viermal übersteigt, aushält und überwindet, ohne seine Absichten aufgeben zu müssen.

Dort hielt man daher die Kriegsarzneykunst für weniger nothwendig, weil man die Lazaretheinrichtungen mehr simplificiren konnte, und den Abgang an Mannschaft weniger fühlte, auch weil der Lage der Umstände nach die Krankheiten der Soldaten im Felde weniger zerstöhrend seyn mußten. In noch frühern Zeiten lag die Kriegsarzneykunde ganz, und von den frühern Zeiten Griechenlandes und Roms sind nur wenige Nachrichten übrig, die uns von der Verfassung des Medicinalwesens bey den Heeren unterrichten. Vieles Volk wurde in dem Lager des Consuls Licinius und des Hannibal durch eine pestartige Krankheit getödtet. Während der Belagerung von Syrakus richtete eine mit Blutflüssen begleitete, epidemische Krankheit die Armee der Carthaginienser beynahe völlig zu Grunde. Eine einzige Krankheit rieb acht tausend Mann von der Armee des Demetrius auf, und Cäsar ver-

versichert, daß in den Lager des Pompejus bey Dyrrhachium eine große Niederlage entstanden sey. Cäsar schrieb an einen seiner Generale, der an den Ort, wo der Schauplatz des Krieges seyn sollte, hinmarschirte: „Schone deine Soldaten, damit sie nicht von Krankheiten in dem Zeitpunct getödtet werden, wenn sie streiten sollen.“

Wundärzte zur Besorgung der verwundeten Soldaten hatten die Griechen schon in den frühesten Zeiten, zu Zeiten des Trojanischen Krieges sowohl, als in den nachfolgenden Zeiten. Bey den Römern dagegen war es anders. Dieses Volk hatte schon seine Eroberungen sehr weit getrieben, es hatte die mächtigsten und reichsten Völker Hetruriens besiegt, und durch eine Reihe von fortdaurenden blutigen Kriegen sich den Ruhm der höchsten Tapferkeit erworben, da es durch einen Zufall mit der Griechischen Heilkunde bekannt wurde. Der Nationalstolz des Römischen Volkes, größer, und auf triftigere Gründe gebaut, als bey irgend einem Volke in der Welt, der Haß, mit dem die Römer die Griechen verfolgten, und der Umstand, daß Archagathus, der erste Griechische Wundarzt, der nach Rom kam, sich eben durch die Sanftheit und Schmerzlosigkeit seiner Kuren dem Volke nicht empfahl, alle diese Umstände erschwerten der Griechischen Medicin und Chirurgie in Rom den Eingang, und Cultur und Luxus waren unter den Römern schon sehr hoch gestiegen, ohne daß man von Aerzten und Wundärzten in Rom gerade viel wußte. Mit dem Asklepiades beginnt der Zeitpunct, wo die Aerzte in Rom beliebt und gesucht wurden: mit diesem beginnt auch der Zeitpunct, wo Wundärzte mit zu Felde zogen und den verwundeten Soldaten Hülfe leisteten. Dieser Mann überwand durch seine Geschmeidigkeit und seine Beredsamkeit den Haß und die Gleichgültigkeit der Rö-

mer gegen die Heilkunde der Griechen, und obwohl noch zu Zeiten des Plinius selten ein Römer gefunden wurde, der sich mit der Heilkunde auszeichnend beschäftigte, so gab es doch von den Zeiten des Asklepiades, bis zu den Zeiten, da Rom ein Raub der Barbaren wurde, der Aerzte in Rom eine Menge, die entweder aus Griechenland nach Italien gegangen waren, um in diesem Lande durch ihre Wissenschaft ihr Glück zu machen, oder auch in Rom und in Italien von Griechischen Aeltern erzeugt, und in den Schulen der Aerzte in Rom gebildet worden waren.

Man war indessen vor den Zeiten des Asklepiades in Rom gegen das Schicksal der verwundeten und kranken Soldaten nicht gleichgültig. Es war alte, Griechische, besonders Spartanische Sitte, daß der Bürger, der friedlich in seinem Hause wohnte, während der Zeit seine Söhne, und seine jüngern und stärkern Mitbürger die Gefahren des Krieges für das Vaterland und für ihn wagen mußten, nach gelieferten Schlachten, und nach geendigtem Krieg die Verwundeten und Kranken verpflegen und besorgen, und dadurch seinen Beytrag zur Führung des Krieges gleichsam bezahlen mußte. Eben diese Sitte war schon in den frühesten Zeiten in Rom gewöhnlich. Da die Römer bey ihrer innerlichen Zwietracht, wegen des Ländereygesetzes, und wegen des Druckes, den die Plebejer von den Patriciern erleiden mußten, noch einen großen und verderblichen Krieg mit den Etruskern zu führen hatten, und in einer Schlacht eine große Menge ihrer tapfern Krieger, und ihrer Feldherren verlohren hatten, und nur noch durch einen glücklichen Zufall Sieger wurden, indem die siegreichen Feinde auf die andere Armee des Consuls Fabius stießen, und von dieser, die schon vorher den einen Flügel der Feinde zurückgetrieben hatte, geschlagen wurde, so schlug

Fabius

Fabius den ihm angebotenen Triumph aus, und vertheilte die verwundeten Soldaten unter die Römischen Senatoren, die meisten aber unter die Familie der Fabier, von welcher sie mit großer Sorgfalt gepfleget wurden *). Diese Vertheilung der Verwundeten unter die Römischen Bürger geschah in der Folge öfter, und scheint die gewöhnliche Art, die Verwundeten zu verpflegen, gewesen zu seyn. Selbst nachdem schon lange Aerzte in Rom gewesen waren, und keine Armee ohne ihre Wundärzte und Aerzte zu Felde zog, und nachdem schon ein eigener Officier unter dem Namen Praefectus camporum angestellt worden war, der nebst seinen andern Pflichten auch dafür zu sorgen hatte, daß die Kranken verpflegt und mit Heilmitteln versehen würden, und daß die Kosten der Verpflegung allenfalls aus dem öffentlichen Fond bezahlet würden, wurden die Verwundeten nach gelieferten Schlachten unter die Bürger der benachbarten Städte vertheilt, die für sie zu sorgen hatten. Da zu Fidenä 50,000 Mann durch das während eines ludus gladiatoris eingefallene Amphitheater waren verwundet worden, so nahmen die Wohlhabenden die Verwundeten in ihre Häuser, verpflegten sie und verschafften ihnen Aerzte. Im Felde hatten zu diesen Zeiten die Officiers, die Tribunen, und der Befehlshaber selbst die Obliegenheit auf sich, dafür zu sorgen, daß den kranken Soldaten die zu ihren Umständen sich schickenden Speisen zu gehöriger Zeit gegeben, und daß sie von den Aerzten gehörig besorgt würden **). Es scheint sogar, als

*) Funera deinde duo consul Fabius collegae fratrisque ducit. — Neque immemor ejus, quod initio consulatus imbiberat, reconciliandi animos plebis, saucios milites curandos dividit patribus. Fabiis plurimi dati: nec alibi majore cura habiti. Inde populares jam esse Fabii, nec hoc ulla, nisi salubri reipublicae acti. Livius L. II. cap. 47.

**) Veget. L. III, de re militari, cap. 2.

wenn man die Kranken von jeder Legion in eigene Zelte zusammengelegt habe, damit der Praefectus camporum bessere Sorge für sie tragen konnte, und sie auch von den Wundärzten leichter behandelt werden konnten, und dann wären bey den Römern, in den spätern Zeiten des Reiches, wahre bewegliche Feldlazarethe bereits gewöhnlich gewesen.

Bey dem allen war die Kriegsarzneykunde unter den alten Völkern nicht in einem hohen Grad ausgebildet. Nicht einer von den vielen Griechischen und Römischen Aerzten hat von Gegenständen geschrieben, welche auf dieselbe Bezug haben, ungeachtet sie analoge Gegenstände bearbeiteten, und z. B. vom medicinischen Verhalten auf Reisen, bey großer Hitze, Kälte, Nässe, u. s. f. handelten. Die Kriegsarzneykunde, besonders derjenige Theil derselben, der sich mit Verhütung der Krankheiten der Soldaten im Felde, und dem bessern Verhalten derselben beschäftiget, ist von den Saracenen, und erst in den spätern Zeiten dieses großen, durch seine Wissenschaften, durch seine Kriegskunst und durch sein Kriegsglück berühmten Volkes wissenschaftlich behandelt worden, freylich aber nur in Bruchstücken und auf eine unvollkommene Art. Da indessen die Araber die Lehrer der Abendländer in der Heilkunde wurden, und letztere die Araber in allem, was sie vorgeschlagen und gelehret hatten, treulich nachahmten, so erhielt die Kriegsarzneykunde durch die Araber ihre Existenz auch in Europa, und erst in Italien und Spanien.

Rhases hat in seinen berühmten Büchern an den Chalifen Al Mansur, die mehrere Jahrhunderte hindurch in Europa als das Muster des vollständigsten medicinischen Systems angesehen wurden, einen eigenen Abschnitt de mansionibus exercituum expeditionum, vel eorum, qui sunt in castris, und meines Wissens ist dieses

ses die erste Abhandlung unter allen, in welcher der Theil der Kriegsarzneykunde, der die Erhaltung der Gesundheit der Soldaten zum Gegenstand hat, behandelt wird, freylich unvollständig, aber doch so, daß man sieht, daß man in jenen Zeiten schon mit vielen Ursachen der Feldkrankheiten, die in dem Klima, der Luft und dem Boden ihren Grund haben, bekannt war. Seine Regeln und Vorschläge, die ich als erste Urkunde zur Feldarzneykunde hersetze, laufen auf folgende hinaus *):

Im Sommer müssen die Soldaten auf Hügeln und Anhöhen sich lagern. Die Zelte müssen sich gegen Norden hin öffnen, und zwischen dem einen Zelt und dem andern muß ein großer Zwischenraum seyn.

Alle Thiere, so viel nur immer möglich ist, müssen von dem Lager entfernt gehalten werden.

Im Winter findet das Gegentheil Statt. Die Armee muß in tief liegenden Orten sich lagern, an den Füßen der Berge und Hügel, die Zelte müssen sich gegen Mittag und Morgen öffnen, und möglichst nahe an einander aufgeschlagen werden.

Wenn Südwind wehet, und die Luft feucht ist, so müssen die Soldaten weniger zu essen bekommen, und gar keinen Wein erhalten, aber den Körper stärker üben, als sonst. Das Gegentheil von diesem allen findet Statt, wenn die Luft trocken ist.

Wenn viele Menschen im Lager krank werden, so müssen sie weit von dem Lager entfernt werden, und abgesondert bleiben, müssen auch nicht über den Wind, sondern unter demselben gelegt werden.

Wenn Schlangen und andere schädliche kriechende Thiere im Lager sind, so müssen diese möglichst bald aus dem Lager geschafft werden. Auch muß man Mittel brauchen,

*) Rhases Libr. VI. ad Manfor. de re medica, Cap. 13. S. 152. der von Albanus Torinns herausgegebenen oper. exquisitior. Basil. 1544. 4.

chen, welche solche schädliche Thiere austreiben und tödten. Wenn schädliche Kräuter und Bäume an solchen Orten sind, von denen sich heftige oder schädliche Gerüche über das Lager verbreiten können, so müssen diese verbrannt werden, oder man muß das Lager so anlegen, daß der Wind von daher nicht in dasselbe gelangen kann.

Man muß auf die Nahrung der Soldaten genau sehen, und jeden Ursachen, wegen deren viele im Lager erkranken, mit sorgfältigstem Fleiß nachspühren: man muß solche Anordnungen treffen, durch welche die Wirkungen aller dieser Ursachen entkräftet werden.

Diese wenigen Verhaltungsregeln zur Erhaltung der Gesundheit der Soldaten im Felde gaben den nachfolgenden Arabisten wenigstens Veranlassung, dasjenige, was Rhases angefangen hatte, weiter zu verfolgen, und Arnoldus de Villa nova, einer der frühern Arabisten, der sich besonders durch seine Erläuterungen über das Gedicht der Salernitanischen Schule unter den Aerzten seiner und der nachfolgenden Zeiten einen großen Namen erworben hat, schrieb nun, offenbar auf Veranlassung des Rhases, ebenfalls ein Büchlein: de regimine castra sequentium. Weil aber zu seinen Zeiten der Mensch schon weit weniger galt, der nicht Edelmann oder Befehlshaber war, so sind auch seine Verhaltungsregeln großentheils für den Befehlshaber und für die Officiere, weniger für den gemeinen Soldaten gegeben. Ich setze das Wesentliche aus diesen Verhaltungsregeln her, da sie diejenigen sind, auf welche in der Folge im Abendlande die Kriegsarzneykunde gebauet wurde*).

Der Platz zum Lager für eine Armee muß geräumig seyn. Er darf nicht sumpfig seyn. Wo nur immer ein Lager geschlagen wird, da muß der Herr König einen Ort haben, wo Berg- oder Erdwinde, oder Abend-

*) Das Buch steht in den Werken des Arnoldus de Villa nova, auf dem 130sten Blatt, nach der Ausgabe Lion, 1509. Fol.

Abendwinde wehen. Alle Abende soll man trockene Ambraäpfel, desgleichen Kichern und Wolfsbohnen nehmet, sie mit Wein befeuchten und im Zelt, wo der König liegt, auf glühende Kohlen werfen.

Wenn eine Armee aufbricht und ihr Lager ändert, so muß es allemal wenigstens eine bis zwey Meilen weit seyn. Der Fußgänger soll mit Schuhen und dicken Sohlen versehen seyn, und soll sich auf dem Marsch wohl umsehen, ob nicht eiserne Fußangeln gelegt sind, die er aufheben und entfernen muß.

Der Soldat soll auch in den Quellen und Brunnen genaue Untersuchungen anstellen, ob sie nicht verunreinigt sind, ob nicht schädliche, anderwärts gesammelte Kräuter hineingeworfen sind. — Das Flußwasser, welches der Soldat trinkt, soll er nicht am Ufer, sondern mitten aus dem Fluße trinken. Die Cisternen und Brunnen soll er auch genau untersuchen, besonders soll er nachsehen, ob nicht eine zähe und schmierigte Materie darinnen liege. Findet er so etwas im Cisternenwasser, so soll er dieses Wasser nicht trinken: findet er es aber in Brunnen, so soll der Brunnen gereiniget und ausgeschöpft werden. Kann man aber eine solche Untersuchung nicht anstellen, so soll man ein feines weißes Leinentuch mit solchem Wasser naß machen, das Tuch aber nicht auswinden, sondern völlig naß an die Sonne oder an die Luft hängen. Wird das Tuch, wenn es trocken, fleckicht, so ist es ein sicheres Zeichen, daß das Wasser schädlich ist; bleibt es weiß und ohne Flecken, so ist das Wasser heilsam und gut.

Damit aber eine Armee vor ansteckenden Krankheiten geschützt werde, müssen überall, außerhalb den Gränzen des Lagers, Gruben gegraben werden, in welche die Leichname todter Thiere und andere Unreinigkeiten geworfen werden müssen. Wenn diese Gruben halb voll sind, müssen sie mit Erde bedeckt werden.

Die

Die Soldaten sollen mit Essig gekochtes und wieder getrocknetes Corianderpulver in der Speise genießen.

Alle Soldaten sollen einen Hut von dickem Zeug haben, mit dem sie auch den Hals bedecken.

Alle Verwundeten sollen das Pulver von der Polygonia, alle Morgen einen Löffel voll mit Wein nehmen, oder, falls sie arm sind, mit Wasser. Auch soll man solches Pulver äußerlich in die Wunde streuen. Wenn aber einer mit einem Pfeil oder auf eine andere Art vergiftet worden ist, so soll er einen Löffel voll von dem Pulver der Citronensaamen, und Scolopendrienkörner nehmen.

Dieses wenige ist fast alles, was von den Aerzten bis ins vierzehnte Jahrhundert für die Feldarzneykunde geleistet worden ist. Nach jenem Zeitpunct, und schon in demselben, wurde die Chirurgie, auf Veranlassung des Pauls von Aegina und des Abul Casem von den Arabisten mit einem Fleiß getrieben, und dadurch der Grund zur bessern Behandlung wenigstens eines Theils der Kranken im Felde gelegt. In Hinsicht auf innerliche Krankheiten ließ man sich durch die Stürme der Theorie und Hypothesen wie ein Rohr hin und her bewegen, und die Behandlung dieser gewann nicht eher Festigkeit, als bis Monro und Pringle die Ursachen derselben näher entwickelten, und auf diese die richtige Behandlung derselben baueten.

Der Mangel dieser nähern Kenntniß der Ursachen der Feldkrankheiten machte es eben, daß diese Krankheiten zuweilen so verheerend wurden. Gutmüthig hielt man Pest, Ruhren und Faulfieber, wie den leidigen Krieg selbst, für eine Geißel, womit Gott die Bosheiten der Menschen züchtigen wolle, und beruhigte sich damit, daß man die Laster und Sünden der Menschen beseufzete, statt daß man hätte beobachten sollen, unter welchen Umständen und Veranlassungen diese

Krank-

Krankheiten entstunden, fortdauerten und sich verbreiteten, und statt daß man diesen Umständen und Veranlassungen mit aller Macht hätte entgegen arbeiten sollen.

Sehr vieles hat man indessen doch einem Deutschen Arzte in dieser Hinsicht zu danken. Kramer hat in seiner medicina castrensis die im Felde besonders wirksamen Ursachen der fäulichten, bösartigen Krankheiten und der Ruhren sehr gut angegeben, so fehlerhaft übrigens seine theoretische Erklärung dieser Krankheiten und so unbestimmt und auf Hypothesen und Denkungsart des Zeitalters gegründet auch seine Heilmethode ist. Seit Kramer den Deutschen vorleuchtete, seit Monro, Pringle, Brocklesby, van Swieten, Baldinger, Bilguer, Thede, Schmucker, Colombier, Fritze, und viele andere berühmte Männer ihre eigenen Beobachtungen über die Feldkrankheiten, und ihre Vorschläge über deren Behandlung bekannt machten, ist in der Kriegsarzneykunde wahrhaft viel geschehen. Unser Zeitalter ist das Zeitalter der Vorschläge und Projecte, und die militärische Arzneykunde hatte auch das Schicksal ein Gegenstand zu seyn, an welchem mehrere eingebildete Reformatoren (und das Unglück wollte, daß ihnen Regenten zuweilen ihr Zutrauen schenkten) ihr Heil versuchten. Eine Menge von Vorschlägen, die entweder schon ihrer Natur nach unausführbar waren, oder bey vielen Kosten, die sie erforderten, wenig Nutzen versprachen, wurden gemacht, und die Kriegsarzneykunde gewann durch dieselben nichts, als höchstens dieses, daß die Masse dessen, was vorgeschlagen, aber unausführbar befunden worden war, vermehret wurde.

Man kennt jetzt die Ursachen, welche die Gesundheit des Soldaten verletzen, genau. Es kommt nur darauf an, daß man diese Ursachen zu vermeiden, oder falls sie unvermeidlich sind, zu entkräften suche. Vieles ist schon in diesem Betracht gethan worden: manches

ches ist noch zu thun übrig. Bey einem Gegenstand, der, wie die Feldarzneykunde, die Menschheit so sehr interessirt, der so vielen Bezug auf das Wohl des Staates, die Ehre der Regierung, und das Wohl des Bürgers hat, bey einem solchen Gegenstand ist es, besonders in unsern Zeiten, wo die größere Hälfte von Europa, wo unser geliebtes Vaterland die Waffen ergriffen hat, gewiß nicht zu tadeln, wenn er von mehrern behandelt wird, besonders wenn die Ursachen der Krankheiten, welche die Rotten im Felde dünne machen, genau ausgemittelt, und die Wege, diese Ursachen zu verhüten, angezeigt werden.

Der Verfasser dieser Schrift hat es gewagt, was wir über die Ursachen der Krankheiten der Soldaten im Felde gewiß wissen, in diesem Werk zusammenzustellen. Er hat die Lebensart des Soldaten unter den mannigfaltigen Verhältnissen und Anstrengungen im Felde erwogen, und überall, wo es nur seyn konnte, diejenigen Vorschläge gethan, welche ihm die wirksamsten zu seyn geschienen haben, entweder diese Ursachen selbst zu entfernen, oder, da viele derselben mit den Kriegsoperationen selbst zusammen hangen, und nicht entfernt werden können, sie nach Möglichkeit zu entkräften. Auf diese Art ist der erste Theil dieses Handbuchs der Feldarzneykunde entstanden, der die Erhaltung der Gesundheit des Soldaten im Felde zum Gegenstand hat, unstreitig der wichtigste Gegenstand, von großem Interesse für die Menschheit und für jeden Staat, der, gesetzt daß er auch Vorrath von Menschen hat, und Soldaten schaffen kann, doch oft nur Soldaten zum Schein, in die Uniform gekleidete Menschen, nicht aber geübte, zuverlässige, tapfere Soldaten, Männer ohne Furcht und Tadel zu schaffen vermag. Die Erfahrung hat es in unsern Tagen gelehrt, wie dünne ein Heer durch fortwährende Gefechte mit einem erbitterten Feinde werden kann: wenn

wenn nun vollends Krankheiten den Theil verzehren helfen, den das Schwerdt nicht fraß, so muß natürlicher Weise bald wahrer Mangel an den Werkzeugen entstehen, durch welche ein Staat im Kriege seine Absichten einzig und allein erreichen kann.

Der zweyte Theil dieses Handbuchs enthält die Anstalten zur Heilung des im Felde krank gewordenen Soldaten, er enthält was von Lazareth-Reglements und Ordnungen, von der Direction und Einrichtung der größern Feldlazarethe sowohl überhaupt, als der kleinern Anstalten zur Heilung des im Felde verwundeten und krank gewordenen Soldaten zu bemerken ist. Er enthält die Pflichten der obersten und aufsehenden Aerzte und ihrer Subalternen, der Oberwundärzte und ihrer Subalternen, und der vielen andern zur Pflege und Wartung der kranken und verwundeten Soldaten angestellten Personen, ohne welche kein Soldat in dem Feldlazareth gehörig verpfleget und in seine Gesundheit hergestellt werden kann.

Der dritte Theil dieses Werks enthält endlich eine pathologisch-practische, auf die Erfahrung der besten Feldärzte gebauete Abhandlung von den Krankheiten, die im Felde öfters vorkommen, besonders von den hitzigen Krankheiten, welche theils im Felde am allerhäufigsten vorfallen, theils auch am gefährlichsten und tödtlichsten sind, sowohl wegen des eigenen und gefährlichen Ganges, den sie in Lazarethen gewöhnlich nehmen, als auch wegen der Ansteckung, die von ihnen öfter in Lazarethen, als anderswo zu befürchten ist. Unter den langwierigen Krankheiten sind nur solche ausgehoben worden, die im Felde und in Lazarethen sehr häufig vorkommen: minder häufige, und zu deren Kur es auch in Lazarethen oft an Gelegenheit fehlt, konnten, um dieses Werk nicht ohne Noth zu vergrößern, nicht abgehandelt werden. Von den besondern Ursachen derselben im Felde ist indessen

in

in der zu diesem Theil gehörigen vorläufigen Abhandlung Nachricht gegeben worden.

Dieses ist der Gesichtspunct, von dem der Verfasser bey Abfassung dieses Werks, dessen zweyter Band in der Ostermesse 1795 sicher erscheinen wird, ausgegangen ist. Er hat nie die güldene Regel, die bey Anstalten für Erhaltung der Gesundheit des Soldaten, und Rettung desselben bey Krankheiten von erster Wichtigkeit ist, aus der Acht gelassen: daß das Einfache das Siegel der Wahrheit sey. Er hat sich gehütet, Vorschläge zu thun, von denen er überzeugt ist, daß sie schwer, oder gar nicht ausführbar sind, so einleuchtend sie auch dem der Lage der Umstände im Felde unkundigen Manne scheinen mögen. Man muß bey medicinische Gegenstände betreffenden Vorschlägen, die nur unter sehr beschränkten, und oft sehr ungünstigen Umständen ausgeführt werden können, immer bedenken, daß, je zusammengesetzter ein Vorschlag ist, je mehr er Zurüstung fordert, ehe er ausgeführt werden kann, je mehrere Menschen bey seiner Ausführung angewendet werden müssen, an denen im Felde oft Mangel ist, und je unsicherer wahrscheinlicher Weise sein Erfolg ist, er auch in eben dem Verhältniß für schwer oder ganz unausführbar im Felde gehalten werden muß. Die ehedem mit einer Menge von oft mühsamen Compositionen an sich größtentheils guter und wirksamer Arzneyen angefüllten Preußischen Feldapotheken geben z. B. nicht mehrern Kranken das Leben wieder, als es ihnen die gehörig gebrauchten, von Herrn Generalfeldstaabsmedicus Riemer mit meisterhafter Kunst in dem Preußischen Felddispensatorium aufgestellten Mittel geben werden.

Verzeichniß des Inhalts.

Erster Theil.

Erhaltung der Gesundheit des Soldaten im Felde.

Einleitung.

Allgemeine Uebersicht und Wichtigkeit des Gegenstandes. S. 3

Erstes Kapitel.

Von den Märschen, Lagern, Cantonnements, Winterquartieren, Garnisonen. S. 36

Zweytes Kapitel.

Von den Einflüssen der Luft, der Gegenden und des Klima auf die Gesundheit der Soldaten im Felde. S. 97

Drittes Kapitel.

Nahrung und Getränk der Soldaten. Vegetabilische Kost. Mehlbrod. Zwieback. Feldbäckerey. Das Verpflegungs- und Proviantgeschäft. Gemüse. Die wohlfeilsten und besten Sorten desselben. Rationen. Hülsenfrüchte. Mehlspeisen. Fleisch. Suppentafeln. Die Menage des Soldaten. — Getränk. Wasser. Bier. Wein. Brandtewein. Nothwendige Aufsicht der Verpflegungscommission auf Leute, die den Soldaten Speise und Getränk zuführen. Verschiedene im Felde gewöhnliche Verfälschungen des Bieres, des Weins, des Brandteweins. Nachtheile davon für die Gesundheit. Marketenterordnung. S. 115

Viertes Kapitel.

Kleidung. Bedeckung. Reinlichkeit. Beschützung des Soldaten gegen die Einflüsse des Wetters. — Der Brodsack. —

Der Torniſter. — Die Waffen. — Beſtrafungen der Soldaten. — Nothwendigkeit derſelben. Stockſchläge, Spitzruthen, Steigbügelriemen. — Sorge für die Moralität der Soldaten. — Begünſtigung der Ehen derſelben. Schlimme Folgen des wider die Ordnung der Natur befriedigten Geſchlechtstriebes. Luſtſeuche. — Manuſtupration. — Sorge für das Seelenwohl der Soldaten. S. 172

Zweyter Theil.

Anſtalten zur Heilung der Krankheiten der Soldaten im Felde.

Einleitung.

Umfang, Wichtigkeit, Schwierigkeit des Gegenſtandes. S. 229

Erſtes Kapitel.

Anſtalten zur Verpflegung des kranken Soldaten im Allgemeinen. S. 237

Zweytes Kapitel.

Tranſportirung der Kranken in die Lazarethe. Tranſportirung derſelben von einem Lazareth in das andere. S. 265

Drittes Kapitel.

Feldlazarethe. Hauptlazarethe für ganze Armeen. Lazarethe für detachirte Corps. Das ambulirende Lazareth. Depotlazarethe. Lazarethe für Garniſonen im unbelagerten Zuſtand. Lazarethe für Garniſonen und Bürger im belagerten Zuſtand. S. 294

Viertes Kapitel.

Utenſilien der Feldlazarethe. — Lagerſtätte. — Bettſtellen. — Beſorgung der Kranken, wenn ſie in dem Lazareth ankommen. — Wäſche derſelben. — Nachtgeſchirre. — Andere Utenſilien. — Bandagen, Charpie, chirurgiſche Geräthſchaften. S. 337

Der

Der zweyte Band wird enthalten:

Fünftes Kapitel.

Aufsicht über die Lazarethe. Militärische, medicinische, chirurgische. Nahrung. Getränk. Krankenkost. Wein, Essig, Essig mit Wasser. Bier. Pflege der Kranken. Aufsicht über ihr richtiges Verhalten. Bedeckung des Lazareths gegen feindliche Anfälle.

Sechstes Kapitel.

Convalescenten, deren Pflege, Kost, Aufenthalt. Genesene. Transport derselben zur Armee und zu ihren Regimentern.

Siebentes Kapitel.

Lazarethpersonale. Aerzte. — Untergeordnete Feldärzte. Wundärzte. Untergeordnete Wundärzte. Lazarethwundärzte. Gehülfen.

Achtes Kapitel.

Apotheker. Gehülfen desselben. Die Feldapotheke. Nothwendige Arzneyen in derselben. Felddispensatorien.

Neuntes Kapitel.

Krankenwärter. Aufwärter. Wäscherinnen. Zum Ausfegen und Reinigen der Krankenzimmer bestimmte Weiber. Andere Bediente.

Zehntes Kapitel.

Sorge für das Seelenwohl der Kranken. Sorge für die Todten. Leichenöffnungen. Nothwendige Anstalten zu denselben. Beerdigung der Todten.

Dritter Theil.

Gewöhnliche Feldkrankheiten.

Erste Abtheilung.

Hitzige Krankheiten.

Erstes Kapitel.

Ursachen, warum gewisse hitzige Krankheiten im Felde am meisten vorkommen. Warum sie den im Felde gewöhnlichen schlim-

schlimmen Gang nehmen. Epidemien. Wechsel, Uebergänge der einen Epidemie in die andere.

Zweytes Kapitel.

Entzündungs- und katarrhalische Krankheiten.

Drittes Kapitel.

Gallenfieber.

Viertes Kapitel.

Schleimfieber.

Fünftes Kapitel.

Faulfieber. Das Lazarethfieber.

Sechstes Kapitel.

Ruhren.

Siebentes Kapitel.

Ausschlagsfieber. Petechienfriesel.

Achtes Kapitel.

Wechselfieber.

Zweyte Abtheilung.

Langwierige Krankheiten.

Erstes Kapitel.

Krankheit von zurückgetriebener Ausdünstung. Katarrhe. Diarrhöen.

Zweytes Kapitel.

Hautkrankheiten.

Drittes Kapitel.

Kacherien.

Recapitulation. Wünsche. Schluß.

Hand-

Handbuch

der

Kriegsarzneykunde.

Erster Theil.

Erster Theil.

Erhaltung der Gesundheit des Soldaten im Felde.

Einleitung.

Allgemeine Uebersicht und Wichtigkeit des Gegenstandes.

Jeder Staat, der neben den andern, mit ihm wetteifernden, bestehen will, muß so viel innere Kräfte besitzen, daß er durch diese aufrecht erhalten werden, und sich im Fall eines Angriffs vertheidigen, oder auch, im Fall verderbliche Plane wider ihn ausgebrütet werden, diese durch den Angriff seiner Feinde vereiteln kann. Diese Kräfte leihet dem Staate der Arm seiner Bewohner. Je stärker also ein Land bewohnt wird, desto mehrere Vertheidiger und desto mehrere Streiter muß es haben: je weniger es bewohnt wird, desto seltener und zerstreueter müssen seine Vertheidiger seyn.

Der natürlichste und beste Vertheidiger seines Landes, seiner Verfassung, und seines Fürsten, ist unstreitig der vermöge seines Alters waffenfähige Bewohner desselben. Dieser streitet für sein Land, für sein Eigenthum, für seinen Heerd, für sein Weib, seine Kinder: und wenn auch nicht selten Laune, Eigensinn, Habsucht und Vorurtheile

der Fürsten Kriege entflammt haben, um deren Veranlassungen der Staatsbürger entweder sich nicht bekümmerte, oder die seinen Rechten und Freyheiten so gar nachtheilig waren; so ist doch der Bürger sehr geneigt, die Sache des Staates und des Regenten, gesetzt daß sie auch ungerecht sey, oder ihn in seinen Verhältnissen wenigstens künftige Nachtheile bringen könnte, zu seiner eigenen zu machen. Ein hoher Patriotismus durchglühet seine Brust: er scheuet keine Gefahr, keinen Verlust, keine Anstrengung, wenn er nur die mögliche oder wahrscheinliche Erfüllung nicht seiner Absichten, sondern der Absichten der Vorsteher des Staates, dessen Bürger er ist, im Hintergrund sieht, und dabey die Aussicht nicht aus den Augen verliert, auch durch seine Kräfte beyzutragen, seinem Volke den Ruf des tapfersten und furchtbarsten entweder zu erhalten, oder zu erwerben. So wuchs Rom nach einem so geringen Anfang, zur Gebieterin der Welt heran. Die Liebe zum Vaterland und der stolze Vorsatz, sich die hohe militärische Achtung zu erhalten und zu vermehren, die dieses Volk sich schon in seiner Kindheit erworben hatte, brachten es dahin, daß der Römer immer Sieger, selten Besiegter war. Ohne daran zu denken, daß er durch seine Siege Glieder zur Tyrannenkette schmiede, welche seine Nachkommen fesseln sollte, stritt er immer bieder und tapfer, und das höchste, was der gemeine Römer durch seine Feldzüge und seine Siege erwarb, war etwas Reichthum und das Gefühl, wahren Antheil an der Ehre zu haben, den Ruhm des römischen Nahmens zu erhalten und zu vergrößern. Selbst da so mancher Römer sein Blut für dieses oder jenes Oberhaupt einer Parthey versprützte, welche sich zur herrschenden im Staate aufwerfen wollte, wähnte er nicht, daß er, den Privatabsichten seines Chefs zu gefallen, sein Leben aufs Spiel setze. Die Soldaten des Marius und Sulla, des Cäsars und des Pompejus wähnten für römische

mische Freyheit zu streiten, indem sie durch ihr Blut und Leben entschieden, welchem von diesen Oberhäuptern die Herrschaft der Welt gehören sollte.

Was den Streiter vermögen soll und muß, der den Staat vertheidigt, dessen Mitglied er selbst ist, von dessen Boden ein Theil sein oder der Seinigen Eigenthum ist, dies sollte man den ersten Anschein nach glauben, kann man von den um Lohn gedungenen Soldaten nie erwarten, und jene großen Völker des Alterthums, die entweder ihren kleinen Staat gegen die mächtigen Anfälle der Besitzer unermeßlicher Reiche mit dem vollkommensten Erfolg vertheidigten, oder die, wie die Macedonier und Römer, keine geringere Absichten hatten, als die, sich der Herrschaft über die Welt zu bemächtigen, führten diese in dem ersten Fall edlen und des Bürgers würdigen, im andern Fall wenigstens großen Plane nicht mit gemietheten Volke, sondern mit der Stärke und Kraft der Bürger des Vaterlandes aus. Eine gemiethete Rotte schickte man mit Zutrauen und Hoffnung des Sieges nur wider Streiter, von denen man überzeugt war, daß sie sich leicht besiegen ließen.

Aber in unsern Tagen ist dieses anders. Kleine Staaten, die auch bey der sorgfältigsten Landespflege und bey der fortwährenden Ausführung des hohen Plans, das Glück und die Menge ihrer Staatsbürger nach Möglichkeit zu vermehren, es schon vermöge der Beschaffenheit und Ausdehnung des Landes nicht dahin bringen können, eine Einwohnerzahl zu erreichen, die mit der des benachbarten Staates nur im geringsten Verhältniß stehen könnte, haben in den vorigen und unsern Zeiten sich nicht allein behauptet, sondern sogar, und zwar von den größten und volkreichsten Staaten in der Welt Eroberungen gemacht. Wenn auch der Schwede, der unter seinem Heer nur wenig eigentlich gemiethete Soldaten hat, in dem langen Krieg wider

Friedrich

Friedrich den Zweyten keine Lorbeeren erndtete, sondern sich höchlich freuete, ohne Verlust an Land diesen großen Krieg geendigt zu sehen, so widerstund doch dieses im Verhältniß kleine, aber tapfere Volk in unsern Zeiten den zahlreichen Schaaren russischer Krieger mit unverlöschlichem Ruhm. Das kleine, fast nur mit gedungenen Menschen seine Sache vertheidigende Holland vereitelte die großen Plane Ludwigs des Vierzehnten, es zu unterjochen, und nach einem Streit von langen Jahren stund es frey, und stärker und furchtbarer da, als es Anfangs gewesen war. Friedrich der Zweyte eroberte mit einem kleinen, aus Soldaten von allen Völkern Europens bestehenden Heer Schlesien, und entriß diese schöne Provinz einem Volke, daß sich von Alters her durch Tapferkeit und Muth den größten und berühmtesten Nahmen in Europa erworben hatte. Eben dieser große König blieb in einem Krieg von sieben Jahren wider die größten Mächte von Europa, wider die tapfersten Völker, mit einer Armee, von der die größere Hälfte aus Miethsoldaten bestund, aufrecht, und verlohr in dem glorreichen Frieden von seinen ererbten und vorher erworbenen Besitzungen nichts.

Diese großen Thaten wurden wenigstens großentheils durch gedungene Krieger ausgeführt. Denn seitdem die Sitte beym Kriegführen so geworden ist, daß man dem Feinde möglichst große Armeen entgegen zu stellen sucht, und da wenigstens viele Länder nicht fähig sind, ohne den größten Nachtheil für den Ackerbau und die Handwerker so viele Soldaten herzugeben, als man bedarf, so hat man den Reichthum des Staates dazu größtentheils verwendet, daß Soldaten davon angeworben und verpfleget wurden. An diesen hat Europa, besonders das menschenreiche Deutschland, einen solchen Vorrath, daß ungeachtet der großen Menge von Menschen, die in unsern Zeiten ihr Heil in Spanien, Rußland und Amerika versuchten, Deutsch-

land

land noch den Britten für ihr theures Geld eine Menge Männer leihen konnte, um durch ihre Beyhülfe den in der Folge unausführbar befundenen Vorsatz auszuführen, Amerika zu erobern.

Damit der Soldat in der Kunst Krieg zu führen die Uebung erlange, ohne welche er sich bey der jetzt so hoch gestiegenen Kriegskunst keinen Sieg versprechen kann, so muß er fleißig in den Waffen geübt werden. Je mehr er Uebung erlangt, je sicherer und geschwinder er die Werkzeuge des Todes und der Verheerung gebrauchen lernt, je mehr er seine, auf einen einzigen Punct hingerichtete Kräfte übt, und je mehr er diese Kräfte auf diesen Punct hinzurichten lernt; je mehr er sich an den Befehl seiner Vorgesetzten sowohl, als an die Befolgung desselben gewöhnt, ein desto zuverlässigerer und besserer Soldat muß er seyn, mit desto mehrerm Recht kann man von ihm erwarten, nicht daß er geschlagen, sondern daß er Sieger seyn werde. Selbst an die Gefahren des Krieges gewöhnt sich der Mensch allmählich, durch öftere Uebung, durch öftere Bekanntschaft mit denselben, und der ungewöhnte Landmann, der den Donner der Canonen schaudernd hören würde, hört ihn entweder gleichgültig, oder wohl auch mit Vergnügen, wenn er durch die Uebung daran gewöhnt ist.

Alle diese Umstände machten es nothwendig, daß die Soldaten immer das blieben, was sie seyn sollten, stehende, allezeit fertige Streiter. Sie machten es nothwendig, daß der Soldatenstand einen eigenen, seine Sitten, seine Einrichtungen, seine Gesetze, ja seine eigene Gesinnung und Denkungsart habenden Körper im Staate bildete, dem der Staat im Nahmen der andern friedlichen Bürger, die Vertheidigung des Staates, des Fürsten und jedes einzelnen Staatsbürgers auftrug, zu dessen Ernährung und Ausrüstung, nach seinen Kräften beyzutragen, nun aber eines jeden Staatsbürgers heilige Pflicht wurde.

Man hat bekanntlich über die Vortheile und Nachtheile der stehenden Armeen viel geschrieben und der Gründe für und wider stehende Heere eine Menge dargebracht. In einem idealischen Staat wären freilich keine bestimmten und dafür bezahlten Vertheidiger des Landes nothwendig. So wie jeder römische Bürger Soldat seyn mußte, wenn sein Vaterland Kriegsdienste von ihm foderte, so könnte man sich wohl einen Staat denken, wo jeder Waffenfähige auch Vertheidiger seines Landes und seiner Verfassung seyn muß, und die Schweitzerrepublik, ist bey dieser Einrichtung mehrere Jahrhunderte mit Ruhm bestanden, und hat sich die Achtung ihrer Nachbarn zu erhalten gewußt. Aber bey den jetzigen Verhältnissen der Staaten unter einander, wäre eine solche Einrichtung unmöglich. Wie würde Holland bestehen, wenn es keine gedungenen Truppen zu Gebot hätte? Wie würde England Landkriege wider mächtige Feinde ohne gemiethete Soldaten führen können? Staaten, die zerstreuet liegen, würden nie fähig seyn, den Einfall eines ehrgeitzigen oder habsüchtigen Nachbars Widerstand zu leisten, wenn die in mehrere Provinzen zerstreueten Krieger, erst den Pflug oder den Weberstuhl mit den Waffen verwechseln und an den Ort, wo der Feind den Einfall wagt, hineilen sollten. Mancher blühende und glückliche Staat würde in Europa ohne stehende Armee die Beute des ersten besten Feindes seyn, falls der an sich weniger mächtige Nachbar mit seiner stehenden und geübten Armee einen solchen Staat ohne stehende Armee überfallen würde. Die stehenden Armeen werden daher so lange unentbehrlich seyn, bis endlich die Unmöglichkeit, sie zu unterhalten, die Fürsten in Europa veranlassen wird, sie wenigstens zu vermindern, wo nicht aufzuheben.

Es mag immer seyn, daß der stehende Soldat von dem Fürsten als Werkzeug des Despotismus gebraucht werden kann, und daß auch eine drückende und ungerechte Regierung

gierung ihres Bestehens, ungeachtet der lauten Klagen derer, die regieret werden, versichert seyn kann, wenn sie nur ein wohl disciplinirtes Heer von stehenden Truppen auf ihrer Seite hat, und auf dessen Unterstützung sicher rechnen kann. Es mag immer seyn, daß der stehende Soldat, falls auch nicht in allen, doch in vielen Staaten das Verderbniß der Sitten mächtig befördert, daß durch ihn dem Ackerbau und den Gewerben viel Hände entzogen werden, die vielleicht auf eine nützlichere Art, als mit der Kunst Menschen methodisch zu tödten, beschäftiget werden können. Es mag immer hart und drückend für den Vater seyn, der seine Söhne mit Mühe und Kosten erzog, die nun nicht ihm sein Fortkommen erleichtern, ihn nicht unterstützen können, wenn sie erwachsen sind, sondern Kriegsdienste aus Zwang nehmen müssen: es mag selbst viel dazu gehören, daß der zum Kriegsdienst gezwungene Staatsbürger Lust und Liebe für diese Lebensart gewinnt, von welcher er weiß, daß sie ihn oft nur sehr ungerade zu der edlen Bestimmung sein Vaterland zu vertheidigen hinführt. Ich will zugeben, daß diese Mißbräuche und zum Theil nothwendigen Uebel mit großen stehenden Heeren verbunden sind, und daß besonders der Unterhaltung der stehenden Heere wegen die Abgaben der Staatsbürger beträchtlich gestiegen sind: aber alle diese Uebel sind gewiß kleiner, als die Uebel, welche ohne stehende Heere in den jetzigen Verhältnissen der Staaten entstehen würden. Schon der einzige Vortheil, daß sie den Staatsbürger seine Verfassung sichern, daß sie allein die Ausbrüche jener gewaltsamen Revolutionen hemmen können, die, gesetzt daß sie auch für die folgende Zeit wohlthätig werden könnten, doch den Staat, den sie treffen, für die gegenwärtige Zeit, und die Bürger, die deren Wirkungen empfinden, sehr unglücklich machen, schon dieser Vortheil überwiegt die Nachtheile stehender Heere. Und wenn das Geld, welches die Regierung

gierung von den Unterthanen erhält, nicht eben durch diese Heere in Umlauf gebracht würde, so würde besonders in unsern Tagen, wo Sparsamkeit unter die vorzüglichsten Tugenden der Fürsten gerechnet wird, das Geld des Staatsbürgers bald seinen sichern Weg in die Casse des Fürsten, keinen aber aus dieser in den Seckel der Unterthanen finden.

In den Zeiten, wo unser Deutschland noch keine so großen stehenden Heere hatte, war dieses Land unter weit mehrere Fürsten und Herren getheilt, von deren Hofstaat das Geld wieder auf die Unterthanen zurückfloß, welches sie ihnen gezinset hatten. Jetzt hat Deutschland wenigere und mächtigere Herren, weniger Residenzschlösser, weniger Hofhaltungen, dagegen weit zahlreichere stehende Heere. Ein oder etliche Regimenter Soldaten ersetzen den Bürger den Gewinn, den sie ehedem von der Prachtliebe oder von der Verschwendungssucht ihrer Fürsten hatten.

Es mag indessen wohl seyn, daß in mehrern Staaten Europens das militärische System zu hoch getrieben worden ist. Der mit Ländern und Menschen reichlich versehene Fürst stellte, um seine Zwecke desto sicherer zu erreichen, Armeen auf, von einer Zahl, die man vor 200 Jahren für platterdings unmöglich gehalten haben würde. Der Fürst, der Länder von geringerm Umfang zu regieren hatte, die natürlich auch wenigere Menschen fassen und nähren konnten, mußte nunmehr seine äußersten Kräfte anstrengen, seinem mächtigern Feinde eine gleiche, oder wenigstens eine solche bewaffnete Volksmenge entgegenzustellen, von der er hoffen konnte, daß er, bey gehöriger Nutzung der Kräfte derselben, entweder den starken Feind besiegen, oder wenigstens seinen eigenen Untergang verhüten könnte. Ludwig der Vierzehnte war der erste König, der durch unermeßliche Heere Europa in Erstaunen setzte, durch diese aber

freilich

freilich auch alles das Unglück verbreitete, welches jetzt Frankreich in so hohem Maaß empfinden muß. Er führte mit seinen großen Heeren lange Kriege, und um diese zu führen, waren die Einkünfte seiner Krone nicht hinreichend. Die Schuldenlast häufte sich unter ihm und den folgenden Königen so sehr, daß die Staatsverfassung am Ende jene in ihren Folgen so traurige Veränderung erleiden mußte.

Aber auch diese nach den jetzigen Verhältnissen von Europa nothwendig gewordenen großen Heere, so nachtheilig sie in vielem Betracht auch seyn mögen, haben Vortheile, die wichtig sind. Ihnen haben wir es zu verdanken, daß die Kriege in unsern Tagen menschlicher geführt werden, als ehedem. Viele deutsche Länder konnten sich nach dem dreißigjährigen Krieg in mehrern Menschenaltern nicht erholen. Ganze Provinzen waren bey dem Westphälischen Frieden leer von Menschen, leer von Vorräthen. Jetzt ist nach dem siebenjährigen Krieg, der mit ungewohnter Erbitterung der Partheyen, und zum Theil von barbarischen Horden geführet wurde, eine Zeit von 32 Jahren verstrichen, und alle Länder, die der Schauplatz dieses großen Krieges waren, blühen mehr, und enthalten mehrere Menschen, als vor dem Anfang desselben.

Wenn zwey Armeen von 80000 Mann in einem Lande hausen, so können sie natürlich dem Lande nicht wohl thun. Sie bedürfen des Obdaches, der Nahrung, für sich und die zahlreiche Reuterey, die die Art Krieg zu führen in unsern Tagen nothwendig gemacht hat, und für die Menge von Pferden, die die fast übertriebene Menge der Feldartillerie fordert. Auch können, selbst bey Heeren, die sich durch ihre Kriegszucht die Achtung von Europa erworben haben, und bey allem guten Willen der Feldherren und Officiers, nicht immer Ausschweifungen und Grausamkeiten einzelner Theile abgehalten werden. Aber der große Vor-

theil großer Armeen ist, daß bey diesen nur Soldat gegen Soldaten streitet, daß der friedfertige Landmann und Bürger so wohl vom Feind, als vom Freund unbeschädiget und ungeplagt bleibt, falls er nur das Seine zu den Bedürfnissen der Armee beyträgt. Das Verheerungssystem, das zur Einöde machen der Länder ist aus Europa verbannt, und weiter zu den Völkern übergegangen, von denen es zuweilen der eine oder der andere europäische Fürst annahm, Freund und Feind müssen zu sehr für ihre eigene Subsistenz sorgen, als daß sie den Entschluß fassen sollten, durch muthwillige und unnöthige Verheerung eines Landes sich selbst die Subsistenz in demselben unmöglich zu machen. Während des siebenjährigen Krieges, wo so viele Heere in Sachsen den Wechsel des Kriegsglückes empfanden, fühlten zwar sehr viele Bewohner dieses blühenden Landes die Schläge der fürchterlichsten Plage, welche über die Menschheit verhängt werden kann: aber dennoch blieb das Privateigenthum völlig gesichert, und das Land empfand von den Verheerungen nichts, denen es im vorigen, und zu Anfang dieses Jahrhunderts, zum Theil von den nemlichen Nationen, ausgesetzt gewesen war. Viele Gegenden blüheten sogar durch größeres Gewerbe, und durch den Ueberfluß von klingender Münze, welche durch so starke Heere in Umlauf gebracht wurde.

Diese großen Armeen haben auch in den Verpflegungsgeschäft der Soldaten und in dem, was zur Erhaltung der Gesundheit der Soldaten im Felde, und zur Verhütung und Heilung der Krankheiten derselben gethan werden muß, große Veränderungen hervorgebracht. Man muß bedenken, sagte der größte Held unsrer Zeiten, und der größte Kenner des Kriegswesens, daß, wenn man eine Armee errichten will, der Bauch der Grundpfeiler ist, auf dem das Gebäude aufgeführt werden muß. Große Vorräthe von Getraide, von Mehl und andern Nahrungsmitteln

mitteln für Menschen und Thiere, müssen also zusammengehäuft werden, wenn eine Armee in den Stand gesetzt werden soll, thätig zu seyn. Diesen seinem Grundsatze blieb Friedrich der Zweyte auch nach dem ruhmvollen Ende des siebenjährigen Krieges treu. Seine erste Sorge war, nach Endigung des Krieges wieder Vorräthe für einen neuen zu schaffen, die er in den Festungen seines Landes vertheilt niederlegte. Da er sich auf diese Art mit Vorräthen von Nahrungsmitteln zu zwey Feldzügen versehen hatte, fiel jene fürchterliche Theurung ein, die in den Jahren 1770 und 1771 den größten Theil von Europa so schwer drückte. Nun öffnete er die für die Armee gesammelten Vorräthe für jeden bedürfenden Bewohner seines Landes, und bewirkte dadurch nicht allein, daß kein Unterthan der Preußischen Monarchie diese Landplage empfand, sondern daß auch viele tausend Menschen, denen Mangel und Elend ihren väterlichen Heerd, selbst in einem bessern Land, und unter einem mildern Himmelsstrich, unwerth gemacht hatte, in seinen Ländern Nahrung und Unterhalt fanden, und den Verlust der Menschen ersetzten, den einer der verheerendsten und blutigsten Kriege von sieben Jahren nach sich gezogen hatte. So entstund aus dieser Sorge für das Heer eine neue Quelle des Wohlstandes für die Preußischen Staaten, und wenn auch diese ersten Colonisten den Wünschen und Hoffnungen der Regierung nur selten entsprachen, so gaben doch die mehr nationalisirten folgenden Generationen bessere Hoffnungen, gute und arbeitsame Staatsbürger zu werden.

Eine große Armee ist nicht allein der schwerern Subsistenz wegen, sondern auch wegen einer Menge von andern Ursachen, mehrern Beschädigungen der Gesundheit, und also mehrern Krankheiten ausgesetzt, als eine kleine, und wenn Krankheiten in einer großen Armee eingerissen sind, so werden diese leicht tödlich, und lassen sich schwe-

rer heilen, verbreiten sich auch natürlicher Weise mehr, als bey einer kleinen. Und wenn durch alle diese Beschädigungen der Gesundheit, und durch das Heer von Krankheiten, welches der gewöhnliche Begleiter großer Armeen ist, diese bis auf die Zahl kleinerer Armeen herabgebracht worden sind, dann ist die Herstellung einer solchen Armee gewöhnlich mit so vielen Schwierigkeiten verknüpft, daß oft die Ruhr, das Faulfieber, u. s. w. der feindlichen Armee mehrere Vortheile geschaft haben, als wenn sie den Gegner mehrere male vollkommen besiegt hätte. So verstrich die Zeit des ersten Feldzugs Josephs des Zweyten großentheils ohne Schlachten und ohne Siege bey Besetzung der Sümpfe und Dämme bey Semlin, und seine Armee verlohr durch Krankheiten eine außerordentliche Menge tapferer Soldaten, bereit mit deutschem Muthe dem Türkischen Heer das Vorurtheil zu benehmen, welches dieses, veranlaßt durch den letzten Krieg mit den Deutschen, von der Schnellfüßigkeit derselben gefaßt hatte.

Da nun das Schicksal und die Existenz eines Staates im Kriege auf seiner Armee beruht, und da ein Feldherr nur dann hoffen kann, seinem Feinde mit dem gewünschten Erfolg die Stirn zu bieten, wenn er eine gehörige Menge tapferer, muthiger, und gesunder Soldaten dem Feinde entgegen führt; so ist es unstreitig in unsern Tagen ein Gegenstand von erster Wichtigkeit, daß eine Armee außer den Vorräthen, die zu ihrem Unterhalt gehören, auch mit solchen Hülfsmitteln versehen sey, welche dieselbe wider Krankheiten schützen, oder, falls Krankheiten sich einfinden, diese abtreiben, und auf die leichteste und bequemste Art heben können. Es ist, besonders in unsern Tagen, eine allgemein als wahr anerkannte Bemerkung, daß im Krieg weit mehrere Soldaten von Krankheiten, als vom Feind, getödet werden. Wie wichtig muß es nicht also für den glücklichen Erfolg des Krieges, für das Glück, die Ehre

und politische Achtung des Staates und für den Fürsten seyn, es dahin zu bringen, daß entweder gar keine Krankheiten in seiner Armee einreißen, oder daß, da dieses unmöglich ist, die Krankheiten, wenn sie einmal da sind, in ihrer Zahl möglichst vermindert und so wenig als möglich tödtlich gemacht werden.

Viel, sehr viel kann aber noch bey Armeen geschehen, um zu verhüten, daß Krankheiten wenigstens nicht mit mörderischer Wuth bey ihnen einreißen, falls man auch nicht jedes einzelne Glied des Heeres gesund erhalten kann. Man kennt die Ursachen derjenigen Feldkrankheiten, welche die tödlichsten sind, und um deren Abhaltung man sich am meisten zu bestreben hat. Die Erfahrung hat gelehrt, daß auch die größten Heere in eben dem Verhältniß gesund blieben, als man im Stande war, diese Ursachen entweder ganz abzuhalten, oder so zu modificiren, daß sie die schädliche Einwirkung nicht haben konnten, die sie gewöhnlich haben. Und da diese Ursachen durchaus in der Art liegen, wie der Soldat lebt, wie und wo er gelagert ist, wie, auf welche Art und in welchem Maaß seine Kräfte angestrengt werden, wie er gespeiset und getränkt wird, wie er bekleidet ist, wie groß das Gewicht der Waffen und des Gepäckes ist, mit welchem belastet er oft große und beschwerliche Märsche zu machen hat, welcher Grad der Reinlichkeit in seinem Hauswesen und in seiner Kleidung beobachtet werden kann; so sieht man leicht ein, daß auch bey großen Heeren der Satz: jede Krankheit ist leichter abzuhalten, als zu heilen, in seiner ganzen Stärke gültig ist, und daß, je mehr für richtige und zweckmäßige Pflege des Soldaten gesorgt werden kann, desto weniger Gefahr ist, daß ein sehr beträchtlicher Theil der gewöhnlichsten Krankheiten der Soldaten, das Loos einer Armee seyn werde.

Alle Aerzte, welche Feldkrankheiten beobachtet und beschrieben haben, kommen darin überein, daß folgende die vorzüglichsten Ursachen der Krankheiten der Armeen sind, die also in eben dem Maaß, als sie abgehalten werden, auch ihre Wirkung, die Krankheiten, die von ihnen entstehen, nicht hervorbringen werden. Alle werden freilich nicht abgehalten werden können, wenn eine Armee mit Nachdruck und auch an solchen Oertern agiren soll, die eben nicht die günstigsten für die Gesundheit sind: viele andere werden doch so modificirt werden können, daß sie weniger schädliche Einflüsse auf die Gesundheit haben, als sie außerdem haben würden.

1) Oft muß der Soldat, ehe er den Feind nur sieht, sehr lange Märsche machen, und zwar zu einer Zeit, die entweder wegen der Nässe und Kälte, oder wegen der drückenden Sommerhitze, zum Marschiren sehr ungünstig ist. Man bedenke die Strecke Wegs von Gallicien oder dem äußersten Ende von Ungarn bis an den Rhein, bis in die Niederlande, vom Königreich Preußen, oder nur von den Churländern des Königs, bis an die Gegenden, wo der jetzige Schauplatz des Krieges ist, und man wird sich nicht wundern, daß, falls auch der vierte oder fünfte Tag jedesmal für den Soldaten zum Rasttag bestimmt ist, doch viele von der fortwährenden Anstrengung, nicht blos durch das Marschiren, sondern auch durch das Tragen des Gepäcks und der Waffen, so angegriffen werden, daß sie entweder krank, oder doch mit dem Zunder von Krankheit in ihrem Körper an den Schauplatz hinkommen, wo sie Beweise von ihren körperlichen Kräften, und von ihrer Tapferkeit geben sollen. Nicht selten nöthigt die nothwendige Beschleunigung der Märsche die Befehlshaber entweder dem Zuge keinen Rasttag mehr zu geben, oder auch durch

forcirte Märsche die Armee in einem weit höhern Grad, als es die menschliche Natur bey fortwährenden Anstrengungen ertragen kann, zu ermüden.

2) Die Kleidung des Soldaten muß ihrer Natur nach leicht seyn, weil er außer ihr noch seine Waffen und sein Gepäck zu tragen hat, und die große Menge von Soldaten, die in unsern Tagen mancher Staat zu unterhalten und zu kleiden hat, hat gemacht, daß man in der Kleidung der Soldaten eine Sparsamkeit beobachtet, die oft der Gesundheit sehr nachtheilig ist. Der mit seinem kurzen, dünnen Rocke, und der Weste gleicher Art bekleidete Soldat kann sich von einer solchen leichten Kleidung nur wenig Schutz gegen das Wetter versprechen, und da seine Kleidung, eben des Princips der Sparsamkeit wegen, sehr eng an dem Körper liegt, so befördert sie im Sommer die Ausdünstung und den Schweis stärker, der immer wieder, oft auf dem Lager auf bloßer Erde, oder auf modernden Stroh eintrocknen muß.

3) Ueberhaupt ist bekanntlich die zurückgetriebene Ausdünstung die vornehmste bewirkende Ursache derjenigen Krankheiten, die überhaupt den Sommer so gefährlich machen, und die bey den Soldaten im Felde noch weit wirksamer, als bey jeder andern Art zu leben, seyn muß. Der Soldat hat kein Kleid, um es mit dem durchschwitzten, oder vom Regen durchnäßten zu verwechseln: wenn er höchstens so glücklich ist, ein oder etliche Hemder zum Wechsel in seinem Torniſter zu haben, so fehlt es ihm oft an Zeit und Gelegenheit, oft an Luſt, die nasse und unreine Wäsche mit trockener und reiner zu vertauschen. Er lagert sich, oft nach der heftigsten Erhitzung bey Tage, auf der kalten Erde, glücklich, wenn er reines und trockenes Stroh hat. In den hei-

ßen Tagen des Augusts und Septembers durchdringt den bey Tage von Hitze glühenden Körper des Nachts nicht selten ein schneidender Frost, und wenn vollends das Lager in einem Thal, an Sümpfen, an dem Ufer eines Flusses ist, wenn der Platzregen Zelte und Stroh des Soldaten durchnässet hat, und nun der Soldat in einem solchen Wohnort leben, auf einem solchen Lager liegen muß, so kann man leicht einsehen, daß da fast alle Ursachen zusammentreffen, welche die Ausdünstung hemmen, und alle von dieser Hemmung abhangenden Krankheiten, besonders nachlassende Fieber, und die tödtlichsten Bauchflüsse und Ruhren erregen.

4) Der Mensch ist überhaupt nicht ohne Leidenschaften, und der Soldat ist denselben vielleicht mehr unterworfen, als jeder andere Mensch in andern Verhältnissen des Lebens. Er genießt, wenn er kann, und weil er eben des Glückes des Genusses selten theilhaftig wird, so genießt er leicht im Uebermaaß, und schadet dadurch seiner Gesundheit. Entfernt von seinem väterlichen Heerd, oft weit entfernt von seinem Vaterland, und gezwungen in einer Lebensart seine Kräfte aufzuopfern und sein Leben bey jeder Gelegenheit, wo es seinen Obern gutdünkt, zu wagen, muß wenigstens mancher Soldat die Traurigkeit empfinden, die ehedem bey den Schweitzerregimentern in Französischen Diensten so mörderisch wurde, daß die Regierung alles, was den Schweizerischen Soldaten an sein geliebtes Vaterland erinnern konnte, selbst das Aufspielen des Kuhreihens, bey harter Strafe verbieten mußte. Indem der Soldat alle Anstrengungen eines Feldzuges erduldet, indem er voraussieht, daß seine Kräfte nicht fähig seyn werden, solche Anstrengungen lange auszuhalten, muß er, genöthiget durch militärischen Zwang, seine Kräfte den Befehlen

seiner

seiner Obern leihen, ohne eben auf eine glänzende Vergeltung, oder auf ein ruhiges, sorgenloses Alter rechnen zu können. Alle solche Betrachtungen können natürlicher Weise den frohen Sinn des Soldaten nicht beleben, und vollends am Tage der Schlacht, wenn die beyden feindlichen Heerschaaren einander gegen über stehen, wenn der Donner der Kanonen verkündigt, daß Menschenblut wie Wasserströme fließen werde, wenn die reißenden Kanonenkugeln ganze Glieder darniederstrecken, da zittert auch der Entschlossenste und Tapferste, bis die steigende Wuth und das Feuern mit kleinem Gewehr auch den feigen Soldaten die Gefahr auf eine kleine Zeit vergessen macht. Diese schnellen, starken Leidenschaften, und dieser Wechsel derselben trägt nicht allein bey, das Geschäft der Ausdünstung noch mehr in Unordnung zu bringen, sondern bereitet auch schon an sich den Körper zu vielen und großen Krankheiten vor.

5) Die Nahrung enthält eine der wichtigsten Ursachen der Krankheiten des Soldaten im Felde. Gewöhnt in der Garnison wenigstens an einige Ordnung, die bey den Heeren gewisser Völker sogar gesetzmäßig geworden ist, und nach seinen Verhältnissen und seiner Einnahme eingerichtet, muß nun der Soldat den eigenen Heerd verlassen. Er wird auf dem Marsch täglich einquartirt und da von den Landleuten freilich da besser, dort schlechter, aber doch im Ganzen erträglich, verpflegt. Während der Campagne erhält er sein Brod aus den Magazinen, freilich nicht immer, aber oft von Mehl von schlechter Beschaffenheit. Brod und Mehlspeisen sind seine gewöhnliche Nahrung, Fleisch gehört wenigstens nicht immer unter die gewöhnliche Kost. Vegetabilische frische Kost wird ihm selten zu Theil, außer im Herbst etwa Obst,

wenn das Lager in einer obstreichen Gegend zu stehen kommt, und dieses wird nicht immer genau geprüft, ob es reif oder unreif sey, und im Herbst Kartoffeln. Von dem Obste hat man immer den besten Nutzen bey Soldaten gesehen, und in dem Bayerischen Erbfolgekrieg, da die Ruhr bey der Armee des Königs große Verheerungen anrichtete, ließ diese Krankheit so gleich nach, da sich die Soldaten im Herbst in die Böhmischen Weinberge lagerten. Die gewöhnliche Kost des Soldaten aber, verbunden mit den andern, bisher entwickelten Ursachen, muß natürlich beytragen, den Körper zu schwächen und gastrische Krankheiten, die gewöhnlichsten, welche in Lagern herrschen, zu erregen. Die durch so viel Ursachen geschwächten Kräfte des Körpers und besonders der ersten Wege, können die starke und die Kräfte der Werkzeuge übersteigende Nahrung nicht gehörig verdauen, und dadurch erzeugt sich ein unreiner Stoff, der zu vielen nachherigen Krankheiten den Grund legt.

6) Das Getränk verdient auch als eine vorzügliche Gelegenheitsursache der Feldkrankheiten angesehen zu werden, und noch in unsern Tagen verfiel ein beträchtliches Corps in einen gefährlichen Bauchfluß, weil es auf dem Marsch einige Tage lang ungesundes Wasser getrunken hatte. Der Feldherr kann nicht immer seine Stellung so wählen, daß sie den Soldaten gutes Wasser gewährt, und oft muß sich daher der Soldat mit schlechtem Wasser seinen Durst löschen. Andere Arten des Getränkes, Bier, Wein, Brandtewein, die dem gemeinen Soldaten zuweilen zu Theil werden, sind größtentheils durch den Wucher, der selten entfernt bleibt, wo man guten Absatz erwartet, verdorben und verfälscht, und falls nicht die Verpflegungscommission, wie bey den Oesterreichischen Heeren in Ungarn der Fall war, dafür sorgt, daß

der

der Soldat täglich seine Portion Wein erhält, so ist dieses gute und zur Erhaltung der Kräfte höchst nützliche Getränk gewöhnlich für den gemeinen Soldaten zu theuer.

Dieses sind nun etliche der gewöhnlichsten Ursachen, welche Feldkrankheiten bey jeder Armee erregen und ihnen eine eigene Modification geben. Diese Ursachen sind auch von der Art, daß sie von einer Armee nicht ganz entfernt werden können, daß also ihre ungünstige Einwirkung auf die Gesundheit der Soldaten nicht ganz aufgehoben werden kann: aber unter gehöriger Leitung und Aufsicht, besonders über das Proviant- und Montirungswesen einer Armee, und bey gehöriger menschenfreundlicher Anleitung und Weisung der einzelnen Glieder des Heeres von ihren Obern kann auch in dem, was Verhütung der Feldkrankheiten heißt, sehr vieles geschehen, und ein großer Theil der Armee kann zu Vertheidigung des Vaterlandes und Abtreibung der Feinde erhalten werden, der außerdem seinen Tod in den Lazarethen gefunden haben würde. So viele und erhebliche Bemerkungen auch über den Zustand des Medicinalwesens und der Verpflegung der Soldaten bey der Armee des Königs von Preußen im letzten Bayerischen Successionskrieg gemacht wurden, und so offenbar fehlerhaft der Zustand und die Einrichtung der Lazarethe war: so groß war in dem siebenjährigen Krieg die Sorge des großen Monarchen und Heerführers für seine Soldaten, und ungeachtet das Kriegstheater oft in der Ferne von den Ländern des Königs, und in rauhen unfruchtbaren Gegenden war, so fehlte es doch nie, weder dem Heere, noch dem Vieh an Nahrung, und bey der wirklich großen Freyheit, die der Preußische Soldat in dem hatte, was Sorge für seinen Körper und Pflege desselben betrift, bemerkte man doch bey den preußischen Heeren wenigere

Spuren

Spuren von dem Mißbrauch dieser Freyheit, als bey andern Armeen. Der großen Sorge Friedrichs und aller seiner Heerführer und Officiers für den gemeinen Soldaten war es eigentlich zuzuschreiben, daß man bey den Heeren des siegreichen Königs gern diente, daß immer ein Zufluß von Waffenfähigen da war, die unter seinen Fahnen ihr Heil versuchen wollten, und daß epidemische Krankheiten in den sieben langen Jahren unter seinen Heeren nicht die Verwüstungen anrichteten, die sie bey andern Heeren zuweilen in einem Jahr angerichtet haben. Durch diese Vorsorge wurde Friedrich in den Stand gesetzt, der ungeheuren Schaar seiner Feinde den langen und siegreichen Widerstand zu leisten, und den ruhmvollen Frieden zu bewirken, der Europa mit Bewunderung des großen Mannes und mit Erstaunen erfüllete.

Es lehren es also auch Beyspiele, daß die tödtlichsten Feldkrankheiten abgehalten werden können, und da ein kranker Soldat oft einen ganzen Feldzug hindurch zu seinen Beruf untauglich ist, und da man natürlich auf eine Schaar sich nicht verlassen kann, von der die Hälfte in Lazarethen liegt, so ist es gewiß von hoher Wichtigkeit, die Regeln genau zu kennen, nach denen man verfahren muß, wenn man mörderische Krankheiten und Seuchen von großen Heeren abhalten will.

Der erkrankte Soldat kann nicht allein seine Bestimmung nicht erfüllen, sondern er ist auch dem Heere zur Last. Er bedarf der Pflege, die ihm von Gesunden gewährt werden muß, auf die er sogar seine eigene Krankheit leicht verbreiten kann: er bedarf eigener Nahrung, die von der Nahrung des gesunden Soldaten verschieden, und gewöhnlich kostbarer ist: der Ort, wo er krank liegt, muß gegen feindliche Ueberfälle gedeckt seyn, weil es grausam seyn würde, den, der im Dienst seines Landes erkranket ist,

seinem

seinem Schicksal zu überlassen. Was von Soldaten krank ist, geht also nicht allein dem Heer ab, sondern auch ein Theil der gesunden Soldaten muß in das Lazareth zur Pflege der Kranken und zur Bedeckung des Lazareths commandirt werden.

Es ist eine gemeine und leider wahre Bemerkung, daß im Felde viele Soldaten ins Lazareth hinein, wenige aber herausgehen, und eben so gemein und natürlich ist es, daß jeder Soldat den Ort scheuet, vor welchem er, wie der Fuchs in der Fabel, viele Fußtapfen derer sieht, die hineingiengen, wenige aber von denen, die herausgiengen. Der Ursachen, welche die Feldlazarethe zu solchen Aufbewahrungs- und Curorten machen, in welchen eine weit grössere Tödtlichkeit herrscht, als in jeder andern Anstalt dieser Art, sind sehr viele, und darunter sind besonders folgende die wirksamsten:

1) Die Menge der Kranken, die immer in dem Hauptlazareth einer beträchtlichen Armee seyn muß, ist an sich fähig, die Zahl der Kranken sehr zu vermehren, und die daseyenden Uebel auf die Krankenwärter, und auf die, welche zum Dienst des Lazareths überhaupt und zur Bedeckung desselben angestellt sind, zu verbreiten: auch wird sich die herrschende Krankheit, z. B. die Ruhr, das Faulfieber, solchen Kranken mittheilen, die wegen andern Krankheiten im Lazareth sich befinden. Daher werden die Verwundungen in den Lazarethen so tödtlich, weil sich die fäulichte Disposition mit ihnen vergesellschaftet.

2) Eben wegen der Menge der Kranken muß dem Hauptlazareth, und überhaupt jedem Lazareth, in dem viele Kranke versammlet sind, die nothwendige Bequemlichkeit fehlen, und in eben diesem Verhältniß kann auch die bey allen, besonders aber bey Feldkrankheiten so noth-

nothwendige Reinlichkeit, in Hinsicht auf Lagerstädte, Wäsche, u. s. f. nicht gehörig beobachtet werden. Wenn diese Ursachen in Verbindung mit N. 1. wirken, so muß dadurch nothwendig die Luft in einem hohen Grad verdorben werden, und den Grad von septischer Verderbniß erlangen, durch welchen sie das Lazarethfieber zu erregen fähig wird. In den im siebenjährigen Krieg bey den Preußischen Heeren so gut eingerichteten Lazarethen sah der würdige Theden bey vielen Verwundeten den tödtlichen Kinnbackenkrampf entstehen, und zwar aus keiner andern Ursache, als weil die Luft höchst verderbt war. Dieser trefliche Beobachter nimmt daher auch die fäulichte Verderbniß der Luft in Lazarethen als eine der ersten und wichtigsten Ursachen der Mundsperre an.

3) In einer solchen verderbten Atmosphäre werden nun die Kranken zwar zuweilen getrennt und abgesondert nach der Art der Krankheiten, an denen sie leiden, zuweilen aber auch untereinander, von Feldärzten und Feldwundärzten besorgt. Eine völlig genaue Besorgung der Kranken muß natürlicher Weise die Menge derselben so wohl, als die verhältnißmäßig geringe Menge guter Aerzte und Wundärzte unmöglich machen. Es ist den Aerzten unmöglich, alle innerlichen Krankheiten zu besorgen: ein Theil derselben fällt also den Lazarethchirurgen, und den Compagniefeldscherern zu, die nach dem Bedürfniß der Umstände von Zeit zu Zeit ins Lazareth commandirt werden. Unmöglich kann man die Besorgung der Kranken der eigenen Einsicht solcher, oft unwissender Leute überlassen: es ist also nothwendig, daß eine Norm da sey, nach welcher sie zu verfahren haben, und daß Mittel in der Feldapotheke da sind, die sie zu verordnen haben, nach der Anweisung der Vorschrift.

Eine

Eine solche gute Vorschrift für Feld- und Lazarethwundärzte existirt noch nicht: daß die Preußische, nach welcher in dem Bayerischen Erbfolgekrieg verfahren werden mußte, sehr mangelhaft war, das hat der sel. Fritze vortreflich erwiesen. Und wenn auch eine solche Vorschrift verfaßt werden könnte, die in aller Hinsicht gut und passend wäre, so gehört bey Befolgung jeder medicinischen Vorschrift auch dies dazu, daß man sie verstehe, und diese Gabe möchte wenigstens nicht allen Feldwundärzten zu Theil geworden seyn, gesetzt daß man auch voraussetzen wollte, daß alle Feldärzte diese Fähigkeit hätten. Und wenn man auch annimmt, daß in dem Lazareth alles so pünktlich und genau befolgt wird, wie es die Gesetze und Anordnungen verlangen: wenn man auch voraussetzen wollte, daß das, was die Juristen applicatio legis ad factum nennen, und die Aerzte applicatio normae ad morbum nennen könnten, gehörig und so geschieht, wie es geschehen muß, daß also das Lazareth mit fähigen Wundärzten und guten praktischen Aerzten durchaus versehen sey; so macht doch die Menge der Kranken, die alle zur bestimmten Zeit besorgt seyn wollen und müssen, es fast unmöglich, daß nicht beträchtliche Fehler in Erkennung der Krankheiten und Anordnung der Heilmittel und Diät begangen werden sollten.

4) Das Hauptlazareth muß mit seiner Feldapotheke gehörig versehen seyn. Der Apotheker muß ein sachkundiger Mann, und mit geschickten Gehülfen versehen seyn. Es muß ein gehöriger Vorrath von einfachen und zusammengesetzten Arzneyen vorhanden seyn. Die Kranken müssen nach der Verordnung des Arztes oder Wundarztes mit den gehörigen Arzneyen, in gehöriger Qualität, und zu rechter Zeit versorgt werden. Alles dieses

ses sind Punkte, die in jedem Lazarethreglement stehen, deren Befolgung aber im Felde so schwer, als ihre Anbefehlung leicht ist. Warlich, wenn man im Kriege Menschen zu tausenden morden sieht, so gewöhnt sich mancher mit einer Art von Gleichgültigkeit an das Leben eines Menschen zu denken, und es eben so gleichgültig zu behandeln, besonders wenn er hin und wieder durch Spuren von Nachlässigkeit, Faulheit, Unbiegsamkeit, Halsstarrigkeit, und desjenigen Wahnsinnes, durch welchen der Mensch gegen sein eigenes Leben gleichgültig wird, veranlaßt wird, zu glauben, daß auch seine geflissentlichsten und thätigsten Bestrebungen doch bey den meisten fruchtlos seyn werden. Wider die unverhältnißmäßigen Vorräthe, sind oft die bittersten Klagen geführet worden. Der dirigirende Arzt ordnet sie der Verpflegungscommission nach seinen Launen, nach seiner Theorie, mit einem Wort, nach dem Gesichtspunkt an, den er durch die Brille nimmt, mit welcher er das Feldlazareth betrachtet, und die Verpflegungscommission glaubt zuweilen das Thun und Lassen frey zu haben, und nimmt von dem Verzeichniß auf, was ihr gut dünkt. Oft ist der dirigirende Arzt sogar weit entfernt, und ordnet, ohne die Bedürfnisse der Armee nur im geringsten zu kennen. So fehlten in den vorigen Kriegen in großen Lazarethen oft Vorräthe von den nothwendigsten Mitteln, die gerade eben nicht immer die theuersten waren. Die zusammengesetzten Mittel in der Feldapotheke ordnet der dirigirende Arzt, und zwar natürlicher Weise immer nach den Grundsätzen der Schule, in welcher er gebildet wurde. Daher waren in dem Preußischen Feldlazareth die bey langwierigen Krankheiten anwendbaren zusammengesetzten Mittel größtentheils vortreflich, weil sie vom sel. Cothenius herrührten, der in Friedrich Hoffmanns Schule gebildet worden war.

Minder

Minder gut waren die Formeln zu Arzneyen, die bey fieberhaften Krankheiten im Felde angewendet werden sollten, weil man zu der Zeit, da Friedrich Hoffmann lebte und lehrte, mit dem Begriff von Entstehung fäulichter und gallichter Krankheiten, als derjenigen, die gerade im Felde am häufigsten vorkommen, noch nicht aufs Reine war, und mehr an Hinausschaffung des Fieberstoffes durch die Schweislöcher, als daran dachte, den Magen und die Gedärme gehörig auszufegen, welches doch, wie die tägliche Erfahrung lehrt, und der große König einstmal selbst erfuhr, bey den gewöhnlichsten hitzigen Krankheiten der Soldaten die Hauptsache ist. Noch jetzt hat nur ein Feldetat in Deutschland eine zweckmäßige Sammlung von einfachen und zusammengesetzten Mitteln aufzuweisen, die in der Apotheke vorräthig seyn sollen, und die sich alle durch Einfachheit, Wirksamkeit, und wo es seyn kann, durch Wohlfeilheit (ein wichtiger Punkt bey den jetzt so sehr gestiegenen Staatsbedürfnissen!) auszeichnen. Diese pharmacopoea castrensis hat das Preußische Heer seinem würdigen Generalfeldstaabsarzt Riemer zu verdanken.

5) Eine Menge von Ursachen der größern Tödtlichkeit der Krankheiten in Feldlazarethen liegt noch in zufälligen Umständen, die abzuändern nicht allemal in der Macht der Lazarethcommission oder Verpflegungsdeputation steht. Die Kranken vermehren sich, nach großen Anstrengungen, nach heftiger Hitze, in einem Lager in einer sumpfigen, ungesunden, nicht von den Winden durchstrichenen Gegend, in der Nähe von stehenden Wassern, nach gelieferten Schlachten, u. s. f. so sehr, daß die Lazarethärzte und die Wundärzte, die man in das Lazareth schicken kann, zu ihrer Besorgung nicht hinreichen, daß also die Kranken zu hunderten auf einen

Arzt

Arzt oder Wundarzt fallen, der dann unmöglich im Stande ist, alle mit gleicher und nothwendiger Aufmerksamkeit zu besorgen. Man ist auch bey mehreren Heeren bey der Auswahl der Aerzte und Wundärzte nicht sorgfältig genug, und in Europa war das Französische Heer vielleicht das einzige, welches die große Menge guter und erfahrner Wundärzte unter sich zählte, durch welche sich jetzt auch die Oesterreichischen und Preußischen Heere auszeichnen. Warlich, ich kenne viele Feldärzte, deren Besorgung ich auch das ungeschätzteste Thier nicht anvertrauen möchte, und Feldwundärzte, so flüchtig und so gleichgültig gegen das Leben der Menschen, daß sie für das große Geschäft, Menschen zu heilen, gerade am wenigsten gemacht sind, und auf solchen Menschen beruht im Kriege ein großer Theil des Wohls des Heeres, also des Wohls des Staates. Die Diät wird den Kranken im Feldlazareth von dem Arzte vorgeschrieben, und da die Verpflegung so sehr vereinfacht werden muß, als es nur möglich ist; so fehlt, gesetzt daß auch Ueberfluß an dem Zwecke gemäßer Nahrungssubstanzen da sey, doch die Gelegenheit, mit den Speisen abzuwechseln, besonders gehört die bey fieberhaften und langwierigen gallicht fäulichten Krankheiten so wichtige Kost aus frischen Vegetabilien in der Verpflegungsanstalt der Kranken im Lazareth immer unter die Seltenheiten. Oft mangelt es sogar, wenn die Armee öfters marschiren muß, und auf ein enges Terrain eingeschränkt ist, an den nothwendigsten Bedürfnissen für Kranke, besonders an frischem Fleisch, und den aus diesem zu verfertigenden, für viele Kranke, besonders aber für die Genesenden nothwendigen Brühen. Nicht selten mangelte es sogar in den Vorräthen der Magazine an Nahrungssubstanzen, an denen es bey keiner Lazarethanstalt gebrechen sollte, an feinem Mehl, Grütze,

besonders Hafergrütze, Reis, und dergleichen, und wenn auch einige Vorräthe davon da waren, so waren sie nicht von guter Beschaffenheit, sondern entweder in der Niederlage und durch den Transport verdorben, oder wohl auch von gewinnsüchtigen Leuten, die die Lieferung hatten, in schlechter Qualität gekauft worden. Es ist so bekannt, daß das erste und nothdürftigste Nahrungsmittel einer Armee, das Getraide und das aus demselben bereitete Mehl oft von schlechter Beschaffenheit ist, und bey mehr als einem Heer legte das schlecht gebackene und aus schlechtem Mehl zubereitete Brod den Grund zu den Krankheiten, welche die Glieder im Felde dünne machten.

6) Auf das Getränk kann von der Verpflegungsanstalt nur mit großer Schwierigkeit Rücksicht genommen werden. Da der Befehlshaber einer Armee bey Stellung und Lagerung derselben nicht auf eine solche Stellung sehen kann, welche die gesundeste ist und Ueberfluß an den ersten Bedürfnissen des menschlichen Lebens gewährt, sondern auf eine solche, die seinen Absichten entspricht und ihn gegen die Anfälle des Feindes möglichst sicher stellt; so ist selbst gutes trinkbares Wasser in manchem Lager eine Seltenheit, Bier, eines der ersten und nothwendigsten Bedürfnisse der Deutschen, ist gewöhnlich in Gegenden, wo große Armeen agiren, selten, weil mehr davon erfordert wird, als die Brauhäuser liefern können, und ist auch für den gemeinen Mann zum gewöhnlichen Getränk zu theuer. In Lazarethen sollte aber immer ein Vorrath von gutem Bier vorhanden seyn, von diesem Getränk, welches durch seine stärkende und ernährende Kraft die Genesung bey vielen Kranken mächtig befördert, und oft den Gebrauch anderer stärkenden Nahrungs- und Arzneymittel weniger nothwendig

dig macht. Oft habe ich gesehen, daß sehr entkräftete Kranke durch gutes Brod und gutes Bier allein sich Kräfte in Kurzen sammelten und die schwächende Wirkung der Krankheit auf ihre Körper glücklich überwanden. — Wein kann nicht in jedem Lande als Nahrungs- und Erquickungsmittel für die Kranken und Genesenden angewendet werden, weil er zu theuer, und dessen Transport zu kostbar ist. Höchstens wird er da als Arzneymittel angewendet, und die Lazarethärzte klagen öfters, daß sie diese Arzney theils nicht in gehöriger Quantität, theils nicht in gehöriger Qualität für ihre Kranke erhalten können. In Gegenden aber, in welchen Weinwuchs ist, oder in welchen ein guter Wein wohlfeil erhalten werden kann, ist er, besonders zur Beförderung der Genesung, von äußerster Wichtigkeit. Man schrieb die verhältnißmäßig wenigen Krankheiten, welche die Preußische Armee zu Anfang des siebenjährigen Krieges in Böhmen zu erleiden hatte, dem Ueberfluß von Wein zu, den der Soldat haben konnte. Der Mangel, oder die übertriebene sparsame Austheilung des Weins in Lazarethen ist die Ursache, daß viele Soldaten am Faul- und Lazarethfieber sterben, die sonst erhalten worden seyn würden, und daß die Genesung bey vielen andern weit langsamer erfolgt, als sie sonst wohl erfolgt seyn würde. Ein schon unter den alten Römern, von deren Medicinalwesen im Felde sonst wenig bekannt ist, unter dem Nahmen posca bekanntes Getränk aus Essig und Wasser, würde dem gemeinen Soldaten täglich, oder doch wenigstens oft gereicht, zu Verhütung der meisten Sommer- und Herbstkrankheiten, im Lager von großem Nutzen seyn, so wie eben dieses Getränk eines der wohlthätigsten ist, die bey den gallicht fäulichten Lagerkrankheiten angewendet werden können. Joseph der Zweyte ließ im letzten Krieg wider die Türken täglich unter seine Soldaten Essig

sig austheilen, und man spührte von dem Gebrauch dieses kühlenden, der Fäulniß und der Verderbniß der Galle widerstehenden, und den Durst wirksam löschenden Getränk den auffallendsten Nutzen.

7) Für Genesende ist in Lazarethen noch, so viel ich weiß, gar nicht gesorgt. Der Soldat wird, wenn er nimmer zu Bett liegt, und kleine Arbeiten verrichten kann, zu kleinen Dienstleistungen im Lazareth gebraucht, er erhält dabey die Convalescentenkost, und wenn er so weit an Kräften zugenommen hat, daß er wieder Dienste thun kann, so wird er der Armee wieder zugeführt. Dieses Verfahren hat für die Kranken der Nachtheile sehr viele: es verlängert die Genesung, und hält den Genesenden lange in dem Zustand, in welchem er zwar von der Krankheit frey, aber doch nicht so bey Kräften ist, daß er die Ermüdungen des Krieges im Felde ertragen könnte. Ueberdem ist er, bey seinem durch die Krankheit geschwächten Körper, und bey der Fortdauer der auf ihn wirkenden Ursachen, welche seine vorige Krankheit erregten und unterhielten, Rückfällen seiner vorigen Krankheit, die gewöhnlich gefährlicher und tödtlicher sind, als sein erstereS Uebel, ausgesetzt, und wenn er auch das Glück hat, nicht in die Krankheit, die er vorher hatte, zu verfallen, so können doch leicht Miasmen anderer Art in seinen Körper Eingang finden, und Krankheiten erregen, die desto schwerer heilbar und hartnäckiger seyn müssen, je mehr seine Constitution schon durch die erstere Krankheit geschwächt war. Ueberdem ist der Dienst, den das Lazareth von den Genesenden sich zu versprechen hat, immer gering. Der Genesende wünscht aus dem Lazareth zu kommen, daß er der Gefangenschaft gleich hält. Er sehnt sich aus dem Lazarethzwang befreyet zu werden und das freyere Le-

ben des Soldaten im Felde zu genießen. Was er also thut, thut er mit Unlust und Widerwillen, und seine üble Laune verscheucht seine Fröhlichkeit und verzögert selbst die völlige Genesung. Es wäre wirklich für den genesenden Soldaten im Lazareth von äußerstem Vortheil, wenn er in den dem Lazareth zunächst gelegenen Orten einquartirt und gleichsam in weite Cantonnirungen verlegt würde. Die freye Luft, der Umgang mit gesunden Menschen, der Mangel des Zwanges, würde ihm bald die völlige Gesundheit herstellen, auf die er oft im Lazareth lange und vergeblich wartet. Die Aufsicht der Aerzte und Wundärzte wird dann weniger nothwendig seyn, weil die wieder erwachenden Kräfte der Natur leicht Diätfehler ohne viele Nachtheile ertragen werden, und wenn die Aerzte und Wundärzte diese Cantonnements der Genesenden von Zeit zu Zeit bereiseten, und jeder Truppe Genesenden selbst ein tüchtiger Wundarzt zur Aufsicht zugegeben würde, so würden diese Fehler, in die freylich der Soldat sehr gern verfällt, leicht verhütet werden.

8) Der Transport der Kranken in das Feldlazareth ist noch eine nicht genug anerkannte Ursache der Tödtlichkeit der Krankheiten im Felde, und wenn vollends das Lazareth öfter weiter geschafft werden muß, dann wirkt diese Ursache zur Beförderung der Tödtlichkeit der Feldkrankheiten noch stärker. Unstreitig fingen die Kriege in der letzten Hälfte dieses Jahrhunderts an menschlicher geführt zu werden: man nahm sich oft der Verwundeten und Kranken des geschlagenen Feindes mit einer Angelegenheit an, die nicht größer hätte seyn können, wenn es auch Verwundete oder Kranke aus dem eigenen Heer gewesen wären. Vielleicht ist der Zeitpunkt nicht fern, wo die Kriegführenden Partheyen den Ver-

trag unter sich schließen, daß die Lazarethörter als neutral und dem Kriege nicht unterworfen angesehen werden sollen, wo dann das öftere Transportiren der Verwundeten und Kranken seltner nothwendig seyn wird. Oft sind die Lazarethe von dem Heere selbst weit entlegen, und so gut es in vielem Betrachte seyn mag, daß die Oesterreichische Armee ihre Hauptlazarethe jetzt in Conde' und Valanciennes hat, wo die Kranken weit genug aus einander gelegt werden können und gegen Ueberfälle geschützt sind; so schlimm wird es seyn, wenn die Verwundeten und Kranken, die in diesen Zufluchtsort kommen sollen, dahin mehrere Meilen weit transportirt werden müssen. Der Transport geschieht bey den Heeren in Europa (das Französische allein, nach neuern Berichten, ausgenommen) auf Bauernwagen, die mit Stroh belegt sind, und auf deren einen fünf, sechs und mehrere Kranke gelegt werden. Die erschütternde Bewegung auf solchen Wagen bey weitem Transport muß die Zufälle der Verwundeten und Kranken nothwendig erschweren, und es würde zur Erleichterung des Unglücks, im Felde von einer Krankheit befallen oder verwundet zu werden, gewiß sehr viel beytragen, wenn dieser Transport bequemer eingerichtet werden könnte. Die Wagen mit Federn, die bey den Französischen Heeren jetzt eingeführt sind, haben wirklich viele Vortheile, und wenn die Federn nur tüchtig gemacht sind, so können solche Wagen auch zur Führung anderer Dinge, des Gepäcks, des Heues, Strohes, u. s. f. gebraucht, und dann leicht wieder im Nothfall zum Transport der Kranken eingerichtet werden.

Alle diese allgemeinen Bemerkungen über die Krankheiten in Feldlazarethen, und die Ursachen, welche sie häufiger, heftiger und tödtlicher machen, zeigen einleuchtend, wie richtig es sey, bey Armeen sich alle Mühe zu geben, Krankheiten zu verhüten, und wenn dieses nicht durch-

aus möglich ist, die Krankheiten im Felde so kurz und so erträglich als möglich zu machen.

Da die Krankheiten überhaupt verhütet werden, wenn man den Körper gegen die Einwirkung äußerlicher Ursachen möglichst schützt, und die äußerlichen Ursachen so modificirt, daß sie, falls ihre Einwirkung nicht ganz vermieden werden kann, doch den Körper so wenig als möglich, und so leicht, als es nur seyn will, afficiren, und da die vornehmsten Ursachen der Krankheiten im Felde, in der Luft, in der Nahrung und dem Getränk, in der Anstrengung des Körpers, in der Kleidung, Bedeckung, Vernachlässigung der Reinlichkeit, u. s. w. liegen; so sieht man offenbar, daß alles, was Gegenstand der Verpflegungscommission bey einer Armee ist, auch Gegenstand für den Arzt in so fern ist, als dieser für die Gesundheit der Soldaten zu wachen hat.

Vorzüglich wichtig muß auch für den Arzt die Anordnung der Anstalten zur Heilung der Krankheiten der Soldaten im Felde seyn. Auch in den wohleingerichtetesten Lazarethen sind der Ursachen noch sehr viele wirksam, welche die Krankheiten hartnäckig, gefährlich und tödlich machen: und wenn vollends ein Lazareth wesentliche Fehler und Mängel hat, so müssen nothwendig Vermehrung der Krankheiten und der Tod die Folge davon seyn. Die Verpflegungsanstalten des kranken Soldaten im Felde, die Einrichtung der Lazarethe, die Krankenpflege im Lazareth, das Lazarethpersonale, die Sorge für die Genesenden, die Sorge für die Todten, und deren gehörige und den Lebenden unschädliche Entfernung muß bey Behandlung der Feldkrankheiten für den Arzt sehr wichtig seyn. Endlich muß der Feldarzt wissen, welche Krankheiten im Felde am häufigsten vorkommen, und aus welchen Ursachen sie vorzüglich vorkommen. Er muß diese Krankheiten kennen, und die therapeutischen Regeln nie aus den Augen verlieren, nach

denen

denen sie behandelt werden müssen, wenn man sich bey ihrer Behandluug einiges Glück versprechen will.

Unsere Abhandlung zerfällt in drey Theile. Der erste Theil enthält dasjenige, was die aufgeklärte und der Denkungsart unserer Tage angemessene Heilkunde in Rücksicht auf das zu rathen hat, was die Erhaltung der Gesundheit der Soldaten im Felde betrifft. Der zweite Theil muß von den Anstalten zur Heilung der Krankheiten der Soldaten im Felde handeln, und in dem dritten müssen die Ursachen der am häufigsten vorfallenden sowohl hitzigen, als langwierigen Feldkrankheiten gehörig entwickelt, die Zufälle und Unterscheidungskennzeichen dieser Krankheiten selbst angegeben, und die Kur derselben nach den Gesetzen einer aufgeklärten Therapeutik, und nach dem, was Erfahrung und Beobachtung hierüber gelehrt hat, genau bestimmt werden.

Erstes Kapitel.

Von den Märschen, Lagern, Cantonnements, Winterquartieren, Garnisonen. Von den Einflüssen der Luft, der Gegenden und des Klima auf die Gesundheit der Soldaten.

Wenn eine Armee mit Nachdruck agiren soll, so muß sie mit der Stärke des feindlichen Heeres in gehörigem Verhältniß stehen: es müssen also die im Lande vertheilten Truppen aus ihren Garnisonen und Standquartieren oft weite Märsche machen, bis sie an den Ort hinkommen, der zum Schauplatz des Krieges bestimmt ist. Der Krieg selbst fordert oft lange, schnelle und ermüdende Märsche, und vielleicht empfand die Folgen der Anstrengungen, welche die Märsche nothwendig machen, in den neuern Zeiten keine Armee mehr, als die Preußische in der letztern Hälfte des siebenjährigen Krieges, wo einerley Mannschaft sich oft in den entlegentsten Gegenden bald den Oesterreichern, bald den Russen, bald den Franzosen, bald den Schweden, bald der Reichsarmee entgegen stellen, und, um dieses zu thun, Märsche machen mußte, die man vorher bey einem großen Corps für unmöglich gehalten hatte.

Der Soldat, der aus seinem friedlichen Standquarter auszieht, um die Rechte des Landes, dem er dient, auf dem Kampfplatze mit seinem Blute zu vertheidigen, ist der Ruhe, und jener methodischen Ordnung gewohnt, durch welche sich die Oesterreichischen und Preußischen Truppen auszeichnen, und durch welche es allein möglich geworden ist, daß der gemeine Mann, bey seinem nicht ergiebigen Solde, nach seiner Art bequem, und zwar nicht

im Ueberfluß, aber doch so leben kann, daß Nahrung und Getränk für ihn hinlänglich ist. Er kann dabey in der Garnison und in dem Standquartier auf Reinlichkeit seines Körpers sehen, er kann seine Kleider und Hemden mit reinen und trockenen wechseln, und gesetzt, daß er auch alle drey Tage die Wache zu beziehen hat, so ist doch auch bey dieser die Einrichtung so getroffen, daß er weder übermäßig ermüdet, noch den Einflüssen der Kälte im Winter und des Regens und der Nässe sehr ausgesetzt wird. Selbst das jährlich zwey bis drey Monate, höchstens den dritten Theil des Jahres dauernde Exerciren ermattet den in den Waffen schon geübten Soldaten weit weniger, als die Anstrengungen eines auch leichten Feldzuges. Man wählt die bequemste Zeit, die bequemste Witterung, und an vielen Orten übt man sich bey schlechtem Wetter an einem Ort in den Waffen, der gegen den Regen geschützt ist: und wenn auch bey einigen Armeen jährlich Waffenübungen und Musterungen im Großen vorgenommen werden, und eine Anstrengung des Soldaten, der ähnlich, der er sich im Kriege oft unterziehen muß, fordern; so sind diese Anstrengungen doch selten so heftig, und nie von so langer Dauer, als im Kriege, und nach etlichen Tagen kehrt der Soldat wieder in sein Standquartier, oder wohl gar zum väterlichen Heerd zurück, er bauet das Feld, oder treibt sein Gewerbe so lang, bis die wiederkommende Exercierzeit ihn wieder zu den Waffen an den Ort hinruft, wo mehrere seiner Cameraden versammlet sind.

Wenn auch Friedrich der Zweyte bey seinen siegreichen Heeren den Grundsatz mit aller Macht ausführte: daß der Friede eine Schule für den Krieg seyn müsse, und wenn zu seinen Zeiten in Europa kein Heer in Friedenszeiten so anhaltend in den Waffen geübt wurde, als das seinige; so fühlte doch auch dieses, an Anstrengungen gewöhnte Heer den Unterschied zwischen den Waffenübungen

und

und Märschen im Frieden, und denen im Kriege merklich: indessen wurde doch durch die fleißige Uebung der Krieger auch dieses gewonnen, daß sie ohne den großen Nachtheil der Gesundheit, der bey andern Heeren merklich war, die stärksten Märsche machen, und so gleich nach diesen über die Feinde die glänzendsten Vortheile erwerben konnten. Die großen Tage bey Leuthen und Kunnersdorf, die schnelle Befreyung von Neiße nach der bey Hochkirch verlohrnen Schlacht, sind Beweise von dieser Thatsache.

Der Soldat, welcher aus seinem Standquartier ausmarschirt, muß seine Waffen und sein Gepäck selbst tragen, und Waffen und Gepäck zusammen genommen, können leicht an Gewicht 60 bis 70 Pfund betragen. Der Oesterreichische Soldat trägt, außer diesen, auch noch seinen Ueberrock. Gewöhnlich sind die Märsche so lang nicht, daß man die Anstrengung, die durch die Länge derselben bewirkt wird, als sehr groß ansehen kann. Der Zug marschirt des Tages zuweilen nur drey Stunden, höchstens und sehr selten acht Stunden. Ueberdem gönnt man den Soldaten, den höchsten Nothfall ausgenommen, allemal am dritten, vierten, oder fünften Tag einen Rasttag. Man marschirt zu der Zeit, wo die Hitze des Tages möglichst vermieden wird, im Sommer in der Nacht und ruht bey Tage, im Winter und Herbst zu der Zeit, wo die Kälte am erträglichsten ist, also am Tage. Forcirte Märsche der einzelnen Regimenter sind, wenn sich eine Armee versammelt, selten nöthig, wenn nur alle Veranstaltungen gehörig getroffen worden sind, und das Heer, nach dem Muster des Preußischen, immer zum Aufbruch bereit und jedes einzelne Regiment mit allen Bedürfnissen zum Felde versehen ist. Nur selten findet sich ein oder das andere Regiment in der Verlegenheit, ohne alle Rasttage marschiren zu müssen.

Bey dem allen hat die Erfahrung gelehrt, daß Märsche, besonders aus weit entlegenen Gegenden, der Gesundheit der Soldaten sehr nachtheilig gewesen sind, und zwar aus folgenden Ursachen: 1) Die Länge des Marsches selbst reibt oft bey manchem, entweder jungen und nicht mit allen Kräften ausgerüsteten, oder alten, und durch viele Strapazen schon ermüdeten und steifen Soldaten die Kräfte stärker auf, als es seyn sollte. Um auf den jetzigen Schauplatz des Krieges, an die Französische Gränze in den Niederlanden zu kommen, mußten viele Regimenter des Kaysers einen Marsch von 200 und mehrern Meilen machen, und drey, ja mehrere Monate lang auf dem Marsch seyn, ehe sie nur an den Ort ihrer Bestimmung ankommen konnten. Da man zuweilen bey der Armee zur wirksamen Ausführung großer Entwürfe der Truppen bedurfte, so wurden die Rasttage vermindert, und der Soldat dadurch nothwendig mehr angestrengt. 2) Der Soldat auf dem Marsch muß von den Bewohnern des Landes, durch welches er marschirt, gegen eine sehr kleine Bezahlung, verpfleget werden. Es ist zwar vorgeschrieben, wie viel für das Geld, welches der Staat dem Verpfleger bezahlt, der Soldat verlangen kann: aber falls es auch an der vertragsmäßigen Quantität der Nahrung, die dem Soldaten gereicht wird, nicht fehlt, wie ist es möglich, daß auf die Qualität der Nahrung immer die gehörige Aufsicht gehalten werden kann? In Franken ist die tägliche Kost der durchmarschirenden Oesterreicher und Preußen Sauerkohl und geräuchertes Schweinefleisch, in Schwaben und Sachsen Mehlspeise. Nicht immer hat das oft lange aufbewahrte und angegangene, oder in der Salzlacke und in der Esse schon halb verfaulte Fleisch die Eigenschaften, die uns versichern könnten, daß dessen fortgesetzter Genuß unschädlich für die Gesundheit sey. 3) Noch übler ist der Soldat wegen des beständigen Wechsels des Bieres und des Weines

daran.

daran. In jedem Quartier erhält er ein anderes Bier, und dieses selten von guter Beschaffenheit: denn der Verpfleger kauft theils das wohlfeilste, welches der Ordnung der Dinge nach das Beste nicht seyn kann, theils kauft er das Bier zu einer Zeit gewöhnlich im Fasse, wo es im Keller durch das Liegen sich nicht klären und die Hefe nicht absetzen kann. Der Soldat muß daher auf dem Marsch immer trübes, und täglich ein anderes Bier, oft von den verschiedensten Eigenschaften trinken, und ein solches Getränk trägt sehr bey, die übrigen Ursachen, welche zur Erregung der Schwäche der Verdauungswerkzeuge und der Durchfälle wirksam sind, zu verstärken. 4) Bey großen und langen Märschen zahlreicher Truppen, die ich beobachten konnte, war für den Soldaten in 24 Stunden nur eine einzige Mahlzeit mit dem Verpfleger verdungen. Nun kommt der Soldat oft schon früh um 9, 10 Uhr ins Quartier. Man setzt ihm seine vertragsmäßig bereitete Speise vor. Abends ist er wieder hungrig, und der harte Verpfleger giebt ihm entweder nichts, oder, weil er nichts dafür bezahlt erhält, schlecht bereitete Speise. Früh soll er ohne Frühstück bis ins nächste Quartier marschiren. Diese Einrichtung giebt zu mancherley Unbequemlichkeiten, besonders zu dem Anlaß, daß der Soldat sich überladet, dann aber wieder darbet, und dem Brandtwein zu sehr nachhängt, einem Getränk, welches dem Soldaten auf dem Marsch und im Felde etliche Vortheile gewährt, aber ihm Nachtheil bringt, die weit größer als die Vortheile sind. 5) Auf dem Marsch ist der Soldat der Zurücktreibung der Ausdünstung weit mehr, als bey fast jeder andern Gelegenheit ausgesetzt. Der Regen durchnäßt seine Kleider, der heftige Schweis bey Märschen in warmen Tagen durchnäßt seine Hemden und Kleider. Er kommt ins Quartier, und oft muß er am folgenden Tag das Kleid wieder naß anziehen, welches er am vorigen Tage abgelegt hatte.

hatte. Wechseln kann er die Kleider nicht, weil er nur mit einem versehen ist, und höchstens wenn sein gutes Geschick einen Rasttag gewährt, ist er fähig, seine Kleider völlig zu reinigen und zu trocknen. Die Erhitzung auf dem Marsch, die so wohl durch das Anstrengen bey dem Gehen, und durch die gewöhnlich sehr engen Kleider, als auch durch das Tragen des Gepäcks und der Waffen bewirket wird, trägt auch zu Unordnungen im Geschäft der Ausdünstung bey. Auf die heftigste Erhitzung setzt sich der Soldat oft der stärksten Erkältung aus, weil dieses ihm für den Augenblick wohl thut. Er gießt, wenn ihn der Durst heftig plagt, in den erhitzten Körper eiskaltes Wasser, und nicht immer ist da auch die strengste Aufsicht fähig, solche Fehler, die dem Leben Gefahr drohen können, zu verhüten. 6) Die Hitze selbst ist eine Ursache von vielen Krankheiten und Todesfällen, auf den Märschen. Als Friedrich der Zweyte im Jahr 1760 den Zug von Sachsen nach Schlesien, nach Fouquets Niederlage, unternahm, und zugleich das Oesterreichische Heer mit nach Schlesien zog, um Sachsen während seiner Abwesenheit einigermaßen in Sicherheit zu stellen, verlohr der König in der Lausitz, auf dem Zuge eines einzigen Tages, wegen der übermäßigen Hitze, 80 Mann, die mitten im Marsch todt niederfielen, und die Oesterreicher erlitten einen gleichen, vielleicht stärkern Verlust, weil ihr Marsch länger war. 7) Auch diejenigen Glieder, die bey dem Marschiren am meisten angegriffen werden, leiden zuweilen sehr. Viele Soldaten gehen sich die Füsse wund, und fühlen dadurch die Ermüdung und deren Quaalen dreyfach. Die Ursache dieser oft sehr erheblichen und aller Aufmerksamkeit werthen Verletzung liegt zuweilen in den für den Fuß wenig passenden, oder durch Hitze und Austrocknung hart gewordenen Schuhen, zuweilen auch, und vielleicht noch öfter in den Socken der Strümpfe, wenn sie Falten machen, und den

dien, an der Küste von Africa, u. s. f. beträchtliche Armeen agiren läßt, und durch Niederlagen in jenen Welttheilen, seinen Feind in Europa am meisten zu schwächen hofft, die Art, in jenen Gegenden Krieg zu führen, nicht der morgenländischen mehr anzupassen gelernt hat. In den Sandwüsten Africas, und den dürren Ebenen von Ostindien sowohl, als auf den Inseln von Westindien, ist der Europäische Soldat nach Europäischer Art bekleidet und bewaffnet, und außer der fast an seinem Körper klebenden Montur auch noch mit allem Gepäck beschwert. Dies muß natürlicher Weise in einem solchen Klima den Kräften des Soldaten in einem hohen Grad nachtheilig seyn, und mit zu dem Verlust von Menschen beytragen, der die Kriege in jenen Gegenden der Welt so verheerend macht, daß oft von einem Corps von mehrern 1000 Mann nach einem Jahr nicht der vierte Theil mehr übrig war, wenn auch der Feind davon keinen Mann aufgerieben hatte.

In dem Reglement für die K. K. Feldchirurgen, welches Joseph der Zweyte durch Hrn. von Brambilla abfassen ließ, und welches als Gesetz in Hinsicht auf die Medicinalverfassung bey den K. K. Armeen noch jetzt gilt, ist (Th. II. Kap. II. §. 16. 17. 18.) verordnet: „daß auf dem Marsche eines Regiments oder Corps der Regimentschirurg eine solche Einrichtung zu treffen hat, daß am Kopfe der Bataillons und in der Mitte derselben überall ein Unterchirurg mit marschire, damit, wenn einem Officier oder Gemeinen ein Ungemach zustößt, sogleich jemand bey Handen sey, der Beystand leisten kann. Die übrigen Wundärzte bleiben bey dem Regimentswundarzt hinter dem Regimente, und letzterer muß immer einen kleinen Vorrath von Arzneyen für dringende Fälle, und die nothwendigen Bandagen in Vorrath bey sich führen.

Bey langen und ermüdenden Märschen, zumal in Sommerszeit, pflegen die Regimentscommandanten sehr

weislich

weislich anzubefehlen, daß die Mannschaft die schwarzen Halsbinden abnehmen, das Hemd am Halse öffnen, und auch einige Knöpfe an den Stiefelkamaschen um das Knie herum auflassen sollen, damit die Leute mit größerer Leichtigkeit marschiren, und das Blut ohne Nachtheil der Gesundheit freien Umlauf nehmen könne. Wenn dieses zu befehlen sollte vergessen werden, so ist der Regimentschirurg, welcher nicht nur die Krankheiten der Mannschaft zu heilen, sondern auch denselben, so viel möglich, vorzukommen die Pflicht auf sich hat, berechtiget, dem Obristen oder Major auf eine anständige und höfliche Art hierüber die Vorstellung zu machen, und dabei auch zu erinnern, daß der Mannschaft zum Besten der Gesundheit nicht gestattet werden möge, auf dem Marsche trübes Wasser zu trinken, indem hierdurch leicht Diarrhöen, Dysenterie und Fieber entstehen können.

Ungeachtet eben dieser angerathenen Vorschrift ereignet es sich dennoch nur gar zu oft, daß manche Soldaten auf langen ermüdenden Märschen zur Sommerszeit sich übel befinden, und ohnmächtig zur Erde hinfallen, als wenn sie von einem apoplektischen Anfalle wären ergriffen worden. Gewöhnlich entstehet dieses von allzuengen steifen Halsbinden, vom Tragen der Patrontasche, des Schnapsacks und Gewehres, indem dadurch die Drosselader gedrückt, und der freye Umlauf des Bluts gehindert wird. Zuweilen haben auch solche Uebelkeiten ihren Ursprung von einer Schwäche, die von einer vorhergegangenen Krankheit, z. B. von einer Diarrhöe u. d. gl. zurückgeblieben ist. In einem wie in dem andern Falle kann man auf der Stelle nichts bessers thun, als den Mann ruhen lassen, bis er sich etwas erholt hat, ihn den Schnapsack, Patrontasche, das Gewehr abnehmen, und die Halsbinde abldsen. Hätte er eine wahre Ohnmacht, so hält man ihm

einen

einen antiseptischen Essig, oder den mit Bernsteinsalze versetzten Hirschhorngeist unter die Nase. Die Regimentschirurgen sollen Acht dabey geben, daß in solchen Fällen nicht unnöthiger Weise zur Ader gelassen werde, denn außer dem Falle, daß eine wahre Vollblütigkeit die Ursache der Uebelkeit wäre, oder sich schnell eine Entzündungskrankheit äußerte, könnte hie und da ein Mann der Gefahr ausgestellt werden, konvulsivisch zu sterben, wie man dergleichen Beyspiele von solchen unklugen Aderöffnungen gehabt hat. Die Chirurgen, welche bey solchen Leuten zurückgeblieben sind, sollen sie nach wieder erlangter Erholung dem Regimente langsam nachführen, und, wo es möglich ist, Bauerwägen zu haben, um wenigstens die Schwachen transportiren zu können, sollen auch auf diesem Fall die Officiere der Arriergarde vorgesehen seyn. Bey der Ankunft im Quartier, oder im Lager, soll der Regimentschirurg oder ein Bataillonschirurg selbst nachsehen, ob nicht unter diesen Maroden einige wirklich Kranke seyn, und wo sich diese fänden, soll für sie nach den Bedürfnissen gesorgt werden. So wie sich die Truppen an dem Orte ihrer Bestimmung häufen, werden sie, um bey Eröffnung des Feldzuges nahe zu seyn, und mit Nachdruck gebraucht zu werden, in Cantonnirungsquartiere verlegt, die nach Beschaffenheit der Umstände mehr ausgebreitet, oder mehr concentrirt sind. Ein Dorf hat da oft mehrere Bataillons zu beherbergen, und nicht selten werden in jedes Haus so viele Menschen gelegt, als nur in ihm und den Nebengebäuden Obdach finden können. Solche Cantonnirungsquartiere zieht der Befehlshaber einem Lager auf freyem Felde gewöhnlich vor, indem sie dem Soldaten wenigstens Obdach, und wenigstens einige Bequemlichkeit mehr verschaffen, als er im Lager hat, daher auch zuweilen mitten in einem Feldzuge, die Armeen, wenn die Dörfer nahe genug an einander, und den Absichten des Feldherrn bequem

quem liegen, auf eine Zeit in Cantonnirungsquartiere verlegt werden. Auch wenn der Feldzug geendigt ist, werden eben solche Quartiere gewählt, um die Anordnungen wegen Verlegung der Soldaten in die Winterquartiere zu machen.

Wenn viele Soldaten in einem Hause, und in einem Zimmer beysammen liegen, so muß dies natürlicher Weise der Gesundheit nachtheilig werden, im Fall ein solches Cantonnement lange dauert, und besonders im Fall der Cantonnirungsort ohnedem der Gesundheit ungünstig ist. Zwanzig und mehrere Menschen, in einer kleinen und engen Stube oder Kammer zusammen gepreßt, müssen den Dampf ihrer eigenen Ausdünstung und zuweilen noch Ofenhitze ertragen: sie müssen wegen des Dienstes oft aus der Kälte und Nässe in die Wärme, und Schlaf und Ruhe werden ihnen, eben wegen der vielen Menschen, in deren Gesellschaft sie schlafen sollen, selten, oder wenigstens nicht in dem Maaß zu Theil, als die Erhaltung der Gesundheit fordert. Für die Erhaltung der Reinlichkeit kann auch nicht immer, bey dem engen Zusammenpressen so vieler Menschen, gehörig gesorgt werden, und nicht selten ist in den Cantonnirungsquartieren, wenn sie dem Schauplatze des Krieges sehr nahe sind, Mangel an den ersten Bedürfnissen des Lebens.

Diesen mit der Cantonnirung verbundenen Unbequemlichkeiten ist schwer abzuhelfen, sie sind aber zu vermindern, im Fall die Quartiere nur einigermaßen weitläuftig sind. Es ist nicht nothwendig, daß jeder Soldat in einer Stube sey. Die Böden, Scheuren, Kirchen, öffentlichen Gebäude u. s. f. geben einen sehr bequemen Aufenthaltsort für Soldaten ab, im Fall nur die Kälte nicht zu groß ist, und der Soldat da ausdauren kann: denn er befindet sich immer in Hinsicht auf seine Gesundheit an einem kühlen,

Fuß drücken. Die Französischen Feldärzte haben daher auch vorgeschlagen, man solle den Fußgänger gar keine Strümpfe geben, ein Vorschlag, der wenigstens in unserm Deutschland nicht leicht ausführbar seyn möchte. Das Abnutzen der Haut an andern Theilen, die beym Gehen interessirt sind, und das Wundwerden derselben ist der Aufmerksamkeit des Arztes im Allgemeinen weniger werth, doch für diejenigen, die es zu erleiden haben, immer schmerzhaft genug.

Bey Märschen der Cavallerie sind noch etliche Punkte zu bemerken, die bey Märschen der Infanterie nicht zu bemerken sind. Wenn auch der Cavallerist seinen Marsch zu Pferde macht, und das Anstrengen des Körpers beym Marschiren weniger fühlt, so ist doch das Loos des Infanteristen auch auf Märschen glücklicher. Er ist nicht allein vielen Verletzungen nicht ausgesetzt, denen der Cavallerist oft unterliegen muß, sondern er kann auch, wenn er in das Quartier kommt, der Ruhe pflegen, und hat nur für seinen Körper zu sorgen, da der Cavallerist im Quartier erst für sein Pferd, dann für sich zu sorgen hat. Wie viele Soldaten von der Cavallerie jährlich von unbändigen Pferden auch in Friedenszeiten beschädiget werden, ist bekannt. Im Krieg, wo die Remontepferde bey der Cavallerie nicht immer schon zugeritten ankommen, und des Dienstes noch ungewohnt sind, fallen solche Verletzungen noch öfter vor, die oft genug einen sonst wackern Mann zum Dienst unfähig machen. Bey etlichen Armeen in Europa ist es gewöhnlich, daß der Cavallerist für den Hufbeschlag seines Pferdes selbst sorgen muß, indem ihm die Auslage dafür im Allgemeinen vergütet wird. Die Folge davon ist die, daß der Reiter sein Pferd nicht, als im äußersten Nothfall, beschlagen läßt, und ich habe viele Beyspiele gesehen, wo im Winter, wenn die Wege mit Eis belegt waren, durch

diese

diese Nachlässigkeit viele Reuter beschädigt und dem Dienst wenigstens auf einige Zeit entzogen wurden.

Manchen andern Vortheil hat außerdem doch der Cavallerist, den der Fußgänger entbehren muß. Auch der weiteste Marsch strengt ihn nicht so an, als den Infanteristen, besonders im Sommer, wo er die Wärme weniger empfindet, weil er seinen Körper beym Reuten weniger bewegt. Im Winter leidet dagegen der Cavallerist mehr von der Kälte, die sich der Infanterist durch Gehen vertreibt. Sehr wichtig ist der Vortheil, daß der Cavallerist bey jeder Armee mit Mänteln versehen ist, die bey vielen Armeen in Europa der Infanterist entbehren muß. Diese schützen ihn im Winter gegen die Kälte, und zu jeder Zeit des Jahres gegen die Einflüsse der nassen Witterung: wenigstens müßte der Platzregen sehr heftig seyn, der durch den Mantel bis durch die Kleider des Cavalleristen dringen sollte. Bey der Oesterreichischen Armee haben auch die Fußgänger kurze Mäntel mit Ermeln, die den Soldaten gegen Kälte und Nässe mächtig schützen, und die er daher auch neben seinem übrigen Gepäck gern zusammengerollt auf den Märschen trägt, damit er bey eintretendem Fall gegen Kälte und Regen Sicherheit habe.

Wenn selbst in dem gemäßigten Theil von Europa viele Soldaten eines Heeres bey starken Märschen von der Sonnenhitze getödtet werden, so muß dieses um so mehr dem Europäer in heißen Klimaten geschehen, der der brennend heißen Luft nicht gewohnt ist, und jetzt in dem ihm fremden Klima, entweder in den heißesten Tagen, oder in der Regenzeit oft weite Züge und Märsche machen muß. Es ist und bleibt auffallend, daß der Europäer, der sich zum Herrn von einem großen Theil der alten und neuen Welt zu machen gewußt hat, und der jetzt in den entlegensten und heißesten Gegenden in Ostindien, in Westindien,

oder mäßig kalten Ort besser, als er sich an einem warmen und übermäßig heißen befindet, besonders wenn in diesem die Menge der Menschen übermäßig groß ist. Selten dauern auch die Cantonnements so lange, daß dieselben der Gesundheit der Soldaten beträchtliche Nachtheile bringen könnten, und wenn sie lange dauern, so wird der Wechsel und die weitere Ausdehnung der Cantonnements für die Erhaltung der Gesundheit der Soldaten von großen Folgen seyn.

Den größten Theil des Feldzuges bringt der Soldat entweder auf Märschen, oder im Lager zu, und da die Kriege in unsern Tagen besonders dadurch weniger verheerend und Menschen schonender geworden sind, weil man durch geschickte Wählung der Standorte fast völlig den Angriff der Feinde zu verhüten, und die Kunst gelernt hat, sich nur dann in ein Treffen einzulassen, wenn man es für gut findet, so finden wir in der Geschichte der neuern Kriege weniger langwierige Bewegungen großer Armeen, desto häufiger aber stellte und lagerte sich eine Armee so, daß der Feind auch mit seiner ganzen Macht entweder in Unthätigkeit erhalten wurde, oder daß doch jeder Angriff desselben leicht abgeschlagen werden konnte. Von dieser Art war die Stellung des Generals Fouquet bey Landshut, der in seinem befestigten Lager der Uebermacht der Oesterreicher lange widerstund, bis er endlich überwältigt wurde; das Lager bey Bunzelwitz, von welchem aus Friedrich der Zweyte den größten Theil eines Feldzugs hindurch die großen Oesterreichischen und Russischen Heere in Unthätigkeit erhielt; die Stellung Josephs des Zweyten in den Bayerischen Successionskrieg, die auch Friedrich den Zweyten einen ganzen Feldzug hindurch von großen Unternehmungen abhielt; die Stellung der Oesterreichischen Armee in den Linien bey Semlin, und in dem jetzigen Krieg die Stellung der Franzosen in den Weißenburger Linien.

Bey der Auswahl einer Stell , welche die Armee sichert, oder derselben beym Angri, Feinde Vortheile gewährt, kann der Anführer natürli. Weise nicht auf die Auswahl einer Gegend Rücksicht nehmen, die für die Gesundheit der Soldaten die vortheilhafteste ist. Wenn es auf eine gute Stellung im Kriege ankommt, da steht immer bey den Absichten des Feldherrn die Erhaltung der Gesundheit der Soldaten im Hintergrunde. Nicht immer kann daher der Feldherr zum Lager trockene, erhabene, den Winden ausgesetzte Gegenden, welche die Luft frey durchstreichen kann, die von Morästen, stehenden Wassern, und großen dichten Gehölzen gleich weit entfernt sind, wählen: er muß sich nach dem Terrain richten, und dieses gewährt der Gesundheit nicht immer die Vortheile, welche die Feldärzte von einem Lager verlangen.

Da Anhöhen zur Vertheidigung im Allgemeinen weit geschickter sind, als Gründe und Thäler, so werden wenigstens oft bergigte Gegenden zu Lägern gewählt, und in Böhmen und Sachsen, wo seit Menschengedenken mehrere große Kriege geführt worden sind, waren die Lager der Kriegführenden Armeen größtentheils entweder auf solchen gebürgigten Gegenden, oder man lagerte sich an Flüssen, um diese zu vertheidigen und dem Feinde den Uebergang über dieselben zu erschweren. Läger von beyder Art sind im Allgemeinen genommen der Gesundheit entweder vortheilhaft, oder wenigstens nicht sehr schädlich. An Flüssen, besonders an großen Flüssen, ist die Luft gewöhnlich rein, und selbst im Sommer kühler, als sie auf dem ebenen Lande, oder auf Gebirgsgegenden ist. Nur wo die Ufer der Flüsse niedrig sind, wo die Flüsse oft austreten und Moräste bilden, welche Gegenden gewöhnlich am stärksten gedeckt seyn müssen, weil kein Feind so leicht über einen Fluß zu gehen wagen wird, der ein steiles Ufer hat, da er es dagegen leichter wagt, wenn ihm das seichte Ufer Gelegen-

heit Brücken zu schlagen, oder Furten zu suchen, gewährt, da ist die Luft für Menschen und Vieh, die in einer solchen Gegend des Lagers leben müssen, ungesund.

Nichts macht überhaupt ein Lager für die Gesundheit derer, die eine beträchtliche Zeit in demselben sich aufhalten sollen, nachtheiliger, als eine verminderte oder gehemmte Circulation der Luft, und besonders die Nähe von Sümpfen, Morästen, stehendem Gewässer, und andern Unreinigkeiten, die von einem großen Heere nicht entfernt bleiben können. Gewöhnlich finden diese beyden Umstände mit einander in Verbindung Statt, und dann sind natürlich die Nachtheile für die Gesundheit noch größer. Die mangelnde Circulation macht, daß die Luft von den fäulichten Ausdünstungen der Menschen und Thiere überladen wird, und wenn eine solche Luft auch nicht mit fäulichten oder andern fremden Dünsten angefüllt ist, so wird sie schon dadurch der Gesundheit höchst nachtheilig, daß sie in eben dem Maaß unfähiger zum Athmen wird, als sie länger stille steht, und durch die Ausdünstungen, die sich in ihr verbreiten, verdorben wird. Die Sümpfe, Moräste, stehende Gewässer verderben sowohl durch ihre Ausdünstungen, als durch die Ausflüsse vieler thierischen und vegetabilischen Substanzen, die in ihnen versaulen, die Luft in einem hohen Grad, vermindern in der belebten Natur des Menschen die Lebenskraft, und erzeugen besonders zwey Lagerkrankheiten, welche sich als die schlimmsten unter allen immer ausgezeichnet haben, Faulfieber und Ruhren. Wird nun die schon von Natur zu einem Lager wenig geschickte Gegend noch durch faulende Ausdünstungen anderer Art, durch die Nähe eines Schlachtfeldes, durch die Dämpfe von dem Mist der Pferde und Menschen, durch die Ausdünstungen der Schlachthäuser u. s. f. noch mehr verderbt, so ist es natürlich, daß wenn solche Ursachen auf den Körper der Soldaten in den heißen Tagen des Sommers, oder

wenn

wenn ein einfallender Regen nach der Hitze die Ausdünstung schnell unterdrückt, anhaltend wirken, die heftigsten Krankheiten gallicht-faulichter Art entstehen müssen. Pringle *) bemerkte, daß nach der Schlacht bey Dettingen, zu einer Zeit, wo die Ruhr unter den Englischen Truppen mit Heftigkeit wüthete, so daß die Hälfte der Truppen entweder an dieser Krankheit in den Spitälern lag, oder sie überstanden hatte, ein anderes kleines Corps völlig von dieser Krankheit sowohl, als von allen andern Krankheiten frey blieb. Aber die Soldaten von diesem Corps waren dem Regen nie ausgesetzt gewesen, sie waren nie auf nassem Stroh gelegen, sie waren von der Ansteckung der Abtritte entfernt, und da sie ihr Lager dicht an einem Fluß aufgeschlagen hatten, so genossen sie den Vortheil eines beständigen Zuges der frischen Luft. So bald sich dieses Corps mit dem Hauptcorps vereinigte, wurde es ebenfalls von der Ruhr befallen. Ueberhaupt sind Pringles Beobachtungen über die Krankheiten der Feldzüge in Deutschland und in den Niederlanden voll von Beweisen von den Nachtheilen sumpfichter, tiefliegender Lager für die Gesundheit der Soldaten, und voll von Beweisen von den Vortheilen hochliegender, freyer, und reinlich gehaltener Lager für die Erhaltung der Gesundheit der Soldaten.

In heißen Ländern sind die Nachtheile tief liegender und feuchter Lager noch größer, und davon erzählt Moseley **) ein auffallendes Beyspiel.

Im Jahr 1780 hatten die Engländer einen Feldzug in das Spanische Amerika vor, durch welchen sie die Absicht ausführen wollten, mitten durch einen Theil des Lan-

*) Beobachtungen über die Krankheiten einer Armee. Dritte Ausgabe. Altenb. 1772. 8. 1 Th. Kap. 3. S. 22. 23.

**) Moseley on tropical Diseases and on the Climate of the West-Indies. Lond. 1787. 8. pag. 75.

des zu dringen und die Schätze eines Theils von Peru zu erobern. Tausend und acht hundert Mann wurden zu diesem Feldzug gebraucht, und am 24sten März kam das Heer von Jamaica aus an der Mündung des Flusses San Juan an, der die nördliche Mündung der See Nicaragua ausmacht. Die Ufer des Flusses sind mit hohem Holz so dick bewachsen, daß die Sonnenstrahlen nicht durchzudringen vermögen, und in den zahlreichen Morästen an den Ufern des Flusses verfaulet eine Menge von thierischen und vegetabilischen Substanzen. Die Mannschaft fuhr mit großer Mühe den Fluß hinauf, der, weil die trockene Zeit sich eben ihrem Ende näherte, äußerst wenig Wasser hatte. Am 11ten April wurde die Belagerung des Castells San Juan, welches an dem Strom, zwischen der Mündung desselben und dem See Nicaragua liegt, berennet, und am 24sten April bemächtigten sich die Engländer der Festung. Aber während der Belagerung begann die Regenzeit. Ruhren und nachlassende Fieber befielen nun das ganze Corps: an allen Heilungs- und Verpflegungsmitteln war Mangel, weil der durch den Regen übermäßig angeschwollene Fluß keinem Fahrzeug den Weg nach dem Lager verstattete. Die Gesunden reichten nicht hin, die Kranken zu pflegen, und der Ueberrest von der Mannschaft mußte im September das Lager und das Schloß verlassen, um wieder nach Jamaica zurückzugehen. Von dem ganzen Corps kamen nur 380 Mann zurück, die übrigen insgesamt waren durch Bauchflüsse, Ruhren und nachlassende Fieber getödtet worden.

Die innerliche Einrichtung eines Lagers muß durchaus so seyn, daß die Gesundheit der Soldaten wenigstens möglich sicher gestellt wird, und dieser Zweck wird vorzüglich dadurch erhalten, daß alle Unreinlichkeit mit möglichster Sorgfalt von dem Lager entfernt wird. Der Ort, wo das Vieh geschlachtet wird, der Ort, wo die Wäsche

der Soldaten gewaschen wird, muß am Ende des Lagers, oder hinter demselben, an einem Ort seyn, wo die Luft stets durchziehen kann, und von welchem die Dünste nicht so leicht über das Lager weggeführt werden können. Es muß dem Soldaten, der sich überhaupt aus Nachlässigkeit jeder Unreinlichkeit auf die leichteste und bequemste Art entlediget, bey hoher Strafe verboten werden, die Gegend um sein Zelt nur im geringsten zu verunreinigen. Substanzen, die durch ihre Fäulniß die Luft leicht verderben können, und die man nicht bequem aus dem Lager hinausschaffen kann, müssen in die aufgegrabene Erde geschüttet, und die aufgegrabne Grube wieder mit Erde bedeckt und gleich gemacht werden. Der Mist von Pferden und Schlachtvieh muß täglich entweder aus dem Lager geschafft, wenn es möglich, in den benachbarten Fluß, oder in eine Grube geworfen, und allemal mit frischer Erde bedeckt werden. Die Abtritte für die Soldaten müssen hinter dem Lager angebracht seyn, und durchaus muß verhütet werden, daß der Gestank von menschlichem Unrath die Luft des Lagers nicht verunreinige. Man hat auch angerathen, hin und wieder Gruben im Lager zu machen und in diese die unreinen und der Verderbniß leicht ausgesetzten Stoffe zu schütten, wenn dieses aber geschehen, immer wenigstens einen Fuß hoch Erde darauf zu werfen. Leicht aber sammelt sich zur Regenzeit in solchen Gruben das Wasser, welches die fäulichten Stoffe auflöst und die Luft verpestet, und diese Einrichtung wird daher nur in solchen Lagern Statt finden, welche von der Armee bald wieder verlassen werden, schädlich aber bey solchen Lagern seyn, in welchen die Armee einen großen Theil des Feldzuges hindurch stehen soll. Die Mühe, welche der Soldat davon hat, daß er seine Unreinigkeiten möglichst weit von sich und seinen Mitstreitern zu entfernen hat, wird dadurch reichlich belohnt, daß er im Lager gesund bleibt.

Eins der allererſten Bedürfniſſe bey einem Lager iſt ein gehörig großer Vorrath von gutem Waſſer zum Gebrauch für Menſchen und Vieh, und mehr als einmal mußte ein Feldherr eine ſonſt gute Stellung verlaſſen, weil es derſelben an dieſem Bedürfniß fehlete. Das Flußwaſſer verdient vor dem Quellwaſſer faſt durchaus den Vorzug, es müßte denn ſeyn, daß der Fluß ein durch Menſchen oder auf andere Art ſehr verunreinigtes Waſſer führte, oder, daß heftige Regengüſſe daſſelbe trüb und zum Gebrauch für die Menſchen weniger geſchickt machten. In dieſer Hinſicht haben Lager unweit der Flüſſe einen großen und bleibenden Vorzug. Beym Gebrauch des Flußwaſſers für Menſchen iſt es aber nothwendig, daß es nur da geſchöpft werde, wo es rein iſt, alſo nicht unterhalb, ſondern oberhalb der Orte, die beſtimmt ſind, um Unreinigkeiten in das Waſſer zu werfen, und wo möglich nicht an dem Ufer, ſondern in der Mitte des Fluſſes, denn man hat durchaus bemerkt, daß das Flußwaßer in der Mitte reiner iſt, als an den Ufern. Es ſollte auch nie den Soldaten erlaubt ſeyn, anderswo, als an dem beſtimmten Ort, Waſſer zu ſchöpfen, und überhaupt ſollte das Waſſer nicht anders, als zu beſtimmten Zeiten, und unter gehöriger Aufſicht, geholt werden.

Iſt das Waſſer ſchlecht, ſo ſollte es verbeſſert werden, im Fall es nicht mit beſſern erſetzt werden kann. Die Beymiſchung des Eſſigs zum Waſſer, oder auch in Ländern, wo es geſchehen kann, die Beymiſchung des Weins, iſt zu dieſem Entzweck nicht genug zu empfehlen. Andere chemiſche, auch leichte Verbeſſerungsarten des ſchlechten Waſſers, z. B. durch Kohlenſtaub, werden in Lagern und auf Märſchen ſchwer anzuwenden ſeyn, und es iſt daher immer ſehr wichtig, daß eine Armee in ſolche Gegenden geführt und in ſolchen Plätzen gelagert werde, wo dieſes erſte Bedürfniß der Menſchen gut iſt. Oeffentlichen Nachrichten zu

Folge litt die Preußische Armee bey ihrem Feldzug am Rhein und in Champagne einen großen Verlust an Mannschaft dadurch, daß oft eine ziemliche Zeit hindurch kein anderes, als schlechtes und ungesundes Trinkwasser für Menschen und Vieh zu haben war.

Ein anderes, für ein Lager und die Gesundheit der Soldaten sehr wichtiges Bedürfniß ist das Holz, und es gehört zu den vorzüglichen Erfordernissen eines guten Lagers, daß es einen gehörigen Vorrath an Brennmaterialien in der Nähe habe. Der Soldat bedarf des Holzes zum Kochen seiner Nahrung: oft ist auch die Witterung so, daß er des Feuers zur Wärmung seines Körpers und zur Trocknung seiner Kleider bedarf. Selbst als Mittel zur Reinigung der Luft möchte das Feuer in Lagern vorzüglich angesehen werden können, und es wundert mich, daß man dieses wohlfeile, und zu diesem Entzweck unstreitig höchst geschickte Mittel in Lagern, die der Luft nicht sehr offen sind, noch nicht angewendet hat. Feuer von den frischen Nadeln der Fichten, Tannen und Kiefern, welches einen starken, balsamischen, die Luft in einem hohen Grad verbessernden, und die Feuchte trocknenden Rauch giebt, so angezündet, daß der Rauch über das Lager wegzieht und in die Zelte dringt, welches am leichtesten früh und am späten Abend geschieht, wird ungemein viel beytragen, die Luft zu verbessern, die Feuchtigkeit derselben zu mindern, also die Ausdünstung der Soldaten aufrecht zu erhalten und Ruhren und Faulfieber, die gefährlichsten Feinde der Soldaten, abzuhalten. Uebrigens ist Unthätigkeit der Soldaten im Lager, der Gesundheit immer schädlich, und es ist daher für die Erhaltung der Gesundheit derselben vortheilhaft, wenn sie fleißig zur Herbeyschaffung des Holzes commandirt werden.

Der Soldat wohnt im Sommer in dem Lager unter Zelten, im Herbst, und wenn die Feldzüge bis in den

Winter hinausgezogen werden, welches seit Friedrichs des Zweyten berühmten Feldzügen in dieser Jahrszeit zuweilen geschieht, in Barracken und Erdhütten.

Die Zelte sind gewöhnlich für die fünf bis acht Soldaten, die unter einem wohnen müssen, sehr klein und eng; dieser Unbequemlichkeit ist aber schwer abzuhelfen, weil größere Zelte, außer den größern Kosten, die auf sie gewendet werden müßten, auch den Transport derselben sehr erschweren, und die Zahl der Wagen, die ohnedem groß genug ist, zu sehr vermehren würde. Der Regen sollte eigentlich durch die Zeltleinwand nicht durchdringen: Schlagregen, oder auch anhaltende sanftere Regen dringen indessen doch durch, besonders wenn die Leinwand alt und abgenutzt ist. Getheerte Leinwand zu Zelten, würde weder die Kosten sehr vergrößern, noch den Transport sehr erschweren, und die Zelter würden dann nicht allein gegen den Regen weit besser aushalten, sondern auch von weit längerer Dauer seyn.

Der Boden eines Zeltes muß trocken seyn, und wenn er es nicht ist, muß der Soldat durch Aufhäufung der Erde in dem Zelt seine Lagerstädte so trocken machen, als es ihm möglich ist. Es sollte überhaupt um jedes Zelt ein kleiner Graben herumgezogen werden, damit das Regenwasser ablaufen könnte, und abgehalten würde, die Lagerstädte des Soldaten zu durchnässen.

Das Stroh in den Zelten muß so oft als möglich erneuert werden, weil es sowohl durch das Liegen auf demselben, als auch durch die nächtliche Feuchte des Bodens bald verdirbt, und dann ein Körper wird, der höchst geschickt ist, die septischen Miasmen aufzunehmen, und auf die, welche auf ihm liegen, überzutragen. In Lagern, wo Mangel an Stroh für die Zelte ist, entstehen allemal weit leichter und eher Durchfälle und Ruhren, weil das feucht

und

und gleichsam zu Mist gewordene Stroh auf den gehörigen Fortgang der Ausdünstung höchst ungünstig wirkt, und zugleich fäulichte Stoffe in die Körper der Soldaten bringt. Bey dem Feldzug der Preußen in Champagne war dieser Mangel des Strohes, bey dem beständigen, alles durchnässenden Regen, und vielen andern Umständen, die der Gesundheit keine Vortheile gewähren konnten, eine der wirksamsten Ursachen, die die fürchterlichste Ruhr bey der Armee und in der ganzen Gegend allgemein machten.

Auch wenn öfter Stroh für die Zelte ausgetheilt wird, muß das Zeltstroh täglich aufgeschüttet und gelüftet werden, und dieses ist desto nothwendiger, wenn das Stroh in langen Zwischenzeiten in die Zelte vertheilt wird. Ist es durch Regen naß geworden, so sollte es billig bey der ersten Gelegenheit an der Sonne getrocknet werden. Ueberhaupt ist das tägliche Auslüften eines jeden Zeltes von großer Wichtigkeit, und dieses wird weniger bequem durch Ventilatoren, die man zu diesem Endzweck vorgeschlagen hat, bequem aber geschehen, wenn das Zelt unten in die Höhe gelegt, und dadurch der Luft eine freye Circulation verstattet wird. Auch das tägliche Ausräuchern der Zelte durch Schießpulverdampf, ist sehr zu empfehlen, und überhaupt muß alles, was die Luft in den Zelten verderben kann, aus denselben mit Sorgfalt geschafft werden. Welch eine große Erhalterin der Gesundheit überhaupt die Reinlichkeit sey, beweißt auch die Einrichtung der größten Kriegs- und Kauffartheyschiffe, die viele Menschen führen. Cook litt bey seinen großen und mühseligen Reisen entweder gar keinen oder äußerst geringen Abgang von Mannschaft, und bey einer Reise um die Welt verlohr er einen einzigen Mann, der Lungensichtig an Bord seines Schiffes gekommen war. Lord Anson hatte auf einer ähnlichen Reise, die weit weniger beschwerlich, als Cooks Reisen gewesen war, fast seine ganze Mannschaft verlohren. Die Ursache

dieses

dieses großen Glückes war ganz allein, daß Cook mit dem ernsthaftesten Nachdruck auf die höchste Reinlichkeit im Schiff sahe, und wenigstens wöchentlich einmal Sauerkraut unter seine Seeleute vertheilen ließ. Auf Französischen und Spanischen Schiffen, ist die Sterblichkeit allemal größer, als auf Englischen, weil südliche Völker, die in warmen Klimaten wohnen, gewöhnlich unreinlich sind, und besonders auf Französischen Schiffen bey weitem die Reinlichkeit nicht herrscht, als auf Englischen.

Bey mehrern Armeen ist der Fußgänger überhaupt zu wenig gegen die Eindrücke der Kälte und Nässe geschützt, und wenn er dann ohne Decke in den kühlen und zuweilen feuchten Sommernächten in dem Zelte auf dem feuchten Stroh schläft, so ist die nothwendige Folge davon, daß seine Ausdünstung zurückgetrieben und er zu Bauchflüssen und Ruhren geneigt gemacht wird. Der Oesterreichische Infanterist nutzt seinen Mantel, um sich desselben in dem Zelte als einer Decke zu bedienen, und schützt seinen Körper dadurch mehr gegen ungünstige Einflüsse, als sich ein anderer Soldat, der diese Bequemlichkeit entbehren muß, schützen kann. Der Cavallerist hat in dieser Hinsicht ein besseres Loos. Sein Mantel schützt ihn gegen die unmittelbaren Wirkungen der Nässe vollkommen. Eben wegen der schlimmen Folgen, welche die Zurücktreibung der Ausdünstung durch die kühle Nachtluft hat, ist es von Wichtigkeit, daß man genau darauf sehe, daß kein Soldat völlig entkleidet im Zelte schlafe.

Das Kochen der Soldaten in dem Zelte muß so eingerichtet werden, daß der Rauch und Dampf sich nicht leicht in die Zelte ziehen können: das Loch für den Feldkessel muß daher hinter dem Zelte, an der dem Eingange entgegengesetzten Stelle angelegt werden. Die Soldaten müssen mit den nothwendigsten Bedürfnissen zum Unterhalt

des Lebens versehen seyn: sie müssen aber auch abgehalten werden, daß sie, was zum Unterhalt des Lebens dient, nicht im Uebermaaß genießen, und durch unordentliche Lebensart sich die Zeit zum Schlafen abkürzen. In jedem Lager ist daher die Zeit bestimmt, wenn der Soldat in seinem Zelte seyn muß, so wie auch, der guten Ordnung wegen, die Zeit, wenn er außer dem Zelte seyn kann, bestimmt ist.

Da in einem Zelte viele Soldaten, von denen allen man nicht voraussetzen kann, daß sie großen Hang zur Reinlichkeit haben, und die ihre Wäsche nicht oft, ihre Kleider aber gar nicht wechseln können, beysammen wohnen, so ist es natürlich, daß manche ekelhafte langwierige Krankheit sich durch die zu enge Gemeinschaft solcher Menschen leicht über andere verbreitet, und daß z. B. ein Krätziger das ganze Zelt, und vielleicht die Bewohner mehrerer Zelte ansteckt. Wenn auch die Ansteckung mit unreinen Krankheiten, besonders Hautkrankheiten, nicht immer verhütet werden kann, und die Krätze, nach der Beobachtung aller Feldärzte, auch bey der genauesten Aufsicht und Sorge für Erhaltung der Reinlichkeit, eine sehr gewöhnliche Krankheit in den Lagern und Lazarethen ausmacht: so können doch Krankheiten dieser Art sehr vermindert werden, wenn die Vorgesetzten alles, was die Ansteckung verbreiten kann, entfernen. Gern schleichen sich feile Dirnen in die Lager, die gewöhnlich Liebhaber genug finden, und gewiß nur selten nicht mit irgend einer ekelhaften Krankheit, der Lustseuche, der Krätze und dergleichen behaftet sind. Solche liederliche Weibspersonen müssen aus dem Lager geschaft und nicht geduldet werden, und es muß dem Soldaten die Gelegenheit möglichst erschwert werden, dergleichen Dirnen in das Lager und in die Zelte zu bringen. Alle Kranke, sie mögen auch Krankheiten haben, bey denen sie ihren Dienst noch verrichten können, müssen von

den

den Gesunden getrennt, und in das Lazareth gebracht werden. Da sich aber der Soldat durchaus vor das Lazareth fürchtet, und also sich geflissentlich alle Mühe giebt, seine Krankheit zu verheelen, so ist von Seiten der Medicinalpersonen, besonders der Regiments- und Compagniewundärzte, alle Sorgfalt und alle Untersuchung nothwendig, damit dergleichen Kranke entdeckt und an den Ort ihrer Bestimmung gebracht werden können. Wenn nun der Wundarzt die Soldaten in jedem Zelte selbst auf solche Krankheiten, und auf die übeln Folgen der weitern verbreiteten Ansteckung aufmerksam macht, so werden schon die gesunden Soldaten die Krankheit ihres Zeltnachbars anzeigen, und auf dessen Entfernung dringen. Gar nicht selten werden von den Soldaten auch Bauchflüsse und Ruhren verheelt, und bey diesen Krankheiten ist eine ähnliche Aufmerksamkeit doppelt nothwendig, weil der Gestank des Unraths die Ansteckung nicht selten weiter verbreitet.

Der Dienst der Soldaten im Lager ist beschwerlich genug. Oft kommt der Soldat nach einem langen und mühsamen Marsch, spät an dem für das Lager bestimmten Ort an. Er muß sein Zelt aufschlagen, sein Gepäck unter Dach und Fach bringen, seine Küche ausgraben helfen, nach Stroh und Holz gehen, und zu allen diesen kommt noch der Dienst, der ihm zuweilen auch nicht die nothwendigste Zeit zur Erholung läßt, und der im Lager gewöhnlich beschwerlicher und vielfältiger ist, als er unter andern Verhältnissen seyn kann.

Die Posten, welche außerhalb des Lagers als Erkundigungsposten ausgestellt werden, haben gewöhnlich das Mühsame des Felddienstes in hohem Grad zu befürchten. Außerdem, daß sie oft in Gefahr sind, vom Feinde aufgehoben zu werden, müssen sie oft die nothwendigen Bequemlichkeiten, das Feuer u. s. w. entbehren, sie müssen

sich

sich in möglichst größter Ruhe halten, und zuweilen dauert es sehr lange, ehe ein solcher Posten abgelöst werden kann, so daß es zuweilen den Soldaten, die diesen Theil ihrer Bestimmung zu erfüllen haben, wirklich an Nahrung gebricht. Die Wachen im Lager sind im Ganzen weniger mühsam, wenn nur der Feind nicht zu sehr in der Nähe, und das Lager gut gedeckt ist, wo das Abwechseln der Wachen nach Bequemlichkeit Statt haben kann. Oft macht aber auch die Nähe des Feindes, ein besorgter Ueberfall u. s. w. den Dienst höchst anhaltend. Die Soldaten müssen denn immer gerüstet und bereit seyn, beym ersten Zeichen in Reih und Glied dazustehen. Oft ist in der Nacht die Gefahr größer, als bey Tage, und es ist bekannt, daß Friedrich der Zweyte in dem festen Lager bey Schweidnitz eine lange Zeit hindurch alle Nächte die Soldaten ausrücken und völlig fertig zum Streit stehen ließ, bis die Helle des Tages und die dadurch entstandene größere Sicherheit einen Theil der Armee in die Zelte zu gehen und zu schlafen verstattete.

Einen eigenen Nachtheil für die Gesundheit der Soldaten im Felde, besonders im Lager, können die Wachen und Bedeckungen haben, durch welche die Feldlazarethe so wohl gegen feindliche Anfälle geschützt, als auch so bewacht werden, daß alles in gehöriger Ordnung in ihnen vorgeht. Zuweilen muß diese Bedeckung beträchtlich seyn, wenn das Lazareth den feindlichen Anfällen ausgesetzt ist, oder wenn es weiter transportirt wird, und je beträchtlicher diese ist, desto größer ist auch die Gefahr wegen des Uebergangs der ansteckenden Krankheiten im Lazareth auf diejenigen, welche dasselbe bewachen sollen. Die Beobachtung der möglichsten Reinlichkeit im Lazareth, die sorgfältigste und fleißigste Erneuerung der Luft, der Gebrauch vegetabilischer, frischer Nahrung, und die Verhütung der allzugenauen Gemeinschaft der Bedeckung des Lazareths

mit den Kranken in denselben, so wie die fleißige Abwechselung der für die Lazarethe bestimmten Commando's, sind noch die wirksamsten Mittel, die Verbreitung der Krankheiten von dieser Ursache bey den Soldaten in Lagern möglichst zu verhüten.

Nicht selten fangen die Feldzüge sehr spät an, werden aber dagegen sehr lange hinausgeführt, oft so lange, bis die Erde durch den Frost so hart geworden, daß kein Spaten mehr in sie einzudringen vermag. Eben die großen Armeen, mit denen man zu Felde erscheint, fodern große und lange Zurüstungen, Zeit und Mühe kostende Anstalten, um die Vorräthe für einen ganzen Feldzug zu sammlen und an sichere und von dem Kriegsschauplatz nicht zu weit entfernte Orte zu verlegen, und selbst die Mannschaft, die in dem vorigen Feldzug verlohren worden ist, ist nicht allemal sogleich und so leicht wieder ersetzt, daß man frühzeitig und mit Zutrauen auf sein Heer im Felde erscheinen könnte.

Alle diese Umstände machen, daß die Feldzüge, je später sie anfangen, desto weiter hinausgezogen werden, und oft kommen noch besondere Umstände hinzu, die einen eigentlichen Winterfeldzug nothwendig machen. So sah sich Friedrich der Zweyte im Jahr 1745 genöthiget, mitten im Winter das Kayserliche und Sächsische Heer aus der Lausitz zu vertreiben, und eine andere Armee der Preußen mußte in eben diesem Jahr, im December, bey sehr schneidender Kälte, sich im freyen Felde lagern, und nachher die berühmte und entscheidende Schlacht bey Kesselsdorf beginnen und vollenden. Es hatte damals für die Bedürfnisse der Soldaten in diesem Feldzug so wenig gesorgt werden können, daß viele Regimenter gegen die Kälte gar nicht geschützt waren, und nur leinene Beinkleider hatten.

Solche

Solche unvorhergesehene Fälle, wie der war, der den großen Tag bey Kesselsdorf veranlaßte, fallen nicht oft bey Kriegen vor. Dort hieng das Wohl, vielleicht gar die Existenz des Preußischen Staates davon ab, daß man den Oesterreichern und Sachsen zuvorkam, die einen Einfall in das Herz der Brandenburgischen Länder machen und Berlin einnehmen wollten. Hier mußte man also die Völker nehmen, wie man sie hatte, um die Plane der Feinde zu vereiteln, und konnte nur wenig an Beschützung der Soldaten denken, deren Feldzug auch, wie bekannt, unter Anführung des Königs und des Fürsten von Anhalt eben so kurz als ruhmvoll war. Wenn sich aber die im Sommer angefangenen Feldzüge bis in den späten Herbst, oder wohl gar bis in den Winter verzögern, so können insgemein bessere Anstalten für die Beschützung der Soldaten gegen das Wetter getroffen werden. Man sorgt für bessere und wärmere Bekleidung der Soldaten, und jener Patriotismus, vermöge dessen sehr viele Bürger Deutschlands, besonders die Bewohner der Fränkischen Fürstenthümer des Königs von Preußen, sich in den jetzigen Kriege auszeichneten, ist bekannt. Durch eine reichliche Subscription erhielten mehrere tausende von den Preußischen Kriegern, die bey der kältesten Jahreszeit wider die Franzosen zu Felde stehen mußten, wärmere Bedeckungen, besonders der Ober- und Unterschenkel.

Auch sorgt man allmählich für die im Herbst und Winter wegen der Kälte nothwendig gewordenen Bedürfnisse der Armee. Sie kann gegen das Ende des Herbstes nicht mehr unter Zelten bleiben. Es werden also Barracken errichtet, um die Truppen vor dem Wetter und der Kälte zu schützen. Diese bestehen entweder aus Erdwänden, die oben mit Brettern bedeckt sind, oder aus Baumästen, Leimen und Stroh, so zusammengefügt und verbunden, daß die Luft und Nässe so wenig als möglich eindringen kann.

Solche

Solche Hütten werden für Menschen und Pferde errichtet. Oft gräbt man sich sogar in die Erde, und die lagernde Armee wohnt in Gruben, oder hinter Dämmen, welche bedeckt sind und die rauhe Luft abhalten.

Es läßt sich leicht einsehen, daß solche Arten sich zu lagern und im Felde zu seyn, der Gesundheit der Soldaten große Nachtheile bringen müssen, besonders wenn der Aufenthalt in einem solchen Lager von langer Dauer ist. Die Soldaten sind gewöhnlich in solchen Erdhütten noch enger, als in Zelten zusammengepreßt. Die Nässe dringt nicht selten durch die Hütten ein, und verdirbt das Stroh und die Kleidung des Soldaten, und beydes trocknet in dieser Jahreszeit langsam und unvollkommen. Die rauhe Luft nöthigt den Soldaten, sich in den engen Raum recht sorgfältig einzuschließen, um die Wärme so stark zu machen, als möglich. Er geht so selten als möglich aus seinen Hütten heraus, und verwahrt alle seine Vorräthe in denselben. Alles dieses muß nothwendiger Weise die Luft in einem hohen Grad verderben. Wenn er im Dienst gewesen ist, und z. B. auf seinen Posten die heftigste Kälte ausgestanden hat, setzt er sich nun wieder der heftigsten Hitze, vor dem offenen Feuer, wenigstens an der einen Seite des Körpers, aus, der Uebergang von dem einen Zustand in den andern erfolgt also schnell, und natürlicher Weise nicht ohne die äußersten Nachtheile der Gesundheit. Andere Beschädigungen, welche entstehen, wenn die Kälte übermäßig heftig geworden ist, das Erfrieren einzelner Theile, Schlagflüsse, überhaupt Krankheiten von entzündlicher Anlage und Rheumatismen tödten zu dieser Zeit ebenfalls viele Leute, oder entziehen sie dem Dienst.

Der Winterfeldzug, welchen der König von Preußen im Jahr 1759 in Sachsen machte, ist ein auffallender Beweis von den Nachtheilen solcher Feldzüge für die Gesund-

heit

heit der Soldaten. Die Armee des Königs wurde in der Nachbarschaft von Dresden in die kleinen Städte und Dörfer verlegt, und zwar so gedrängt, daß nur ein geringer Theil der Soldaten unter Dach kommen konnte. Ganze Regimenter lagen die Hälfte des Winters in kleinen Dörfern, die sie nachher mit größern vertauschten. Die Officiers bewohnten die Stuben oder Kammern, und die Soldaten bauten sich Brandhütten, worinn sie Tag und Nacht wie die Tatarn sich um das Feuer lagerten. Der Winter war dieses Jahr ungewöhnlich strenge, und der Schnee lag viele Wochen lang Knie tief. Das Holz wurde von den Soldaten selbst herbeygeschleppt, oft aus einem entlegenem Walde. Diese Holztransporte dauerten wegen der grimmigen Kälte den ganzen Tag fort, so daß man immer große Haufen von Lastträgern bey allen Dörfern herumziehen sah. Die Lebensmittel waren dabey nicht im Ueberfluß, und der Soldat auf sein Commißbrod eingeschränkt, womit er unaufhörlich Wassersuppen machte. Die Wachen und Commandos kamen wegen der vielen Kranken sehr oft herum, und hatte der Soldat diese überstanden, so konnte er doch in dem kurzen Zwischenraum der Ruhe nicht pflegen. Wenn er kein Holz auf dem Rücken hatte, so lag er der Länge nach in der Asche, um seinen Körper zu braten. Dies war aber noch nicht alles. Es stand ein kleines Lager bey Wilsdruf, eine Meile von Dresden. Der König wollte dies Lager nicht abbrechen lassen. Vier Bataillons mußten es besetzen. Diese wurden alle vier und zwanzig Stunden abgelöst, so daß die ganze Infanterie bey der königlichen Armee diese Rolle nach der Reihe beständig fortspielen mußte. Die Zelter blieben stehen; auch waren sie eingefroren, und die Leinwandt den Brettern ähnlich.

Die große Kälte war diesen Winter sehr anhaltend, und täglich erfroren den leicht bekleideten Soldaten die

Glieder. Im Lager waren keine Brandhütten, die Feldwachen hatten brennende Holzhaufen, und für die Officiers waren bretterne Häuschen gebauet. Die gemeinen Soldaten, um ihr von Kälte erstarrtes Blut flüssig zu machen, liefen entweder wie die Unsinnigen im Lager herum, oder sie, uneingedenk des Kochens, verkrochen sich in ihren Zeltern, wo sie auf einander lagen, um wenigstens einige Theile ihres Körper an den Leibern ihrer Kameraden zu erwärmen. In dieser Lage war Angriff und Vertheidigung gleich unmöglich; und nie kehrte ein Regiment aus diesem Lager in die elenden Winterquartiere zurück, ohne die Zahl seiner Kranken zu vermehren. Sie starben in ihren Löchern wie die Fliegen, und dieser einzige Winterfeldzug kostete dem Könige mehr Menschen, als zwey große Schlachten gethan haben würden.

Ein Marsch der Franzosen nach Zelle in der Christnacht 1757 verursachte eine Menge von Krankheiten, und selbst plötzliche Todtesfälle. Viele Soldaten erfroren Hände und Füße, weil sich der größte Theil des Fußvolkes hin und wieder Wärmefeuer angezündet, und sich um dieselben mit den Füßen nach dem Feuer hingelagert hatte. Diejenigen dagegen, welche in beständiger Bewegung blieben, litten lange nicht so viel, weil sie dadurch die Erstarrung des Körpers und das Erfrieren der Glieder am besten verhüteten.

Daß überhaupt die schädlichen Wirkungen eines Winterfeldzuges auf die Gesundheit der Soldaten nicht ganz verhütet werden können, sieht man leicht ein, daß sie aber vermindert werden können, ist offenbar. Wenn die Bedeckung des Körpers der Soldaten gehörig warm und dem Wetter angemessen ist; wenn Mäntel oder Kaputröcke auch den Infanteristen gegeben werden; wenn seine Strümpfe von Wolle und gehörig dicht sind; wenn seine

Schuhe

Schuhe und Kamaschen so dicht sind, daß sie kein Wasser durchlassen; wenn er durch forcirte Märsche im Winter nicht zu sehr ermüdet, besonders aber nicht zu sehr erhitzt wird, und seine Ausdünstung durch das Stillestehen in der Nacht nicht auf einmal gehemmt wird; wenn der Brandtewein, dieses große Mittel nördlicher Völker wider die Kälte, unter die Soldaten nur in mäßiger Quantität ausgetheilt wird, so daß er nicht betäubt, sondern die Kräfte des Körpers emporhebt und stärkt; wenn man den Soldaten, bey sehr großer Kälte, nicht gleich stillesitzen und erstarren, sondern seinen Körper lieber fortbewegen läßt, und wenn der Soldat darauf aufmerksam gemacht wird, daß, indem er einen Theil seines Körpers am Feuer erwärmt, er den andern nicht erfrieren lasse; wenn die Armee mit guter und reichlicher Nahrung hinreichend versehen wird, indem bekanntlich das Bedürfniß der Nahrung im Winter bey uns dringender ist als im Sommer, und wenn für diejenigen, die das Unglück hatten, von dem Froste beschädiget zu werden, hinlänglich und zweckmäßig gesorgt wird: so werden auch die Winterfeldzüge der Gesundheit der Soldaten weniger schädlich, und die Erfahrung hat gelehrt, daß selbst südliche Völker in unsern Tagen Winterfeldzüge in Deutschland, wenigstens ohne großen Verlust der Heere an Mannschaft, ertragen konnten, falls nur auf die oben angegebenen Punkte gehörig gesehen wurde.

Die Winterquartiere sind der Gegenstand der heißesten Wünsche der Soldaten, und es ist bekannt, daß der Feldherr sehr oft seinem Heere dadurch Muth schafft, und es zu großen Anstrengungen und Aufopferungen von Kräften bewegt, indem er ihm gute und ruhige Winterquartiere verspricht. Die große Schlacht bey Torgau schlug der gemeine Preußische Soldat größtentheils der bessern Winterquartiere wegen, und — siegte. In diesen Winterquartieren ru-

het der Soldat von den Strapazen des Feldzuges aus, man verlangt auch der gewöhnlichen Dienste wenige von ihm, damit er die Behaglichkeiten der Ruhe und des Ueberflusses desto besser genießen und seinen Körper desto mehr stärken könne, um neue Anstrengungen, die der künftige Feldzug fordern möchte, zu ertragen.

Gewöhnlich verpflegt sich in Winterquartieren der Soldat nicht selbst, sondern er erhält Nahrung, Getränk und Obdach von dem Wirthe, bey dem er im Quartier ist. Er macht einen Theil von dessen Familie, und muß sich mehr oder weniger die Einrichtungen, die in dem Hause seines Wirthes hergebracht sind, gefallen lassen. Ein Soldat, der im Winterquartier ist, erhält also die heterogenste Kost. Wer bey dem Bauer einquartiert ist, wird sich mit ländlicher Kost, mit Mehlspeisen, Sauerkraut und geräuchertem Fleisch am öftersten begnügen müssen: wer bey dem an leichte Nahrung gewöhnten Bürger hauset, wird leichte Speisen, Gemüse, u. s. f. öfter vorgesetzt erhalten, er wird statt der Frühsuppe mit Kaffee, und statt der derben Kost, die dem Soldaten überhaupt die angemessenste ist, weil er derselben gewohnt ist, mit leichten Speisen bewirthet werden.

Die Beköstigung der Soldaten in den Winterquartieren sollte überhaupt nicht ganz der Willkühr der Wirthe und dem Gelüsten der Soldaten überlassen werden, sondern es sollte den Wirthen verordnet werden, wie oft sie wöchentlich den Soldaten Mehlspeisen, Hülsenfrüchte, grüne Pflanzengewächse, geräuchertes oder eingesalzenes Fleisch vorzusetzen haben. Es sollte auch auf das Getränk der Soldaten genauere Rücksicht genommen werden. Der Soldat kann sich in dem Winterquartier mit seinem Solde nach seiner Art eine Güte thun, er kann ihn täglich vertrinken, und indem ihn sein Wirth speiset und mit dem

nothwendigen Getränk versteht, trinkt er gewöhnlich zu viel, und zum Nachtheil seiner Gesundheit. Wo viel von Nahrungsmitteln und Getränken aufgezehrt wird, da sind sie gewöhnlich schlechter, weil Gewinnsüchtige eine Gelegenheit dieser Art, sich durch gelieferte Provisionen von schlechter Qualität zu bereichern, selten ungenutzt verstreichen lassen. Es ist also von großer Wichtigkeit, daß auf gute Beschaffenheit der Nahrungsmittel, besonders der Getränke, mit großem Fleiße gesehen werde, und daß der Soldat nicht durch schädliche Zusätze von der Säure oder andern Verderben befreyetes Bier, durch Bley oder andere Zusätze verfälschten Wein, besonders aber in unsern nördlichen Gegenden Brandtewein bekomme, der mit den schädlichsten Zusätzen, mit spanischem Pfeffer, Kellerhals, Pfeffer und andern hitzigen Sachen verfälscht ist. Es muß auch darauf gesehen werden, daß sich der Soldat nie mit Getränke übermäßig überlade.

Auch die zu große Ruhe in den Winterquartieren kann der Gesundheit der Soldaten nachtheilig werden. Wenn der Infanterist den ganzen Tag hinterm Ofen sitzt, und außer seiner Wache, die etwa alle 5 bis 6 Tage an ihm kommt, keine weitere Beschäftigung hat oder haben mag: wenn der Reuter auch nichts weiter thut, als daß er sein Pferd nothdürftig besorgt, und übrigens der Ruhe pflegt, so ist es natürlich, daß der Körper in Unthätigkeit gerathen, und aus zu großer Entwöhnung der Anstrengung an derselben für die Zukunft kein Behagen finden muß. So wie die Quartiere zu Capua den Soldaten des Hannibal es unmöglich machten, die Römer zu überwinden, so hat noch in unsern Zeiten zu große Weichlichkeit, durch zu lange Ruhe erlangt, mancher Armee mehr geschadet, als eine verlohrne große Feldschlacht.

Die Soldaten sollten also auch im Winter geübt werden, wenn es Gelegenheit und Witterung erlaubt, in den

den Waffen, oder auf andere Art. In dieser Hinsicht hat der Cavalleriedienst vor dem Dienst des Infanteristen dies voraus, daß der Cavallerist fast täglich, gesetzt es geschähe auch blos seines Pferdes wegen, sich üben muß, da dagegen der Infanterist müssigere Zeit hat. Die Ruhe macht auch den Soldaten überhaupt gegen seinen Körper und seine Geräthschaften nachlässig; und es ist nützlich, und trägt zur Erhaltung der Gesundheit der Soldaten bey, wenn sie angehalten werden, ihren Körper im Winter so reinlich zu halten, und so herauszuputzen, als in dem Standquartier, und alle ihre Geräthschaften in eben dem reinlichen Zustand zu erhalten, als in Friedenszeiten. Die Unreinlichkeit ist bekanntlich eine Mutter sehr vieler Krankheiten bey den Soldaten, und die schlimmsten Feldkrankheiten werden durch Reinlichkeit am besten abgehalten. Ueberdem erhält auch die mit dieser Sorge für die Reinlichkeit verbundene Bewegung des Körpers und Anstrengung den Körper in Thätigkeit.

Hat ein Heer das Glück, daß es in den Ländern des Feindes seine Winterquartiere nehmen kann, so ist doppelte Vorsicht nöthig, daß sich der Soldat nicht durch Uebermaaß und Ausschweifungen verderbe. Man betrachtet oft ein solches Land als eine eroberte Provinz, die man für den künftigen Feldzug, oder für die Zukunft überhaupt nicht wird behaupten können, und verstattet den Soldaten mehr, als man ihnen verstattet haben würde, falls sie in ihrem eigenen Lande die Quartiere hätten. Alle Nachtheile der Gesundheit, die ihren Grund im Uebermaaß und Ausschweifung haben, müssen ein solches Heer in verstärktem Maaß treffen, falls nicht die Officiere die genaueste Manns-zucht halten, durch welche sich besonders der deutsche Soldat auch in den Ländern seiner Feinde einen ruhmvollen Nahmen erworben hat.

Nicht selten bringen auch zu wenige Schonung der Einwohner eines Landes und zu wenige Schonung und nicht gehörig beobachtete Eintheilung der Vorräthe, die ein Land aufzubringen vermag, eine Armee in die Lage, daß sie in den Winterquartieren, in denen sie Ueberfluß und Wohlleben hoffete, an den nothwendigsten Bedürfnissen Mangel leiden muß. Und wenn vollends die Quartiere in einem ausfouragirten und durch die vorigen Feldzüge ausgeleerten Lande genommen werden müssen; wenn der Soldat auch im Winter von den Magazinvorräthen leben muß, die aus mehrecen Ursachen sehr selten für so gut zu halten sind, als die Vorräthe, die sich jeder Bürger oder Bauer gesammlet hat; wenn der Soldat selten Fleisch und selten frische Pflanzengewächse zur Nahrung erhalten kann, sondern sich nur mit seinem Brode und Wasser begnügen muß: dann müssen Gesundheit und Muth der Soldaten nothwendig abnehmen, und die Armee des Feindes, die dieses Ungemach in einem bessern Lande nicht litt, hat dann oft schon in den ersten Zeiten des wiedereröffneten Feldzuges ein entscheidendes Uebergewicht über den den Winter über nicht gestärkten, sondern geschwächten Feind.

Einen sehr wichtigen Theil der Armee macht im Frieden sowohl, als besonders im Kriege, derjenige Theil derselben aus, der in solchen Plätzen in Besatzung liegt, die durch ihre Befestigung ein Land decken, oder das Vordringen einer Armee aufhalten sollen. Die in Friedenszeiten schwach besetzte Festung muß daher oft in Kriegszeiten doppelt so stark besetzt werden, und gewöhnlich ist in Festungen für die Bequemlichkeit und davon abhangende Gesundheit der Soldaten nur in so fern gesorgt, als diese Sorge mit der Befestigung des Ortes selbst vereinbar war. Daher haben sehr viele Festungen schon an sich eine ungesunde Lage. Sie liegen in Sümpfen, Moräften, durch welche sie freilich gedeckt, aber auch der Gesundheit der Besatzung schädlich

lich sind. Die Graben um die Werker enthalten gewöhnlich stehendes Wasser, dessen Ausdünstungen für die Gesundheit der Bewohner selbst von den übelsten Wirkungen seyn müssen. Die Mauern und überhaupt die Festungswerke sind nicht so angelegt, daß überall für Luftzug und Reinlichkeit gesorgt seyn kann, und unmöglich kann hinter den hohen und dicken Mauern, wo noch dazu so viele Menschen leben müssen, die Luft rein und gesund seyn.

Die Besatzung in Festungen ist daher auch schon in Friedenszeiten, wo doch weder der Dienst sehr schwer, noch jeder Soldat innerhalb der Wälle eingesperrt ist, mehrern Krankheiten ausgesetzt, als solche Soldaten, welche getheiltere und gesundere Quartiere haben. Freilich werden solche Festungen, die tief und in sumpfichten Gegenden liegen, die mit Graben umgeben sind, in denen das Wasser stockt und nicht abgelassen werden kann, und in denen selbst entweder kein, oder nur ein geringer Luftzug ist, allemal ungesunder seyn, als Festungen auf Bergen, die der Luft ausgesetzt sind, und auf welche die eben erwähnten Ursachen nicht wirken können: auf jeden Fall ist aber doch das Einschließen so vieler Menschen in einem engen Raum der Gesundheit allemal nachtheilig, und es bleibt daher in Friedenszeiten immer von Wichtigkeit, daß diejenigen Feldregimenter, welche zum Festungsdienst gebraucht werden, von Jahr zu Jahr mit andern verwechselt werden, damit die Kränklichkeit bey ihnen nicht zu sehr einreiße, und daß auch diejenigen Regimenter, welche blos zum Dienst für die Garnison bestimmt sind, wenigstens nicht immer in niedrig gelegenen und der Gesundheit nachtheiligen Standörtern sich aufhalten müssen. In manchen Festungen ist der jährliche Wechsel der Besatzung das einzige Mittel, zu verhüten, daß nicht in einer Zeit von wenig Jahren die ganze Besatzung ausstirbt und von Grund aus wieder frisch hergestellt werden muß.

Die Lebensart der Soldaten, die als Besatzung in Festungen liegen, ist auch in Friedenszeiten von derjenigen der Feldsoldaten gewöhnlich sehr verschieden. Der Besatzungssoldat lebt in einer unreinen Luft, die er oft nicht, gewöhnlich aber selten wechseln darf, (bekanntlich giebt es ja sehr große Armeen, bey denen der nicht vertraute Mann, das heißt, der, bey dem es möglich ist, daß er entwischen könnte, das ganze Jahr hindurch keinen Schritt zum Thore hinaus thun darf, als wenn er in Reih und Glied zum Exerciren zieht) er zieht also die unreine, unerneuerte, wenigstens nicht gehörig erneuerte Luft immer ein. Sein Dienst ist, der vielen Posten wegen, die Tag und Nacht bewacht werden müssen, beschwerlich, und immer auf den Ort eingeschränkt, und bey starker und fortwährender Anstrengung der Kräfte hat doch der Besatzungssoldat weit weniger Bewegung, als der Feldsoldat. In niedrigen Gegenden ist überhaupt die Nachtluft gefährlicher, als die Luft am Tage, und der Soldat auf seinen Posten empfindet die Folgen der unreinen Luft, des in seinen Körper geschlichenen Sumpfmiasma, und der zurückgetriebenen Ausdünstung in der Nacht stärker. Seine Nahrung ist den größten Theil des Jahres auf die Vorräthe der Magazine eingeschränkt, wenigstens was das Brod betrift, und nicht selten muß von ihm Brod von halbverdorbenem Getraide, genossen werden, denn das ältere Getraide in Magazinen muß von Zeit zu Zeit aufgezehrt werden, damit es dem bessern und frischern Platz machen könne. Gesetzt auch, daß jeder Festung frisches Fleisch in Ueberfluß zugeführt wird, welches doch bekanntlich der Fall nicht immer ist; so hat die Besatzung doch gar nicht selten Mangel an frischen Vegetabilien, diesem wichtigen Theil der Nahrung der Menschen, die sich der Soldat in andern Quartieren leicht und wohlfeil schaffen kann. Auch der Umstand, daß man in die Festungen gewöhnlich solche Soldaten zur Besatzung

satzung abgiebt, die schon über die Jahre der Jugend hinaus und halb invalid geworden sind, trägt zur größern Sterblichkeit der Besatzung bey, denn die Lebenskraft ist bey solchen Menschen im Sinken, und widersteht bey weiten den ungünstigen Wirkungen der Ursachen der Ungesundheit nicht so sehr, als die Natur jüngerer, stärkerer und solcher Personen, die durch große Anstrengungen ihre Kräfte noch nicht aufgeopfert haben.

Sorge für die äußerste Reinlichkeit, die um so viel nothwendiger wird, je mehrere Menschen in einem engen Raum eingeschlossen sind, Entfernung alles dessen, was die Luft verderben kann, häufige Lüftung der Casernen in welchen der Soldat in Friedenszeiten in den Festungen leben muß, Verbesserung der Luft durch Räucherungen, Pulverdampf und Essig, die nothwendige Vorsorge für frische und gute Nahrung, für frisches gesundes Fleisch und vegetabilische Kost, möglichste Erleichterung des Dienstes, besonders auf Posten, die vorzüglich ungesund sind, Vorsorge für Aufrechterhaltung der Ausdünstung durch gute, warme, dem Wetter und der Jahreszeit angemessene Kleidung, und fleißige Bewegung des Körpers im Freyen, sind die vorzüglichsten Puncte, auf die es bey Erhaltung der Gesundheit der Besatzungen ankommt. Und wenn auch frische Pflanzengewächse nicht immer in dem Maaße zu haben sind, daß sie der Soldat von seinem geringen Solde bezahlen kann; so sollte nur darauf gesehen werden, daß in den Magazinen wohlfeile und als gesund allgemein anerkannte Speisen vorräthig wären. Unter diese verdient besonders das Sauerkraut gerechnet zu werden, eine vegetabilische Speise, die leicht zu haben ist, die sich, gehörig aufbewahrt, Jahre lang gut erhält, und als eines der wirksamsten Nahrungsmittel mit allem Recht angesehen wird, um fäulichte Krankheiten, also gerade die

diejenigen, welche den Soldaten die gefährlichsten sind, zu verhüten.

Unendlich schlimmer ist das Schicksal der Besatzung und aller Bewohner einer belagerten Festung, und die grausamsten Krankheiten, oft an Tödtlichkeit der Pest gleich, sind das gewöhnliche Loos eines solchen eingeschlossenen und von der übrigen menschlichen Gesellschaft gleichsam abgeschnittenen Platzes. Die Verheerungen, welche die Krankheiten bey der langen Belagerung in Breda anrichteten, und die van der Mye in einem eigenen, vortreflichen Werk beschrieben hat, sind bekannt, und die Erfahrung lehrt alle Tage, daß kein Theil des Krieges für die Besatzungen von traurigern Folgen ist, als der Belagerungskrieg, besonders wenn große, mit starken Besatzungen versehene Festungen lange und hartnäckige Belagerungen auszuhalten haben. In einen beschränkten Raum eingesperrt, aller Gemeinschaft mit dem, was außer den Wällen ist, beraubt, und blos sich und ihrem Schicksal überlassen, hat eine Besatzung in einer belagerten Festung mit allem zu kämpfen, was nur das größte Elend heißen mag. Anstrengungen, deren eine auf die andere schnell folgt, keine, oder seltene Ruhe, oft nicht einmal Sicherheit wegen körperlicher Beschädigungen während dieser, sparsame Nahrung, Mangel an den nothwendigsten Bedürfnissen des Körpers, ungesunde Nahrung, verdorbenes Brod, Mangel an frischem Fleisch, durch eine Menge von Ausflüssen und Unreinigkeiten verdorbene Luft sind das gewöhnliche Loos der Belagerten, deren Gemüthszustand auch gewiß nicht auf Heiterkeit und Fröhlichkeit Anspruch machen kann, indem der Entsatz einer belagerten Festung nicht unter die alltäglichen Dinge gehört, und in dem entgegengesetzten Fall gewöhnlich Gefangenschaft, und im Fall die Besatzung ihre Pflicht im äußersten Grad erfüllt, und den ihr anvertrauten Platz nicht übergiebt, bis er mit

Sturm

Sturm übergeht, der Tod durch das Schwerdt des erobernden Feindes ihr Loos ist. So floß in unsern Tagen, nachdem die Russen Oczakow eingenommen hatten, Türkenblut in Strömen, während man in den Tempeln Gott ob des Sieges dankte! — Der Anblick der Besatzung und aller Bewohner einer lange belagerten Stadt ist schon Beweis von dem hohen Grad von Leiden. Abgemattet, blaß, oben abgezehrt und unten aufgeschwollen, gehen sie, mehr Gespenstern als Menschen ähnlich, einher, und eben weil so viele krank und so viele abgemattet und zu keinem Dienst fähig sind, müssen die wenigen, denen ein gutes Geschick die Gesundheit noch behalten und einige Kräfte zu Theil werden ließ, ihre Kräfte verdoppeln, um keinen Gegenstand der Vertheidigung zu vernachläßigen, indem natürlicher Weise der Feind desto wachsamer und thätiger wird, je mehr er Hoffnung hat, bey der Entkräftung der Besatzung seinen Zweck zu erreichen.

Die Quellen der Krankheiten in belagerten Städten, liegen theils in der moralischen Stimmung der Belagerten und der Einwohner, theils in einer Menge von physischen Ursachen. Auch der herzhafteste Soldat muß einen Theil seines Muths verlieren, wenn er rings um sich her durch das große Geschoß Menschen todt oder verstümmelt hinfallen, wenn er durch das oft ganz fruchtlose Bombardement eines erbosten Feindes, eine blühende Stadt in wenig Tagen in einen mit Leichen von schuldlosen Menschen untermischten Aschenhaufen, verwandelt sieht. Ueberdem weiß jeder Soldat, daß jede Festung, gesetzt sie sey auch das Meisterstück Coehorns und Vaubans, fallen muß, im Fall nur die Belagerung lange genug dauert, damit die Besatzung ihre Vorräthe aufzehre, und dann, matt und ausgehungert, wie die Vertheidiger von Condé, sich selbst den Waffen des Siegers preis gebe. Der Vertheidiger, der seine Pflicht thut, sieht also, im Fall kein Entsatz

kommt,

kommt, sein Schicksal voraus, ja er sieht voraus, daß, je mehr er seine Pflicht thut, er auch desto leichter ein Opfer der Rache und des Eifers des erbitterten und siegreichen Feindes wird. Und der friedsame Bürger, der ruhig und zufrieden seine oft zahlreiche und glückliche Familie ernährt, der in jeder Minute befürchten muß, er, oder seine Kinder, oder seine Haabe, oder alles zusammen, werde ein Raub der Flammen werden, der sich in Kellern und Casematten kaum vor der Verwüstung sicher dünkt, — dieser Mann, der oft nicht einmal fähig war, sich gehörig hinreichende Vorräthe von den nothwendigsten Bedürfnissen für die lange Belagerung zu verschaffen, der den schrecklichsten Schicksal unter allen entgegen sehen muß, seine geliebte Familie darben, vielleicht den Hungertod sterben, oder seine mühselig erworbene Haabe von dem siegreichen Feinde geraubt, und eben so schnell vergeudet zu sehen, als sie geraubt wurde, — ein solcher Mann kann warlich den guten und frohen Muth nicht haben, der den Menschen eine lange Gesundheit sichert: er und seine Kinder müssen schon aus diesen Ursachen den Krankheiten ausgesetzt seyn, durch welche Belagerungen so schrecklich geworden sind, den Faulfiebern mit dem höchsten Grad von Kraftlosigkeit, welche in jeder lange belagerten Stadt eine größere Rolle spielen, als die künstlichsten von dem Feinde angelegten und ausgeführten Entwürfe zur Verheerung.

Zu diesen Ursachen kommen noch sehr viele physische. 1) Der Dienst in einer belagerten Stadt ist äußerst ermüdend, und da sich eben der Krankheiten wegen die Zahl der Besatzung täglich vermindert, und die noch lebenden täglich an Kräften abnehmen, so wird er in eben dem Maaß beschwerlicher und abmattender, als die Belagerung verzogen wird. Ueberdem ist der Dienst auch deswegen weit angreifender, weil er in der Nacht durchaus genauer und anhaltender seyn muß, als bey Tage, wo die Besatzung

doch

doch wenigstens es sehen kann, wenn der Feind ein für sie schädliches Vorhaben auszuführen trachtet, und weil die Besatzung nicht allein zum Vertheidigungskrieg beständig gerüstet seyn muß, sondern weil sie auch durch Ausfälle, die immer mühsam und gefährlich sind, offensiv gehen, und die Plane des Feindes vereiteln muß. 2) Die Verpflegung der Besatzung kann bey einer langwierigen Belagerung nie so seyn, daß die Gesundheit des Soldaten lange dabey bestehen kann. Es ist schon ein Glück für die Besatzung, wenn sie an dem aller nothwendigsten Bedürfniß, dem Brod, keinen Mangel leidet, falls sie lange belagert ist. Frisches Fleisch mangelt gewöhnlich bald, und eine Festung mit gesalzenen Vorräthen, so wie ein Schiff, zu versehen, hat man noch nicht völlig gelernt. Nur den Zwieback hat man in vielen Festungen von der Schiffskost aufgenommen, und befindet sich dabey sehr gut, indem sich diese Art des Brodes äußerst lange gut erhält. Mangel an frischen Pflanzengewächsen, ist sogleich bey einer Belagerung in der Stadt fühlbar. Der Vertheidiger der Festung, von dem oft die Wohlfart des ganzen Landes abhängt, bleibt auf Brod, auf Hülsenfrüchte, u. s. f. eingeschränkt. Das Fleisch ist selten, und höchstens nur für den Tisch solcher bestimmt, deren Sold zureicht, es zu bezahlen. Sogar gutes Trinkwasser ist oft eine Seltenheit, im Fall dasselbe außerhalb der Stadt quillt und in dieselbe geleitet wird, indem sich der Feind natürlicher Weise Mühe giebt, dieses abzuschneiden, und das Schicksal der Besatzung auch in diesem Stück schwerer zu machen. Oft sind daher in Festungen, die für die Besatzung unentbehrlichsten Bedürfnisse, das Brod und das Wasser, schlecht, und diese Substanzen können natürlicher Weise theils den Soldaten die nothwendigen Kräfte nicht geben, theils müssen sie auch den Grund von Krankheiten, die von Schwäche, Unverdaulichkeit und Fäulniß abhängen, in ihn legen.

3) Die

3) Die Ruhe, die dem Soldaten in einem belagerten Orte selten zu Theil wird, kann er nicht anders, als in Orten haben, die vor dem feindlichen Geschütz sicher sind, also in den für ihn bestimmten Casematten, da die andern Bewohner des Orts in unterirrdischen Hölen und Kellern ihr Leben zu schützen suchen müssen. Selten sind diese Bomben- und schußfesten Gewölbe so geräumig, daß eine starke Besatzung mit Bequemlichkeit in ihnen wohnen kann, und da wenigstens in vielen Festungen die Pferde ebenfalls in gemauerten Casematten gehalten werden, so beengen diese den Raum der Gewölbe für die Menschen. Diese Gewölber sind von dickem Stein gemauert, entweder unter der Erde, oder der Erde gleich, und allemal feucht, ungesund, ohne Luftzug. Die Luft verdirbt daher äußerst leicht in ihnen, das Stroh modert, die Ausdünstungen von Menschen und Thieren sammlen sich, in einem solchen Aufenthaltsort muß daher die Gesundeit der Menschen nothwendig Schaden leiden, die ihn nie verlassen, als um Gefahren zu suchen, und sich andern ihrer Gesundheit eben so nachtheiligen Ursachen auszusetzen. 4) Die Reinlichkeit, diese große Erhalterin der Gesundheit der Soldaten, kann in belagerten Orten am wenigsten beobachtet werden. Der Soldat wohnt in der von seinen eigenen und vielen andern Ausflüssen verpesteten Luft der Casematten; er kann für Reinigung seines Körpers und den nothwendigen Wechsel seiner Wäsche nicht wohl sorgen; die Polizey, welche auf Reinigung der Stadt, und Wegschaffung alles Unrathes drang, kann nicht thätig seyn, der Unrath häuft sich daher überall. Die Leichen von Menschen und Thieren, werden gewöhnlich nicht tief genug begraben, und wenn vollends noch die Ausdünstungen von Sümpfen und stehenden Wassern in den Graben, u. s. w. dazukommen, in welchen Leichen von Menschen und Thieren von mancherley Art faulen, so ist es, wenn alle diese Ursachen vereint

wirken, eine wahre Unmöglichkeit, daß der Gesnndheitszustand der Einwohner in einer belagerten Stadt auch nur erträglich seyn sollte. 5) Wenn auch eine Festung, mit Vorräthen aller Art versehen, belagert wird, so kann es doch nicht fehlen, daß das verstärkte Bedürfniß diese oder jene Vorräthe bald vermindert. Des Leibes Nahrung bestehet nicht im Brode allein, der Mensch bedarf außer diesem noch vieler Dinge fast eben so nothwendig. Die grausame Verlegenheit einer Besatzung, der es an Kleidung, oder gar an Munition mangelt, kann man sich wohl denken. Sehr oft mangeln die für die gehäuften Kranken nothwendigen Arzneyen, und gar nicht selten mangeln gerade die wichtigsten, mit keinem andern zu ersetzenden Mittel. Alle diese Mängel müssen natürlicher Weise die Sterblichkeit der Besatzung vermehren, und sie das Ungemach der Belagerung doppelt empfinden lassen. 6) Die Kranken von der Besatzung und den übrigen Bewohnern, können auch in der mit allen Vorräthen versehenen Festung, immer nicht anders, als schlecht besorgt werden. Nicht selten ist ihre Menge so groß, daß Aerzte und Wundärzte, die der Ansteckung und dem Tode oft mehr ausgesetzt sind, als die andern Soldaten, nicht hinreichen, um alle gehörig zu besorgen. Die Lazarethe werden bald mit Kranken angefüllt, und auch die körperliche Pflege muß in dem Verhältniß schlechter werden, indem die Zahl der Kranken zunimmt. Nicht alle Häußer, wo Kranke aufbewahrt werden, sind gegen die Kugeln der Feinde gehörig gesichert, der Aufenthalt in denselben ist also mit Angst und Zagen verbunden. Die Menge der Kranken, die Unreinlichkeit in den Lazarethen, der Mangel an Pflege, oft der Mangel an nothwendigen Arzneyen, der Mangel an frischen Pflanzengewächsen, diesen so großen Heilmitteln aller fäulichten Krankheiten, die Einschränkung der Kranken auf blos getraidartige, oft ungesunde und

halb

halb verdorbene Nahrung, dieses alles muß die Sterblichkeit der Erkrankten in einer belagerten Stadt ungemein vermehren, und beytragen, daß die Krankheiten bey der Besatzung und den Bürgern von Tag zu Tag häufiger werden. Wenn eine Belagerung lange gedauert hat, und der Feind sich endlich der Festung bemächtiget, so findet er gewöhnlich nur die Hälfte von der Besatzung, die den Platz hatten, da die Belagerung begonn, und unter diesen Todten sind die wenigsten solche, welche das Schwerdt fraß.

Eine eigene Quelle der Ungesundheit des Aufenthaltes in Festungen sind oft auch die Kriegsgefangenen, welche in denselben aufbewahret werden, und es ist bekannt genug, wie sehr in dem jetzigen Krieg durch diese unglücklichen Menschen eine fäulicht - bösartige Seuche in mehrern Ländern wo nicht veranlasset, doch begünstiget wurde. Alles Unglück häuft sich gewöhnlich über diejenigen zusammen, die das Mißgeschick hatten, vom Feinde gefangen zu werden. Lange zuweilen mit in der Campagne herumgeschleppt, oder in die engsten Verwahrungsörter dicht gepreßt; zerlumpt, ohne Schuhe ohne Strümpfe, mit zerrissenem Hemde, welches sie, aus Mangel eines andern, nicht wechseln können, werden sie oft hundert und mehrere Meilen weit, in die entlegensten Oerter transportirt, um, wenn sie das Ziel ihrer weiten Reise erreicht haben, in die dumpfen Casematten einer ungesunden Festung eingesperrt zu werden. Ihr Unterhalt auf dem Transport ist äußerst spärlich, weil er vom Feinde hergegeben wird. Wenn sie, durchnäßt von Regen, halb erstarrt von Kälte, ausgedörrt von der Hitze, ihre Tagereise, oft unter beständiger Mißhandlung der Bedeckung, und unter andern tausendfachen Quaalen, zurückgelegt haben, so ist ihr Quartier ein Stall, ihr Lager sparsames Stroh, ihre Nahrung Brod, selten Gemüse, noch seltener Fleisch, und ihr Getränk Wasser, und selbst diese Nahrung gewährt ihnen der weniger menschliche

Feind nur alle 24 Stunden, und giebt ihnen also gerade so viel zu essen, daß sie nicht Hungers sterben.

Ich weiß wohl, daß es auch menschlichere Feinde giebt, die ihre Gefangenen besser und erträglicher behandeln, und weiß, daß es Orte giebt, in denen die zahlreichen Gefangenen von den Französischen Heeren sehr gut verpflegt werden und sich so wohl befinden, als sich nur Kriegsgefangene, auf die man ein aufmerksames Auge allemal haben muß, befinden können. Aber jeder Krieg giebt, ungeachtet die erhöhete Kultur die Kriege in unsern Zeiten menschlicher gemacht zu haben scheint, und von vielen Nationen die Gefangenen als solche behandelt werden, die man zwar aufbewahren, aber nicht mißhandeln muß, doch noch immer einige Beyspiele von dem Gegentheil an die Hand, und wenn auch diejenigen, welche den Oberbefehl führen, ihren Untergebenen die Menschlichkeit gegen die Gefangenen zur heiligen Pflicht machen, so überwindet doch nicht selten die Roheit des gemeinen Soldaten, und die Erbitterung gegen den Feind, das Gefühl des Mitleids gegen Wehrlose, welches in der Brust eines jeden Menschen und eines jeden Feindes schlagen sollte. Am unglücklichsten ist das Schicksal solcher, die auf den gewöhnlich weiten Märschen erkranken, denen fast alle Pflege fehlt, und die auf den Wagen fortgeschleppt werden, bis sie sterben, oder (ein seltener Fall) genesen.

So durch Mühseligkeiten aller Art und durch eine Menge von schwächenden und fäulichte Krankheiten erregende Ursachen disponirt, kommt nun der Transport der Gefangenen an den Ort seiner Bestimmung an. Sie müssen wohl verwahrt werden: ihr Quartier kann daher kein anderes, als ein wohl verwahrtes seyn, und gewöhnlich wählt man dazu Festungen. In diese werden sie, oft sehr zusammengepreßt, eingesperrt. Mangel der freyen Luft,

oft

oft Mangel einer erquickenden Nahrung, Unreinlichkeit aller Art, aus wahren Mangel der Bequemlichkeit und Gelegenheit reinlich zu seyn sowohl, als weil ein gewisser Grad von Unglück den Menschen auch gleichgültig gegen seinen Körper macht, verpesten die Atmospäre, in der sie sind, und begünstigen die bösartigsten fäulichten Krankheiten, das Entstehen des Kerker- oder Lazarethfiebers, eine der fürchterlichsten Krankheiten, die die Menschen nur befallen kann, andere Krankheiten von zurückgetretener und gehemmter Ausdünstung, der Krätze, u. s. f. nicht zu gedenken. Schöner und besser behandelten die damals so genannten Amerikanischen Rebellen die Gefangenen bey Saratoga, nachdem sich eine ganze Armee den siegreichen Waffen der Amerikaner hatte ergeben müssen. Was der Deutsche nie gethan hat, und nie thun durfte, that der Amerikanische Pflanzer, — er wetteiferte, seinen gefangenen und unglücklichen Brüdern wohl zu thun, und mancher Deutsche segnet noch jetzt seinen gütigen Wirth, bey dem er als Gefangener lebte.

Wenn nun die Besatzung eines solchen Platzes doch nicht alle Gemeinschaft mit den Gefangenen aufheben kann, und sich der Ansteckung von ihren Krankheiten aussetzen muß; so ist es sehr leicht möglich, daß die Krankheiten von den Gefangenen sich auch über die Besatzung, und von dieser noch weiter verbreiten, und eine Veranlassung zu ungewöhnlichen Verheerungen werden. Man sorgt also für sein eigenes Wohl, wenn man die Kriegsgefangenen menschlich behandelt, wenn man ihnen auf dem Transport alle Erleichterung verschafft, sie mit gehöriger warmer Kleidung versieht, sie gut, und wo möglich, von Pflanzengewächsen nährt, wenn man die Kranken sorgfältig von den Gesunden absondert, und den Kranken alle Pflege angedeihen läßt, welche die Lage der Umstände möglich macht, überhaupt wenn man ihren Transport auf eben

die Art veranstaltet, als man die Märsche der Infanterie veranstaltet. Dann wird ein solcher Transport in erträglichen Gesundheitszustand in seinen Aufbewahrungsort anlangen, und wenn auch in diesem für reichliche Nahrung und Bekleidung der Gefangenen gesorgt wird: wenn ihnen geräumige und trockene Quartiere angewiesen werden; wenn ihnen, mit Beobachtung der gehörigen Vorsicht, Freyheit gegeben wird, ihren Körper zu bewegen und zu üben; wenn sie zur Reinlichkeit und Ordnung angehalten werden, so werden sie, und die Besatzung, welche sie bewacht, gesund bleiben. So handelt man in etlichen Festungen mit den Französischen Kriegsgefangenen, und das fürchterliche Fieber, welches diese Leute mitbrachten, ließ bald nach. In eine kleine Festung wurden 300 Mann, die in dem elendesten Zustand ankamen, einquartirt. Das Lazarethfieber, welches sie mitbrachten, tödtete 36 Mann davon im Kurzen. Gute Nahrung, bessere Kleidung, gesunde und reinlich gehaltene Aufbewahrungsörter, und Erlaubniß sich im Freyen zu bewegen, so wie sie Gefangenen gegeben werden kann, machten bald, daß sich diese fürchterliche Krankheit verlohr, daß Besatzung und Bürger vollkommen gesund blieben, und daß jetzt unter allen Gefangenen entweder keiner, oder nur sehr wenige krank, und was das wunderbarste ist, daß auch sehr wenige unter ihnen mißmuthig sind.

Das fäulichte Fieber mit Zufällen der äußersten Schwäche, oder das von andern Aerzten so genannte bösartige Nervenfieber, welches in den Gegenden sowohl, in denen der Krieg geführt wurde, als in vielen Gegenden und Orten, durch welche Französische Kriegsgefangene transportirt wurden, herrschete, mag zwar nicht durchaus als eine Folge der Ansteckung, die von den Gefangenen ausgieng, angesehen werden: daß sich aber dieses Fieber in den Gegenden, durch welche viele Gefangene transportirt wurden, mehr ausbreitete,

breitete, dies ist anerkannte Thatsache, so wohl von Aerzten, als von den Regierungen, die daher auch wegen des Transports, besonders der kranken Gefangenen, auffallende, und zum Theil dem Menschenfreunde hart drückende Vorkehrungen trafen. Die Furcht, eine Krankheit, welche unter den Gefangenen Verwüstungen anrichtet, möchte sich auch auf die Bedeckung, und auf andere verbreiten, die mit den Gefangenen an einem Orte leben sollten, nebst den Pflichten der Menschlichkeit, die der Mensch auch seinem Feinde schuldig ist, der immer sein Nächster und sein Bruder bleibt, alle Partheyen zur möglichst besten Behandlung der Gefangenen bewegen. Wenn auch der rohe Mensch gegen die Gefühle des Mitleids hart ist, und die Stimme der Menschheit nicht hört, so sollte die Pflicht der Selbsterhaltung es nicht zulassen, daß man zuweilen Gefangene sieht, das wahre Bild des Elendes, in deren Atmospähre man sich nicht einmal zu gehen getrauen darf, aus Furcht von dem Kerkerfieber angesteckt zu werden.

So wie überhaupt der größte Theil des Dienstes der Soldaten in einer fortwährenden Reihe von Anstrengungen besteht, so ist besonders der eigentliche Dienst derselben im Felde sehr oft mit dem größten Aufwand der Kräfte, und den höchsten Anstrengungen verbunden. Die Stellung eines Heeres mag auch noch so vortheilhaft seyn, so findet doch zuweilen der Feind, oft nach wiederholten fruchtlosen Versuchen, Gelegenheit, dasselbe aus derselben zu vertreiben, und um diese Versuche zu vereiteln, um der Gewalt beständig gerüstete und zur Vertheidigung fertige Gewalt entgegen zu stellen, ist nicht allein beständige Wachsamkeit, sondern auch dies oft nothwendig, daß die Truppen mehrere Stunden, ja zuweilen Tage lang im Feuer stehen, und durch Hin- und Hermarschiren, Fortschleppen der Canonen, der Rüstwagen u. s. f. auf das äußerste angegrif-

gegriffen werden. So wurde Wurmsers Heer in den berühmten Weißenburger Linien von den Franzosen viele Tage lang so oft angegriffen, daß diese Tage fast einer fortwährenden Schlacht glichen, und am Ende mußten die Oesterreicher eine Stellung verlassen, bey welcher Kunst und Natur alles gethan haben, um sie zu einer der besten in Europa zu machen. Eben diesen Plan der unaufhörlichen Angriffe beobachten die Franzosen bey dem heurigen Feldzuge in den Niederlanden, sie machen den Dienst bey dem Oesterreichischen Heer äußerst ermüdend und beschwerlich, und der Erfolg, den ihre Waffen zu Ende des Juns und im Anfang des Juls hatten, zeigt, daß sie sich bey Anlegung ihres Planes nicht verrechnet hatten.

Mehr als jemals war es in dem siebenjährigen Krieg von Seiten der Preußen nöthig, daß von der Hauptarmee starke Corps zur Deckung des Proviants, zur Deckung der Flanken, des Rückens der Armee, oder zu andern mit den Operationen in Bezug stehenden Absichten abgesendet werden mußten, und der jetzige Krieg in den Niederlanden machte, da die Franzosen bald auf der einen, bald auf der andern Seite einzubrechen droheten, von Seiten der Oesterreicher die nämliche Verfahrungsart nothwendig. Um einen starken und trotzigen Feind zu begegnen, müssen einerley Truppen in verschiedenen, oft entlegenen Gegenden, gebraucht werden. Friedrich der Zweyte mußte, nachdem in den großen Schlachten zu Anfang des siebenjährigen Krieges der beste Theil seiner Armee gefallen war, die nämlichen Truppen gewöhnlich wider die Russen, die Oesterreicher und zum Theil auch wider die Reichsarmee brauchen. Man muß dem Feinde durch Ueberfälle zuvorkommen, eine vortheilhafte Stellung vor ihm einzunehmen suchen, ihn überraschen, um durch List und Geschwindigkeit, verbunden mit Stärke, Vortheile über ihn zu erhalten.

Zu

Zu diesem allen sind schnelle, oder so genannte forcirte Märsche nothwendig. Die Armee oder das Corps muß, ohne Rasttage, täglich fünf, sechs, ja mehrere Meilen weit marschiren, so wie Friedrich der Zweyte einst mit seiner Armee in 12 Tagen sechzig Meilen zurücklegte, und in Fällen, wo kleinere Corps gewisse Stellungen einnehmen sollen, wo sie mit Behendigkeit agiren sollen, und für die Nachfuhr des Proviants nicht sogleich gesorgt werden kann, muß der Infanterist, nebst seinem übrigen, gewöhnlich zwischen sechzig und siebenzig Pfund schweren Gepäck, auf dem forcirten Marsche von fünf, sechs und mehreren Meilen auch noch sein Brod für mehrere Tege auf dem Rücken tragen. Solche schnelle und angestrengte Märsche fallen natürlicher Weise zu jeder Zeit des Feldzuges, und unter allen Umständen vor, und fast nie hat es der Feldherr in seiner Gewalt, die äußerlichen Umstände, Witterung, Zeit u. s. f. so zu wählen, wie sie für die Gesundheit der Soldaten am zuträglichsten seyn könnten. Ist es indessen nur immer möglich, so müssen forcirte Märsche im Sommer, bey großer Hitze, bey Tage nie unternommen werden, weil das Gepäcke und die engen Kleider dem Soldaten zu sehr während der Hitze belästigen, und er überhaupt weit mehr von der Hitze, als von fast jeder andern entkräftenden Ursache abgemattet wird. Die Nachtzeit ist in dieser Jahreszeit die bequemste Zeit zu Märschen, die nur im allerhöchsten Nothfall bis auf den Zeitpunct ausgedehnt werden dürfen, wo die Sonne stark drückt. Man muß ferner bey jedem forcirten Marsch dem Soldaten wenigstens einige Zeit zur Ruhe und zur Bereitung seiner Speisen erlauben, weil bey dem Tragen schwerer Lasten die zu lange Anstrengung der Kräfte ohne Ruhe und Ersatz den Körper zu ferneren Anstrengungen unfähig macht, und der höchst ermüdete, und durch den Marsch steife Soldat doch zu beträchtlichen Aeußerungen seiner Kräfte unfähig seyn würde.

de. Man muß sich bemühen, daß er so wenig beladen marschire, als möglich, und wenigstens den Maroden selbst einen Theil seines eigenen Gepäcks abnehmen und auf Wägen nachführen, und überhaupt sorgen, daß er mit Nahrung, diesem ersten Bedürfniß des thierischen Lebens, gehörig versehen sey.

Führt der Weg die Soldaten über einen Fluß, so darf derselbe, wo es nur immer möglich ist, von den Soldaten nicht durchwatet werden, weil die Näsſe der Füsſe im Herbst und Winter Rheumatismen und Flußkrankheiten aller Art, im Sommer aber Bauchflüsſe und Ruhren leicht erregt. Sind daher keine Brücken in der Nähe, so ist es immer am besten, wenn die Reuter die Infanteristen aufs Pferd nehmen und sie auf diese Art über den Fluß setzen.

Um eine Schlacht vorzubereiten, ist oft eine ganze Reihe von Anstrengungen nothwendig, jeder Befehlshaber aber weiß, daß er sich auf ermüdete Truppen weniger, mehr auf solche verlassen kann, die durch Ruhe gestärkt sich mit ihrer ganzen Stärke dem Feinde widersetzen können. Nur selten ist der Fall, daß eine Armee noch den Sieg erzwingt, die gleich nach einem langen Marsch dem Feinde entgegen geführt wird, und nur selten wird einem Feldherrn das Glück des Laudon zu Theil, der nach einem forcirten Marsch von 48 Stunden den Sieg der Preußen bey Frankfurt in ihre Niederlage verwandelte. Die Schlacht selbst besteht in einer ununterbrochenen Reihe von Anstrengungen, des Körpers sowohl, als der Seele. Der Soldat fühlt im Getümmel der Schlacht seine körperlichen Bedürfnisse weniger, er verfolgt den fliehenden Feind, und wonnetrunken von dem Siege kennt er kein anderes Bedürfniß, als dasjenige, seinen Feinden Wunden beyzubringen, so viel er kann, und Beute zu machen, an Menschen und andern Geräthschaften, so viel er kann. Nach dem Siege

schlägt

schlägt ihm die Hoffnung eines reichlichen Vorrathes von allem, was zur Verpflegung des Körpers nothwendig ist, selten fehl. Die Vorräthe seiner Armee sind nicht allein gesichert, sondern er erobert auch gewöhnlich noch Vorräthe von dem Feinde.

Weit anders aber verhält es sich mit einem geschlagenen Heer, welchen oft alles Unglück gleichsam vereint trift, welches nur immer den Menschen im Felde zu treffen vermag. Der Rückzug einer geschlagenen Armee muß schnell seyn, sie muß dem siegreichen Feind den Vorsprung abgewinnen, falls sie sich retten will. Der panische Schrecken, der auch sonst sieggewohnte Heere nicht verschont, und der bey dem Preußischen Heere, welches sein großer Heerführer selbst anführte, nach der verlohrnen Kunnersdorfer Schlacht in den ersten Augenblicken so groß war, daß die Infanterie bey dem bloßen Lärm der Kosaken über tausend Schritte floh, ehe man sie wieder zum Stehen bringen konnte, und die mit dem Getümmel einer verlohrnen Schlacht verbundene Verwirrung stellen dem Soldaten das Unglück des Verlustes gewöhnlich größer dar, als es vielleicht wahrhaft ist, und wenn nicht die besten Anordnungen wegen des Rückzuges getroffen werden, wenn der siegende Feind nicht durch starke und entschlossene Bedeckung desselben im Verfolgen aufgehalten, oder gehindert wird, so sind wegen solcher zu treffen versäumten Anstalten die Folgen schrecklich. Die Schlacht bey Roßbach ist davon ein Beweis, wo die Franzosen und Reichstruppen in dem Wahn, daß das Preußische Heer in dumpfer Furcht versunken sey, und nicht des Besiegens, sondern nur der Mühe bedürfen, es gefangen zu nehmen, wegen des Rückzugs von ihrer Seite, im Fall sie geschlagen würden, gar keine Anstalten trafen, aber auch so sehr zerstreuet wurden, daß man nach einem kleinen Zeitraum von etlichen Stunden nicht mehr wußte, was aus der Reichsarmee geworden war,

war, daß die geschlagenen Franzosen lange Zeit brauchten, um die traurigen Ueberreste ihrer Armee zu sammlen, und daß der König, in voller Ueberzeugung, daß der gleichsam vernichtete Feind in Sachsen nichts mehr unternehmen könnte, den berühmten Zug nach Schlesien unternehmen konnte, wo er in der ruhmvollen Schlacht bey Leuthen, und durch die Eroberung von Breßlau Thaten that, die man etliche Wochen vorher nicht geträumt hatte, und die seinem Nahmen als Heerführer die Unsterblichkeit, die er sich schon lange erworben hatte, auf ewig zusicherten.

Wenn eine Armee das Unglück hat, fliehen zu müssen, ohne daß ihr Rückzug gedeckt ist, und der Feind auf das geschlagene Heer lebhaft eindringt, so sind die Anstalten für den Unterhalt solcher geschlagenen Truppen gewöhnlich nicht zureichend, und oft fehlen sie, wenn das Heer alle seine Vorräthe dem Feinde preisgeben mußte, ganz. Mangel an den nothwendigsten Bedürfnissen des Lebens, muß dann das Loos eines solchen Heeres seyn, und die von einem solchen Mangel abhangenden Unordnungen und Ausschweifungen müssen die nothwendigen Folgen eines solchen Verhältnisses seyn. Wenn der Heerführer auch in dem Fall, wo ihm alles mit höchster Wahrscheinlichkeit den Sieg verspricht, schon vor der Schlacht die nothwendigen Entwürfe zum Rückzug macht, auf den Fall, daß ein Zufall seine Zwecke vereiteln sollte; wenn er auch für diesen Fall für Vorräthe für Menschen und Pferde sorgt; wenn er bey seinem Heer auch in den Tagen der Zerrüttung und Unordnung, wenigstens die mögliche Ordnung zu erhalten weiß; dann wird wenigstens der harte und lange anhaltende Mangel sein Heer nicht leicht treffen, und die Folgen des Mangels für die Gesundheit seiner Soldaten werden weniger bemerkbar seyn. Man hat auch den Fall, daß ein Heer große Transporte von Nahrung für die Menschen nicht mit sich führen kann, vorgeschlagen, Zwieback und

eingesottene, in Tafeln zerschnittene, und getrocknete Fleischbrühe mit sich zu führen, bey den Deutschen Heeren aber ist wenigstens das letztere noch nicht durchaus eingeführt, und auch selbst der Zwieback, der sehr gut nährt, den Soldaten nicht so beschwert, als der mit Commißbrod vollgestopfte Brodsack, und Jahre lang gepacken erhalten werden kann, ist höchstens ein Gegenstand der Aufmerksamkeit beym Verproviantiren der Festungen.

Die Sorge für die Verwundeten muß für den Heerführer einer der wichtigsten Gegenstände seyn. Es kommt alles darauf an, daß der Verwundete möglichst bald von dem Schlachtfelde weggeführet werde, theils damit sich nicht durch den Verzug sein Zustand verschlimmere, theils damit er aus der schrecklichsten aller Verlegenheiten gerissen werde, im Fall er sich nicht selbst noch von dem Schlachtfeld entfernen und von demselben auch nur wegkriechen kann, vielleicht von seinen Mitsoldaten, oder von dem Heer der Feinde zertreten zu werden. Es sollten daher immer Leute bey der Hand seyn, um die Verwundeten hinter die Fronte der Armee an Stellen, die gegen das Gewehr der Feinde gedeckt sind, zu bringen. Da muß eine hinreichende Menge von Wundärzten vorhanden seyn, welche den Verwundeten den ersten Verband anlegen, und solche Operationen, die nicht viele Zeit fordern, sogleich verrichten, doch nur solche Operationen, die unumgänglich zum Verband nothwendig sind, und ohne welche selbst der Verband nicht angelegt werden kann; denn im Getümmel der Schlacht, und bey der Menge von Geschäften, welche den Wundärzten an Tagen dieser Art obliegen, ist es unmöglich, daß große und viele Operationen von den Wundärzten gemacht werden können. Diese müssen bis nach der Schlacht aufgespart, und im Lazareth vorgenommen werden. Die einzige mögliche Art, Verwundete aus dem Gefecht zu bringen, ist durch Menschen, die sie entweder auf

ihren Armen oder auf Tragebahren, von Flinten gemacht, wegtragen. Von dem Orte des ersten Verbandes können die Verwundeten denn auf bessern Tragebahren, oder auf Wägen in das Lazareth geschaft werden. Bey einer Armee, auch nur von mäßig großer Zahl, ist ein einziges fliegendes Lazareth nicht hinreichend. Jeder Transport, er sey auch noch so sanft, ist für einen Verwundeten ermattend, und, besonders bey Brustwunden, die eine ruhige Lage verlangen, in einem hohen Grad schädlich. Je näher daher das ambulirende Lazareth ist, desto besser ist es für die Verwundeten, und es ist daher nothwendig, daß sich die Befehlshaber schon vor der Schlacht nach solchen Orten umsehen, wo dergleichen Lazarethe anzulegen sind, und die weder von den Flügeln, noch von dem Mittelpunkt der Armee sehr weit entfernt sind. Daß ein einziger Ort zur Besorgung der vielen Verwundeten nicht hinreichend sey, sieht man leicht ein: es ist also sehr gut, wenn das ambulirende Hospital getheilt wird, und jeder Flügel und das Haupttreffen sein eigenes Hospital ambulant, und darneben noch andere dergleichen wandernde Spitäler hat. Dann kann es wenigstens in den meisten Fällen dahin gebracht werden, daß die Verwundeten nicht zu lange in ihrem Blute auf dem Schlachtfeld liegen, daß sie nicht dem nach Raub begierigen und nach Blut dürstenden Feind in die Hände fallen, und daß sie, so gut es Zeit und Umstände nur verstatten, verpflegt werden.

Wenn freylich ein Heer das Unglück hat, geschlagen zu werden; wenn das Treffen in einer Reihe von Anstrengungen bestund, welche nicht erlaubten, daß viele Hände zur Wegschaffung der Verwundeten angewendet werden konnten; wenn das Heer unaufhörlich zurückgedrängt wird: so ist es nicht im Stande, sich seiner Verwundeten anzunehmen, sondern es muß sie ihrem oft traurigen Schicksal überlassen. Ein Beyspiel davon giebt der Held und Dich-

ter Kleist, der an dem großen und traurigen Tag bey Kunersdorf verwundet wurde, und nicht wegen seiner Wunden, sondern wegen Mangels der Pflege, den Tod fand. Er führte ein Bataillon gegen den Feind an, und eroberte damit drey Batterien. Die rechte Hand ward ihm durch eine Kugel zerschmettert, er nahm den Degen in die linke, rückte auf die vierte Batterie los, und ein Kartätschenschuß streckte ihn zu Boden. Er wurde aus dem Schlachtgetümmel getragen, in einen Graben gelegt, und so seinem Schicksal überlassen. Die Kosaken, jene unbändige Horde, die dem Russischen Heer nie großen Nutzen schafte, die immer zurückgetrieben wurde, wenn man ihr nur Entschlossenheit entgegensetzte, die aber dem Lande, in welchem sie Krieg führte, durch Rauben und Plündern desto empfindlichern Schaden zufügte, fiel über den im Blut schwimmenden Kleist her. Sie rissen ihm alles vom Leibe herunter, selbst das von Blut triefende Hemd. Der Zustand des Beraubten jammerte einigen Russischen Hussaren, die vorbeyritten: sie warfen ihm einen alten Mantel, etwas Brod, und einen halben Gulden zu. Andere Kosaken kamen und nahmen ihm auch diese Almosen. Er mußte nackend, hülflos und ohne allen Verband die ganze Nacht, bis an den folgenden Tag in seinem Blute schwimmen. Er war schwer, aber nicht tödtlich verwundet: dieser schreckliche Zustand aber und das Wasser des Morasts, das in seine Wunden drang, machten solche tödtlich. Er starb in Frankfurt, als Russischer Gefangener, etliche Tage nach der Schlacht.

So war das Schicksal dieses edlen und guten Mannes, und ähnlich diesem ist das Schicksal zuweilen von Tausenden, im Fall ein Heer geschlagen wird, und schnell fliehen muß. Zwar hält es auch der siegende Feind für seine Pflicht, für die Verwundeten der geschlagenen Parthey zu sorgen; aber in diesem Fall ist gewöhnlich die Menge dessen, was

was für die Verwundeten gethan werden muß, so groß, und der Hände, die es thun können und sollen, sind so wenige, daß gewöhnlich eine ziemliche Zeit verstreicht, ehe die Reihe der Besorgung auch an die feindlichen Verwundeten kommen kann. Nicht jeder Feldherr denkt und handelt wie der große Heerführer der Preußen wider die Franzosen, der bey einem Gefecht selbst verwundet wurde, aber dem Wundarzt nicht eher Hand an sich zu legen erlaubte, als bis er einen auf dem Schlachtfeld liegenden, gefährlich verwundeten Franzosen verbunden hatte.

Bekanntlich brach Friedrich der Zweyte, nachdem er das Corps des Generals Laudon bey Liegnitz geschlagen hatte, gleich nach der Schlacht auf, um über den Katzbach zu gehen. Die Armee hatte, nach den Arbeiten der Schlacht, noch drey Meilen weit zu marschiren, und Herr von Zieten, der ebenfalls noch diesen Tag über den Katzbach gehen mußte, hielt sich nur so lange auf, um die verwundeten Preußen, deren Anzahl sich auf 1100 belief, mitzunehmen. Den Befehl für die Verwundeten sowohl, als für deren Transport zu sorgen, erhielt der Generalchirurgus Schmucker, ein Mann, der sich durch sein Herz eben so sehr auszeichnete, als er sich durch seine Kurart die Ehre eines der ersten Deutschen Wundärzte erworben hat. Er hatte kaum zwey Stunden Zeit, die Anstalten zur Fortbringung der Verwundeten vorzukehren, indem die Armee schon aufbrach. Alle schwer Verwundeten ließ er, nachdem sie verbunden waren, auf die Pack-, Proviant- und Brodwagen bringen: die leicht Verwundeten, und die besonders an den obern Gliedmaßen Blessirten, mußten langsam, ohne Rüstung neben her marschiren, denn alle Wagen, welche sich bey der Armee befanden, waren schon mit den schwer Verwundeten beladen. Nun waren noch fünfhundert Mann, mehrentheils an den obern Gliedmaßen Verwundete, übrig, für welche er keine Gelegenheit, sie

fort-

fortzubringen, ausfindig machen konnte. Er ließ diese insgesamt auf einen Platz zusammenstellen, und benachrichtigte den General Krusemark, daß alles, bis auf fünfhundert Mann, in Ordnung wäre, daß aber diese Leute unmöglich zu Fuß marschiren könnten. Er schlug vor, daß ein Dragonerreginent absitzen, und den Verwundeten seine Pferde geben sollte. Dies geschah, und in einer halben Stunde saßen alle Verwundete zu Pferd, und die Dragoner marschirten neben her. Schmucker sagt bey dieser Gelegenheit: Vielleicht kann diese kleine Geschichtserzählung einem oder dem andern in vorkommenden Fällen nützlich seyn. Vernunft und geschwinde Entschließung sind in solchen Fällen immer das einzige Mittel, wodurch man die größten Schwierigkeiten übersteigen kann.

Da ein verwundeter Soldat so lange, bis er geheilet und wieder waffenfähig ist, nicht als Feind angesehen werden kann; so würden die Kriege weit menschlicher werden, wenn es unter den Kriegführenden Partheyen Sitte würde, die verwundeten und kranken Soldaten nicht als Feinde zu behandeln, wenn durch eine von beyden Theilen errichtete Convention die Blessirten und die Feldlazarethe vor allem Unfall gesichert, und als Heiligthümer, an welchen sich Niemand vergreifen darf, angesehen würden. Ein glänzendes Beyspiel dieser Art gaben die Franzosen schon unter Anführung des Herzogs von Noailles, und bey dem Rückzuge der Preußen aus Champagne. Die Preußen ließen ihre Kranken zu Verdün, und die Genesenen wurden von den Franzosen dem Feinde treulich nachgeliefert.

Ausschweifungen sind dem Soldaten immer schädlich, und bey jedem disciplinirten Heer ist es eine wichtige Sorge der Obern, dieselben zu verhüten. Je mehr sich der Soldat dem Trunke, der Liederlichkeit und der Hurerey ergiebt, desto weniger kann man auf die Dienste, die man

von

von ihm erwarten kann, rechnen, und desto leichter hat man zu befürchten, daß er theils von Krankheiten befallen werde, die eine natürliche Folge der Ausschweifungen sind, theils auch, daß der durch Ausschweifungen geschwächte Körper desto leichter disponirt seyn möge, in die gefährlichsten Krankheiten im Felde, in Faulfieber, Ruhren und nachlassende Fieber zu verfallen. Wenn man vollends den Soldaten in einem feindlichen Lande zu hausen erlaubt, wie sie wollen; wenn man ihnen Plünderung und alles verstattet, wodurch die Menschheit gebeugt werden kann; so fällt gewöhnlich ein sehr großer Theil des Schadens auf das Heer zurück, welches sich solche Unthaten erlaubte. Disciplinirte Heere sind in unsern Zeiten weit entfernt dergleichen Ausschweifungen zu begehen; wenn indessen die Leidenschaft sich der Vernunft bemeistert, wenn der entweder geschlagene Feind durch Feindesland seinen Rückzug nimmt, oder der siegreiche Feind in das Land des geschlagenen Feindes eindringt; wenn eine lange belagerte Stadt endlich durch Sturm übergeht, und überhaupt die vielen zufälligen Ursachen im Krieg die Erbitterung beyder Partheyen gegen einander sehr hoch gespannt haben; dann vergeht sich auch zuweilen der Soldat von dem disciplinirten Heer durch Rauben, Plündern und andere Ausschweifungen, die in den Tagen der Schlacht, und gleich nach derselben, überhaupt nach großen Ereignissen bey einer Armee, wenigstens nicht immer durch strenges Commando, vermieden werden können.

Zweytes Kapitel.

Von den Einflüssen der Luft, der Gegenden und des Klima auf die Gesundheit der Soldaten im Felde.

Der Soldat lebt in Friedenszeiten in seinem Standquartier entweder so, daß er seinem Dienst allein obliegt, und weiter keine Geschäfte treibt, als welche die Besorgung seiner Geräthschaften und die Wachen und andere Gegenstände des Dienstes fordern, oder er verrichtet, neben seinem Dienst als Soldat, andere Arbeiten, z. B. die gröbern Arbeiten des Tagelöhners, oder er treibt dieses oder jenes Handwerk entweder so, daß er in den bestimmten Tagen seinem Dienst zugleich obliegt, oder so, daß er sich die größte Zeit des Jahres vom Regimente beurlaubt, und nur die Zeit als Soldat anzusehen ist, in welcher das Regiment zu den Waffenübungen und zur Musterung zusammengerufen wird. Eine andere sehr zahlreiche Classe von Soldaten dient zu den doppelten großen Zwecken, Vertheidiger des Landes und Anbauer des Feldes zu seyn. Jeder Preußische Soldat, der Landskind ist, und sich zum Feldbau brauchen lassen will, erhält jährlich neun bis zehn Monate lang Urlaub, er ist also nur den vierten, oft nur den sechsten Theil des Jahrs in den eigentlichen Diensten, die der Soldatenstand von ihm fordert.

Das Schicksal des Soldaten in seinem Standquartier in Friedenszeiten ist bekanntlich so schlimm eben nicht. Freylich sind der Soldaten, die der Staat zu erhalten hat, in unsern Zeiten so viele, daß der Staat wenigstens den gemeinen Soldaten nicht reichlich besolden kann; aber sein nothwendiges und bequemes Auskommen hat auch selbst bey solchen Armeen ein Soldat, wo es Sitte ist,

ihn kärglich zu unterhalten, falls er nur nicht die vom Dienst freyen Tage in Unthätigkeit zubringen will. Wohnt er beym Bürger oder Bauer, so findet er bey diesem Obdach, Bett, Zimmer, Holz, Beleuchtung u. s. f. umsonst: seine nothwendige Kleidung giebt ihm der Staat; selbst das Brod erhält er bey mehreren Heeren vom Staat, er hat also seinen freylich geringen Sold nur auf die Bedürfnisse der Nahrung, außer dem Brod, und auf manche andere Artikel zu verwenden, die weniger zu den nothwendigen Bedürfnissen eines Soldaten zu gehören scheinen, aber doch theils des Wohlstandes, theils der guten Ordnung wegen nothwendig sind. Bey vielen Heeren in Europa ist es hergebracht, daß der gemeine unverheurathete Soldat seinem Unterofficier, oder einem seiner beweibten Mitsoldaten alle Löhnungstage von seinem Solde ein bestimmtes Quantum geben muß, wofür ein solcher bis zum nächsten Löhnungstage täglich einmal Mittags mit warmer Speise, und zu bestimmten Zeiten mit Fleisch versehen werden muß. Selbst von dem geringen Solde, auf gehörige Art genau eingetheilt, bleibt dem Soldaten so viel übrig, daß er täglich sein freylich sehr gemäßigtes Bedürfniß eines wohlfeilen geistigen Getränkes, z. B. des Biers, befriedigen kann. Noch besser ist aber das Schicksal der Soldaten, wenn sie sich durch Nebenverdienst noch etwas neben ihrem Sold erwerben, und viele gemeine Soldaten befinden sich durch eben diesen Erwerb in einer Art von Wohlstand. Der Soldat, der sich durch keine andere Arbeit etwas verdienen kann, verrichtet für diejenigen, die sich außer dem Dienst mehr erwerben können, den Dienst um Lohn, und andere, die sich auf eine einträglichere Art zu beschäftigen verstehen, treiben Beschäftigungen dieser Art. Selbst der Soldat in etlichen Deutschen Reichsstädten, der des Tages nur 8 Pfennige Sold und 2 Pfund Brod erhält, befindet sich bey diesem elenden Solde erträglich, im

im Fall ihm nur die Gelegenheit, sich durch Nebenverdienst in einen glücklichern Zustand zu versetzen, nicht abgeschnitten ist.

Freylich sind auch mit dem Dienst der Soldaten in Friedenszeiten Unbequemlichkeiten verbunden, die groß genug, doch bey den Soldaten des einen Staats größer, als bey den Soldaten des andern sind. Es ist wahre Höllenarbeit, den Rekruten, größtentheils jungen Purschen aus dem Bauern- oder Handwerksstande, das Exerciren zu lehren, und eben so lästig ist es nicht selten den letztern, es zu lernen. Wenn nun ein Lehrling das Unglück hat, schwer zu lernen; wenn vielleicht die natürliche Anlage seines Körpers zu den schnellen und regelmäßigen Bewegungen des Körpers, welche die Kriegskunst zu unsern Zeiten von dem Soldaten fordert, fehlt; wenn er etwa noch dazu das leider nur zu gewöhnliche Unglück hat, einen harten, hitzigen, zum Auffahren und Prügeln geneigten Lehrmeister zu bekommen; wenn er, bey aller Härte, mit der man ihn behandelt, nichts anders thun kann, als sein Schicksal in der Stille beweinen: dann ist das Loos eines solchen jungen, eben aus dem Schooße seiner Familie gerissenen Menschen, wahrhaftig traurig: er verflucht sein Geschick, welches ihn in eine solche unglückliche Lage brachte, er gewinnt nie Sinn und Lust für eine Lebensart, von deren Ungemach ihn in mehreren Ländern nur der Tod befreyet; er thut, was er thun soll, ungeschickt, eben weil er es nicht gern thut, und wird daher desto öfter bestraft, und sucht daher entweder so bald als möglich sich eines Dienstes quitt zu machen, der ihm so wenig behagt, falls es auch mit Gefahr seines Lebens, oder wenigstens seines Rückens und seines Hintern seyn sollte, oder er lebt traurig und niedergeschlagen in einer Gemüthslage, die seiner körperlichen Gesundheit durchaus nicht vortheilhaft seyn kann. Die vielen Krankheiten von Schwäche, welche

bey Soldaten entstehen, die in weiter Entfernung von ihrem Vaterlande dienen müssen, und die vielen Krankheiten eben dieser Art, die man bey Rekruten und Soldaten in den ersten Jahren ihres Dienstes beobachtet, selbst die bey den Soldaten so häufig gewordenen Anwandelungen von Melancholie, sogar die vielen Selbstmorde, die bey Soldaten vorfallen, sind Beweise für die Wahrheit dieser Sätze.

Der Soldat ist in unsern Tagen eine theure, und so häufig er in vielen Ländern auch seyn mag, so ist er doch auch in vielen Ländern eine seltene Waare geworden. Man giebt sich also natürlicher Weise alle Mühe, den Soldaten, der einmal ausgehoben oder angeworben worden ist, und der den Dienst begriffen hat, zu behalten, man sucht also die Desertion desselben möglichst zu verhüten. In Ländern, die geschlossen sind, die Nachbarn haben, unter denen man nicht leben kann oder mag, und in Plätzen, die von der Gränze weit entfernt sind, kann dieses leicht geschehen, nicht so leicht aber in Ländern, die offen sind, und weit und breit von ihren Nachbarn begränzt werden. In diesen hat die Noth es gelehrt, ein eigenes System einzuführen. Man sieht in diesen Ländern den nicht vertrauten, auswärtig angeworbenen Soldaten, oft sogar selbst das Landeskind, falls man Gründe zu haben glaubt, sich auf dasselbe nicht ganz verlassen zu dürfen, als eine Art von Gefangenen an, den man in das weite oder enge Gefängniß der Stadt, wo sein Regiment einquartirt ist, einsperrt. Ohne einen Erlaubnißschein von seinem Obern, der nur mit großer Vorsicht ertheilt wird, hat ein solcher nicht die Freyheit, über das Thor der Stadt hinauszugehen, er genießt also die reine Luft des Landes nicht, er sieht die schöne Natur nicht, als höchstens wenn er mit dem Regiment ausruckt, um zu exercieren, oder wenn er zur Musterung marschieren muß.

muß. Die Versuche, welche Soldaten unter so eingeschränkten Verhältnissen von Zeit zu Zeit mit der größten Gefahr ihres Lebens gewagt haben, um sich von diesem Zwange zu befreyen, zeigen, wie hoch der Soldat den Verlust dieser natürlichen Freyheit empfindet. Bey mancher Armee giebt es Soldaten, die nicht daran denken, durch desertiren ihren Dienst zu verlassen: sie desertiren aber, und melden ihrem Regimente von dem nächsten Dorfe des fremden Landes ihre Desertion, mit dem Erbieten, daß sie wieder in den Dienst treten wollen, falls man ihnen nur die Erlaubniß geben will, zum Thor hinaus zu gehen, wenn es ihnen beliebt.

Solche Soldaten werden nun, wenn der Ruf ertönt, zu Feld und den Feind entgegen geführt. Ungewohnt in der langen Gefangenschaft der Landluft, ungewohnt des Wechsels der Luft und des Wetters, ungewohnt die Strapazen zu ertragen, die jeder Marsch fordert, der mit vom Gepäck und Gewehr belasteten Körper unternommen werden soll; niedergeschlagen im Gemüth und durch den langen Aufenthalt in der oft sumpfigen, unreinen und ungesunden Stadt oder Festung entkräftet, soll nun der Soldat allem Wetter trotz bieten, bey seiner leichten und knappen Bedeckung, bey seinem sparsamen Solde, falls noch seine Kost während des Marsches reichlich ist. Er soll angestrengte Märsche machen; er soll Lasten tragen; er soll oft die Ordnung der Natur umstürzen, aus Tag Nacht, und aus Nacht Tag machen, er soll, mit einem Wort, stark, kräftig von Körper, und munter und gelenk in seinen Bewegungen seyn.

Wenn wir also den Soldaten betrachten, wie er aus seinem Standquartier zu Felde zieht, so müssen wir nicht glauben, daß es lauter starke, mannfeste, durch Ruhe gestärkte, und mit allen körperlichen Kräften, Anstrengungen zu ertragen, ausgerüstete Menschen sind, welche das

Heer

Heer bilden, sondern wir müssen bedenken, daß sich unter demselben viele Schwächlinge befinden, denen die Eindrücke des Wetters, der Luft, der andern Nahrung, u. s. f. ungewohnt sind, und deren Körper oft diese Eindrücke nicht zu ertragen vermag, ohne davon in Krankheiten zu verfallen.

Man stelle sich einmal vor, sagt Herr le Beque de Presle, was während eines Feldzuges geschiehet, wo die Truppen in beständiger Bewegung sind: so wird man sehen, wie sie der Sonne, dem Regen, Schnee, den Winden und der Feuchtigkeit ausgesetzt sind; wie sie großen Frost ausstehen, Tag und Nacht nasse Kleider tragen, ungesunde Luft einathmen, die bald zu leicht, bald außerordentlich schwer ist, sich bis zum Schweiß erhitzen, und bald wieder erkalten, die Nacht unter freyem Himmel, oder unter Zelten zu allen Jahreszeiten zubringen; schlechtes, unreines, hartes, verdorbenes und trübes Wasser oder Wein, Bier, Aepfelwein von schlechter Eigenschaft, welche alle zu jung, verderbt und durch schädliche Mischung verändert sind, trinken; zu viel starkes Getränk zu sich nehmen; Brod, welches von schlechtem oder übel zubereitetem Getraide, übel gebacken und schimmlicht worden ist; verdorben Fleisch, öfters auch unreife, oder schlechte Früchte, gesalzenes Fleisch und Fische, oder auch geräuchertes Fleisch essen; ganze Tage ohne Essen und Trinken zubringen, starke Bewegungen machen, und wieder auf einmal unthätig seyn; viele Nächte ohne Schlaf zubringen, und hernach wieder recht lange schlafen; lange ermüdende und starke Märsche thun; in beständigem Allarm seyn; lange Zeit leben, ohne etwas Warmes zu essen; ohne sich auszuziehen, noch die Wäsche zu verändern, noch sich sogar zu waschen.

Eine Armee, die allen diesen Verhältnissen unterworfen wird, besteht nie aus Soldaten, die an dieselben

gewöhnt

gewöhnt und abgehärtet sind. Wenn ein Krieg beginnt, so werden gewöhnlich die Regimenter verstärkt, und zwar durch neugeworbene, oder gar durch mit Gewalt zum Dienst ausgehobene, und diese, da sie des Dienstes noch gar nicht gewohnt sind, erkranken allemal leichter und schneller, zumal da auch bey vielen moralische Ursachen mitwirken, um ihre Constitution zu schwächen. Der jährliche, oft durch Krankheiten und Schlachten großer Abgang an Soldaten, muß durch gezwungene und freywillige Rekruten ersetzt werden, oft, wenn eine Reihe von Feldzügen die Provinzen menschenleer gemacht hat, durch Jünglinge, kaum dem Knabenalter entwachsen, die desto leichter von den Anstrengungen des Feldzuges erkranken, da ihr Körper, sie zu ertragen, noch nicht stark genug ist. Es ist bekannt, daß Sachsen Friedrich dem Zweyten im siebenjährigen Krieg die große Vorrathskammer war, aus der er Menschen, Geld, Getraide und andere Bedürfnisse des Krieges hernahm. In den letzten Jahren dieses großen Krieges sah man oft funfzehn, höchstens achtzehnjährige Jünglinge in Schaaren den Heeren des Königs zuführen. Alle mußten gezwungen Kriegsdienste thun, und bey vielen waren Krankheiten und der Tod die Folge des Zwanges und der Anstrengung, die man ihnen auflegte. Ich habe oft gesehen, sagt Herr Baldinger, daß Sächsische Unterthanen, die ganz patriotisch dachten, wenn sie zum Preußischen Dienst gezwungen wurden, in die stärkste Traurigkeit verfielen. In wenig Tagen fieberten sie heftig, sie bekamen Durchfälle, sie zehrten sich langsam ab, kein Mittel half, und endlich starben die Elenden, wenn man auch, wie sich Herr Baldinger bey dieser Gelegenheit merken läßt, durch Erregung einer stärkern Empfindung durch einen handfesten Corporal die Liebe zum Vaterland und die Unzufriedenheit mit dem Kriegsdienst bey dem Feinde des Landes zur schwächern Empfindung

machen

machen wollte. Diese schwächere Disposition einer Menge von Soldaten muß natürlicher Weise eine beträchtliche und wichtige Ursache abgeben, warum Luft, Klima u. s. f. auf die Soldaten einen stärkern und ungünstigern Einfluß hat.

Auch auf die Infanterie haben Luft, Klima, Gegenden u. s. w. einen stärkern Einfluß, als auf die Cavallerie. Obschon der Dienst des Cavalleristen in sehr vielen Betracht mühsamer ist, als der Dienst des Infanteristen, so ist doch ersterer gewöhnlich besser gekleidet, er ist mit seinem Mantel gegen die stärkeren Einflüsse des Wetters einigermaßen gedeckt, und die allermeisten Anstrengungen bey dem Dienst fühlt sein Pferd weit mehr, als er. Ueberdem ist der Infanterist eigentlich derjenige Soldat, durch welchen Schlachten gewonnen werden, er kann also nie geschont werden, er muß überall hin mit seinen Füssen, und unter der Last seines Gewehrs marschieren, und es ist also auch sehr natürlich, daß, ob schon der Reuter auch vielen Verletzungen ausgesetzt ist, von denen der Infanterist nichts weiß, doch mehrere Infanteristen, als Cavalleristen, erkranken. Da man zu den Grenadiers die stärksten und versuchtesten Soldaten wählt, so erkranken wieder unter diesen wenigere, als unter den andern Arten der Fußgänger, und da bey den Artilleriknechten, und überhaupt bey dem Troß der Armee, auch bey den Freycorps, die Ordnung nicht beobachtet werden kann, die bey regulirten Truppen beobachtet wird, so erkranken wieder von diesen mehrere, als von den regulirten Soldaten. Diese Umstände insgesammt geben eine Menge von Dispositionen, welche machen, daß gewisse Arten von Soldaten, und andern bey der Armee angestellten Personen leichte erkranken, und die Zahl der Kranken vermehren, daß also Luft, Klima, Gegenden, u. s. w. auf solche einen stärkern Einfluß haben, als auf andere.

So wie überhaupt der Winter und Frühling seine eigenen Krankheiten hat, die sich von den Krankheiten anderer Jahreszeiten auszeichnend unterscheiden; so hat auch der sich gegen das Ende neigende Sommer und der Herbst seine eigenen Krankheiten. Diese Krankheiten charakterisiren sich schon bey solchen Personen, die sich den Einflüssen des Wetters eben nicht gerade zu aussetzen, deutlich genug, noch weit deutlicher aber bey solchen, die den Einflüssen der Witterung und des Klima die größte Zeit des Jahres hindurch, besonders aber vom ersten Frühling an, bis in den späten Herbst unmittelbar ausgesetzt sind. Kälte, Nässe, Wärme und septische Miasmen sind die vornehmsten Ursachen, welche die verschiedenen Krankheiten der Soldaten nach der Verschiedenheit der Jahreszeit bestimmen, und diese Ursachen sind besonders dann in Erzeugung der Krankheiten der Soldaten wirksam, wenn sie die Ausdünstung zugleich hemmen, denn unter allen Ursachen, die zur Erzeugung der Feldkrankheiten wirksam sind, sind keine wirksamer, als diejenigen, welche zugleich auf die Ausdünstung, als dieselbe hemmend, wirken. Daher befinden sich die Soldaten bey heftiger Kälte wohl, wenn es nur trockene Kälte ist. Sie befinden sich bey heftiger Hitze erträglich, falls die Hitze nur nicht mit Nässe, oder mit Kälte in der Nacht verbunden ist. Daher rettet man vielen Kranken das Leben, und befördert ihre Genesung von den schwersten Krankheiten, wenn man den Kranken, die in das Lazareth kommen, den ganzen Körper mit Wasser abwaschen läßt.

Die trockene Kälte bewirkt, außer den Beschädigungen einzelner Theile und Glieder, die zuweilen vorfallen, in der Gesundheit der Soldaten keine Veränderung als die, daß sie bey vollblütigen Personen von starken und thätigen Fasern, Entzündungskrankheiten aller Art, besonders entzündliche Krankheiten der Brust, bewirkt, Krankheiten, wel-

welche durch die Art des Dienstes vermehrt werden, daher ihnen z. B. der Cavallerist, der oft stark gegen den rauhen Wind reuten muß, mehr ausgesetzt ist, als der Infanterist. Diese Krankheiten sind, wie alle reine Entzündungen, bey gehöriger Behandlung leicht zu heilen, und vermindern durch ihre Tödtlichkeit die Zahl der Soldaten nicht sehr. Weit schädlicher ist Kälte mit Nässe. Diese hemmt zugleich die Ausdünstung, und veranlaßt entzündliche Krankheiten von schlimmer Art, rothlaufsartige und besonders rheumatische Entzündungen, die von längerer Dauer und hartnäckiger sind, und sowohl den Soldaten länger dem Dienst entziehen, als auch nicht selten Folgen hinter sich zurückelassen, die ihn entweder tödten, z. B. Auszehrungsfieber von verschiedener Art, oder ihn zum Dienst unfähig machen.

Bey dem allen ist doch diejenige Jahreszeit, wo der Soldat im Felde von den Einflüssen der Kälte leiden kann, die gesundeste. Pringle hat in seinem berühmten Werk genaue Nachrichten von den Einflüssen der Frühlingswitterung auf die Gesundheit der Soldaten verzeichnet. Im Jahr 1748 wurde der Feldzug in der Gegend von Ramemonde am 8 April eröffnet, und nach einem Monat betrug die Zahl der Kranken bey dem Heer den sieben und zwanzigsten Theil des Ganzen. Wenn die Truppen etwas später ins Feld rücken, so ist das Erkranken im ersten Monat des Feldzuges noch geringer, und die Engländer hatten in dem Feldzug im Jahr 1743, wo sie am 17 May ins Lager rückten, nach dem ersten Monat ungefähr den zwey und dreißigsten Theil aller Soldaten in den Lazarethen; doch konnten die langen Märsche, und die Ungewohnheit der Soldaten an die neue Art zu leben (es war ihr erster Feldzug) auch etwas zu dieser Kränklichkeit beygetragen haben: denn das nächstfolgende Jahr, da die Truppen am 13 May ausmarschirten, befand sich nach Verlauf ei-

nes Monats nur ungefähr der vierzigste Theil in den Lazaruhen. Pringle meynt, daß, im Fall das Wetter nicht außerordentlich schlimm, oder die andern Umstände sehr ungünstig sind, das Verhältniß der Kranken, wenn ein Monat nach Eröffnung des Feldzuges verflossen, ungefehr auf den sechs und dreyßigsten Theil des Ganzen gebracht werden könne; doch werde die Anzahl der Kranken, nach dem ersten Monat um den vierten Theil größer seyn, wenn man den Feldzug sehr früh, z. B. im Anfang des Aprils eröffnet, welche Behauptung dieses berühmten Mannes aber nur auf die Betrachtungen gegründet ist, die er in den Niederlanden machte. Denn dieses Land ist wegen der Nähe der See, wegen der großen Flüsse und Canäle, die es durchkreuzen, und wegen der Sümpfe in vielen Gegenden, in den Frühlingsmonaten, bey naßkalter Witterung, ungesunder, als andere höher liegende Länder.

Fast allgemein richtig ist die Bemerkung, daß in den ersten Monaten eines Feldzuges eine Armee gesunder bleibt, als sie gleich nach der Eröffnung desselben war, und als sie nachher wird, wenn die Hitze bey Tage steigt, und die Nächte kälter werden. Die Ursache dieser Thatsache liegt nicht ganz darin, daß der Soldat sich nach und nach an die Lebensart im Felde gewöhnt, und daher von derselben weniger afficirt wird: (denn sonst müßte das Kriegsvolk desto weniger krank seyn, je länger der Feldzug dauert) sondern sie liegt vornehmlich darin, daß in den letzten Frühlings- und in den ersten Sommermonaten noch immer in den Körper einige Anlage zur entzündlichen Disposition bleibt, die durch die Hitze nach und nach vermindert wird, bis sie im Jul und August, und in den Herbstmonaten in die gallichte und säulichte Anlage übergeht, oder bis die in den heißern Monaten erhöhete Ausdünstung sich bey der geringsten Veranlassung zurück auf die Galle und die Eine-

gewei-

geweide des Unterleibes wirft, und Bauchflüsse und Ruhren erzeugt, und die durch die Hitze und den Verlust der Säfte erschlafften, und in eine Atonie verfallenen festen Theile wegen der gesunkenen Kräfte der belebten thierischen Natur, Disposition zur Fäulniß und zur widernatürlichen Entwickelung des thierischen Schleims erhalten.

Unter allen äußerlichen Ursachen hat die Hitze im Sommer den ungünstigsten Einfluß auf die Gesundheit der Soldaten, theils weil bey Märschen und andern Anstrengungen, .. che der Dienst fordert, in der Hitze weit mehr Kräfte aufgewendet werden müssen, als wenn der Körper bey kühler oder kalter Witterung angestrengt wird, theils auch weil, wenn der Soldat unter Zelten ruhig ist, die Hitze nicht selten unter dem Zelte größer, als im Freyen ist, er also dem Verlust der Säfte durch die Ausdünstung weit stärker, als in kälterer Jahreszeit, ausgesetzt ist. Diese beständigen und sehr starken Schweiße schwächen und entkräften den Körper, sie verlangen einen schnellen und starken Ersatz. Der Soldat trinkt das kalte Wasser in Menge in den erhitzten Körper, oder er gießt anderes Getränk, was er haben kann, in denselben. Die Kräfte des Magens werden dadurch vermindert, die Verdauung wird schlechter, es entstehet verminderte Eßlust, Unreinigkeiten in den ersten Wegen, welche auf die geschwächten und widernatürlich empfindlich und reitzbar gewordenen Eingeweide des Unterleibes als reitzend wirken, und zu Fiebern gallicht-fäulichter Art, zu Bauchflüssen und Ruhren Anlaß geben. Der gefährlichen Wirkung der Sonne auf einzelne Theile des Körpers, wenn sie derselben lange ausgesetzt gewesen sind, will ich gar nicht gedenken, sondern nur bemerken, daß der Kopfputz mancher Soldaten, die Schilder vor den Mützen der Grenadiers, die Schilder vor den Castets, die eisernen Schienen auf den Hüten der

Cuira-

Cuirassiers, und die Cuirasse der Gesundheit der Soldaten beträchtlichen Schaden zufügen, wenn die Armee lange in der Sonne stehen muß, und diese metallene Stücke der Kleidung und Rüstung der Soldaten von der Sonne einen oft unausstehlichen Grad von Hitze annehmen. Auch der Staub, der bey dürrem Wetter sich in Wolken emporhebt, wenn eine Armee marschirt, trägt zu mancherley Krankheiten der Brust und des Unterleibes, desgleichen zu Krankheiten von gehemmter Ausdünstung bey, und das Asthma, welches bey sehr vielen Soldaten beobachtet wird, hat man größtentheils von diesem Staube hergeleitet.

Da die Hitze die Fäulniß so sehr begünstiget, so entwickeln sich im Sommer septische Stoffe weit leichter, als zu jeder Jahreszeit, und wenn der Soldat diesen lange ausgesetzt ist, so muß seine Gesundheit nothwendig daran leiden. Selbst ein Lager einer großen Armee, kann bey aller Vorsicht wenigstens nicht durchaus rein erhalten werden, gesetzt, daß es auch eine für die Gesundheit sonst günstige Lage hat. Und wenn vollends das Lager an sumpfigten Orten ist, da ist die Wirkung septischer Miasmen noch stärker, und ganze Regimenter wandern nun in die Spitäler, wo sie von nachlassenden Fiebern, Faulfiebern und Ruhren aufgerieben werden.

Wenn daher die Soldaten in den ersten Sommermonaten nicht außerordentlich angestrengt, oder der Nässe und dem Regen nicht lange und anhaltend blos gestellt werden, und dadurch nasse Kleider bekommen, oder auf einem nassen Lager liegen müssen, so sind der May, der Junius und der größte Theil des Julius, oft dieser ganze Monat und die erste Hälfte des Augusts, die gesundesten Monate für eine Armee, wo noch weniger krank werden, als in der ersten Zeit des Feldzuges. Aber um die Mitte, oder um das Ende des Augusts, wenn die Tage noch brennend

heiß

heiß sind, die Nächte aber kühl werden, und die Erde mit Nebel und Thau bedeckt wird, wird die Kränklichkeit größer. Ruhren und Bauchflüsse spielen nun ihre Rolle, und wenn diese mit Abnahme der Hitze am Tage und Zunahme der Kälte nachlassen, so nehmen dann die nachlassenden schleimicht-gallichten Fieber zu, die nicht eher aufhören, als bis die Erde zufriert.

Da viele zufällige Ursachen mit wirken, um die Sommer- und Herbstkrankheiten einer Armee häufiger zu machen, so sieht man leicht ein, daß die Zahl der Kranken bey einem Heer von einer bestimmten Menge von Mannschaft nicht im Allgemeinen angegeben werden kann. So viel ist richtig, daß nur selten ein Feldzug in Deutschland vorgefallen seyn wird, während dessen nicht zu Ende des Sommers und zu Anfang des Herbstes die Ruhr herrschte: auch dieses hat die Erfahrung bestätiget, daß, je sumpfichter die Gegend ist, in der das Volk lagert, je öfter die Ausdünstung der Soldaten durch Regen und naßkalte Witterung unterbrochen wird, je weniger auf gute, gesunde Nahrung, auf ausgebackenes gutes Brod, frisches, gutes Fleisch, u. s. f. gesehen wird, je enger die Armee in dem Lager beysammen liegt, auch desto mehrere Krankheiten dieser Art entstehen müssen. In dem vorigen Krieg, den Joseph der Zweyte wider die Türken führte, war bekanntlich die Sterblichkeit der Soldaten in den Linien bey Semlin, in den letzten Sommer- und ersten Herbstmonaten fürchterlich groß. Eine Krankheit, der Pest ähnlich, befiel in eben diesen Monaten, im Jahr 1761 das Preußische Heer, und mordete so lange, bis man mit etlichen Granen von dem Brechweinstein dem Uebel Gränzen zu setzen lernte. Von den Verwüstungen der Ruhr bey der Armee in den Böhmischen Gebürgen, welche der König in dem Bayerischen Successionskrieg befehligte, hat uns Herr Bilguer einige Nachricht gegeben, und ein

Fran-

Französischer Arzt hat die fürchterliche Epidemie von Bauchflüssen und Ruhren beschrieben, welche die Preußischen Soldaten bey dem Feldzug in Champagne dünne machte. Am Ende des Feldzuges in Deutschland im Jahr 1743 verhielt sich, nach Pringle's Berichten, die Anzahl derer in den Lazarethen, „zu den Gesunden, wie drey zu dreyzehn. Im 1747 Jahr machten die Kranken, wie die Truppen das Feld verließen, ohngefehr ein Fünfttheil der ganzen Zahl aus: Wenn wir aber das in diesem Jahre nach Zeeland geschickte Detaschement für sich betrachten, so war dieses Verhältniß beynahe umgekehrt, denn die Gesunden verhielten sich zu den Kranken nur wie eins zu vier. Bey dem Beschlusse des Feldzuges im Jahr 1744 hatten wir, obgleich die halbe Armee aus neuen Leuten bestand, doch nur einen Kranken unter siebenzehn; und in dem nächstfolgenden Jahre, welches der Gesundheit wegen merkwürdig war, gab es nicht über einen Kranken aus sechs und zwanzig: allein in diesen beyden Jahren giengen die Truppen früher als gewöhnlich in die Winterquartiere."

Diesen Betrachtungen zu Folge sollte man glauben, daß es am besten sey, einen Feldzug spät, und nicht vor dem May, anzufangen. Da es aber für die Gesundheit der Soldaten in aller Hinsicht gut ist, wenn ein Feldzug nicht zu lange hinausgeschoben wird, indem am Ende desselben bey weiten die mehresten erkranken; und da die Krankheiten der Soldaten bey Eröffnung eines Feldzuges bey weiten nicht so schlimm sind, als diejenigen, die in die letzten Monate und den Schluß desselben einfallen; so wird es immer am besten seyn, wenn ein Feldzug früh angefangen und früh beendiget werden kann. Der Arzt kann aber hier nur nach den Grundsätzen seiner Kunst angeben, was das Beste ist, und ein Feldherr kann diese Rathschläge nur selten befolgen. Denn bey den großen Armeen, die jetzt

immer

immer auf dem Schauplatz des Krieges auftreten, und bey den natürlicher Weise großen Zurüstungen, die ein Feldzug fordert, ist es nicht immer möglich, auf der großen Bühne, wo durch Vergießung von Menschenblut ausgemacht werden soll, wer von beyden Theilen Recht hat, bald genug aufzutreten.

Die Krankheiten der Soldaten in den letzten Monaten der Feldzüge werden theils durch die übermäßige Hitze an sich, theils durch die Zurücktreibung der Ausdünstung erregt. Wenn daher die Tage sehr heiß, die Nächte dagegen kühl sind, und der Soldat nicht mit den gehörigen Bedeckungen des Körpers und nicht recht oft und sorgfältig mit frischem Stroh versehen wird, so sind schon diese Ursachen hinreichend, seine Ausdünstungen zu hemmen, und so wie in heißen Klimaten, die in einer Nacht zurückgetriebene Ausdünstung hinreichend ist, den Menschen die heftigste gallichte Krankheit, Ruhr, oder gar die Lähmung zuzuziehen, so ist auch in gemäßigten Klimaten, bey großer Hitze am Tage, eben diese Ursache eine der furchtbarsten zu Erregung der fürchterlichsten Feldkrankheiten, die Bauchflüsse, Ruhren und gallicht-fäulichten Fieber. Wenn nun vollends nach heißen Tagen die Atmosphäre feucht wird, und ein anhaltender Regen die Ausdünstung sehr vermindert, oder wohl gar unterdrückt, so entstehet bey dem Heer eine große und auffallende Kränklichkeit. Die Fasern erschlaffen, die Säfte circuliren langsam, die zu einer starken Ausleerung durch die Haut gewöhnte Natur wirft diese Materie, die durch die unmerkliche Ausdünstung fortgieng, auf andere Theile, besonders auf die Eingeweide des Unterleibes. Andere Ursachen kommen dazu, um die Ausdünstung noch desto mächtiger zu unterdrücken, und die Natur in diesem Ausleerungsgeschäft zu stöhren, das feuchte, oft nasse Lager, die feuchten, nassen Kleider, die nicht gewech-

selt

selt werden können, und der Schmutz, der sich bey jedem Soldaten, der im Felde dient, auf der Haut sammeln muß.

Die Geschichte des jetzigen Krieges liefert ein auffallendes Beyspiel von dem Ungemach, welches ein tapferes Heer, bey einer Regenzeit von fünf bis sechs Wochen im August und September zu leiden hatte, und von der Menge von Krankheiten, welche dieses Heer überfiel. Die Ruhr, diese so gewöhnliche Krankheit der Soldaten, in der letzten Hälfte des Sommers, bösartige, pestilenzialische Fieber, rheumatische Fieber, werden bald epidemisch, die Wassersucht und andere chronische Krankheiten von Erschlaffung und Schärfe werden bald allgemein.

Keine Witterung ist der fäulichten Verderbniß der Luft günstiger, als die feuchte und warme. Die Unreinigkeiten, die von einem Lager einer großen Armee nie ganz entfernt werden können, falls auch die angelegentlichste Sorgfalt auf Reinlichkeit verwendet wird, das leichte Verderbniß des Strohes in den Zelten, die fäulichten Ausdünstungen, welche aus Sümpfen, Graben, Morästen und Seen emporsteigen, die Ausdünstungen von den Leichnamen der Menschen und Thiere, die man entweder an der Luft verfaulen, oder nicht tief genug mit Erde bedecken läßt, der Unrath von Menschen und Thieren, der nicht weggeschafft, oder tief bedeckt wird, das Lager in einer tiefen Gegend, in der Nähe von Waldungen, die die Circulation der Luft hindern, oder in solchen Gegenden, die schon wegen ihrer Ungesundheit bekannt sind, wo Wechselfieber, fäulichte, gallichte Fieber, und langwierige Krankheiten von Erschlaffung, Atonie und Schärfe der Säfte gewöhnlich herrschen, haben auf die Soldaten die schlimmsten Einflüsse, und Fieber von der bösartigsten und gefährlichsten Art, Bauchflüsse, Ruhren, nachlassende und Wechsel-

fieber, Rheumatismen und scorbutische Krankheiten sind das gewöhnliche Loos der Soldaten, die lange unter solchen ungünstigen Umständen leben müssen.

Auch bey der pünktlichsten Beobachtung der besten und sichersten Maaßregeln, die ungünstigen Wirkungen solcher Einflüsse zu vermindern, hat doch immer eine Armee, die lange solchen Einflüssen ausgesetzt ist, sehr viel zu leiden, und der beste und wirksamste Vorschlag, den man zur Verbesserung der Gesundheit unter diesen Umständen geben kann, wäre wohl der, eine mit solchen für die Gesundheit schädlichen Ausflüssen erfüllte Gegend möglichst bald zu verlassen. Außerdem sind fleißige Bewegung der Soldaten, fleißige und nie unterlassene, gehörig warme Bedeckung des Körpers, besonders zur Nachtzeit, Reinlichkeit des Körpers, der Zelte, des Lagers, so genau sie nur immer beobachtet werden kann, fleißiger Wechsel des Strohes, Sorge für ein reinliches und trockenes Nachtlager, fleißige Ausräucherung der Zelte mit dem Dampf von Schießpulver, oder mit Wacholder und andern harzigen Substanzen, Ableitung der Sümpfe und stehenden Gewässer, wo sie nur möglich ist, reichliche, gute, wo möglich vegetabilische Nahrung der Soldaten, der Genuß des Weins, des Essigs mit Wasser, oder wenigstens der Genuß des ganz reinen Wassers, für die Erhaltung der Gesundheit der Soldaten in solchen Gegenden von großer Wichtigkeit. Selbst der Brandtewein wird unter diesen Umständen, mit Mäßigkeit gebraucht, nützlich seyn.

Drittes Kapitel.

Nahrung und Getränk, der Soldaten. Vegetabilische Kost. Mehlbrod. Zwieback. Feldbäckerey. Das Verpflegungs- und Proviantgeschäft. Gemüse. Die wohlfeilsten und besten Sorten desselben. Rationen. Hülsenfrüchte. Mehlspeisen. Fleisch. — Suppentafeln. — Die Menage des Soldaten. — Getränk. Wasser. — Bier. — Wein. — Brandtewein. — Nothwendige Aufsicht der Verpflegungscommission auf Leute, die Speise und Getränke den Soldaten zuführen. — Verschiedene im Felde gewöhnliche Verfälschungen des Bieres, Weines, Brandteweins. Nachtheile davon für die Gesundheit. — Marketenterordnung.

Wenn man, sagt Friedrich der Zweyte, derjenige Feldherr, der unter den Heerführern unsers Jahrhunderts wohl die meiste Erfahrung über die Einrichtung und Verpflegung einer Armee hatte, der selbst in einem seiner frühern Kriege aus Erfahrung gelernt hatte, daß die besten Entwürfe scheitern, und die glänzendsten Hoffnungen, die man sich von dem Verfolg eines Feldzuges, bey dessen entscheidend glücklichen Anfang, machen konnte, vereitelt werden, wenn das Proviantwesen schlecht verwaltet wird, das Gebäude einer Armee aufführen will, so muß man bedenken, daß der Magen der Grundstein ist. Die erste Sorge des Staates und des Feldherrn muß also dahin gehen, daß es der Armee an der nothwendigen Nahrung nicht gebreche, daß Vorräthe von Getraide und Mehl für die Menschen, und besonders in Körnern, für die zahlreichen Pferde vorhanden sey, welche die jetzige Art Krieg zu führen

führen bey Armeen nothwendig gemacht hat, und wahrscheinlicher Weise künftig immer nothwendiger machen wird.

Da ein Staat desto mehr auf seine Sicherheit und seine Consistenz rechnen kann, wenn er denen, die ihn feindlich anfallen wollen, immer ein geübtes, und zur Vertheidigung sowohl, als zum Angriff fertiges Heer entgegen stellen kann; da also der Staat auch im Frieden beständig mit einem zum Aufbruch fertigen Heer versehen seyn muß, und zu diesem Fertigseyn zum Aufbruch vorzüglich dies gehört, daß das Heer mit Nahrungsmitteln hinlänglich versehen sey; so ist es von Wichtigkeit für einen Staat, schon in Friedenszeiten an Ansammlung von Vorräthen zu denken, deren er, bey unvorhergesehenen Angriffen, oder überhaupt, wenn er in die Nothwendigkeit versetzt würde, Krieg zu führen, sich bedienen könnte. In den festen Oertern des Reichs, besonders in denen, die unfern der Gränze liegen, müssen daher Magazine von Vorräthen angelegt werden, deren man sich im Nothfall gleich bedienen kann, und da diese Vorräthe manchen Zufällen ausgesetzt seyn können; da man selbst nicht weiß, ob ein Theil derselben nicht eine Beute der Feinde werden könne, so sorgt man am besten für das Wohl einer Armee, wenn man in Ansammlung der Vorräthe lieber zu reichlich, als zu sparsam ist.

Ein Heer, welches Krieg führt, und nicht von der Hand in den Mund ohne Magazine, ohne Proviantein-richtung leben, und sich dadurch den größten Verlegenheiten nicht aussetzen will, lebt daher gewöhnlich, wenigstens in den ersten Feldzügen, von den schon im Frieden für dieses Bedürfniß angesammelten Getraid- und Mehlvorräthen. Hat es solche Vorräthe nicht, oder entfernt es sich zu weit von denselben, so, daß der Feind dasselbe davon abschneiden kann, so hat es im ersten Fall das Schicksal

der Schweden im siebenjährigen Krieg, die man gar nicht zu schlagen brauchte, wenn man sie zurücktreiben wollte, sondern denen man nur die Lieferungen abschneiden durfte, und im zweyten Fall das Schicksal der Preußen in dem Böhmischen Feldzug vom Jahr 1743, wo der König aus Mangel der Vorräthe, alle seine Eroberungen aufgeben, und sich seines Geschickes freuen mußte, daß er seine zwar nicht geschlagene, aber durch Mangel äußerst geschwächte Armee in seine Staaten zurückführen konnte.

Wenn aber Vorräthe für eine Armee im Frieden gesammelt werden, um sich deren im Krieg zu bedienen, so sind diese Vorräthe gewöhnlich alt, und durch das Alter leicht verdorben. Bekanntlich ist das Getraide dem Verderben sehr ausgesetzt, wenn es lange an Orten, die von der Luft nicht völlig durchstrichen werden können, oder wohl gar in Tonnen aufbewahret wird. Noch größern und leichteren Verderben ist das Mehl ausgesetzt, wenn es in großen Haufen, oder in Fässern lange aufbewahret wird, und wenn auf Trocknung desselben, ehe man es in dem Magazin niederlegt, nicht alle ersinnliche Sorgfalt angewendet worden ist. Keine Nahrung ist aber dem Soldaten im Felde, dessen Hauptnahrung immer das Brod ausmacht, nachtheiliger, und für seine Gesundheit gefährlicher, als die Nahrung von durch langes Liegen und Moder angegangenen Mehl.

Bey Anlage der Getraidevorräthe für den Kriegsstand ist es daher von großer Wichtigkeit, daß das Getraide und das Mehl, welches man aufbewahrt, immer von guter Beschaffenheit sey. Man hat viele Wege vorgeschlagen, die Getraide- und Mehlvorräthe in guter Beschaffenheit zu erhalten, unter denen diejenigen immer als die unausführbarsten angesehen sind, die die künstlichsten sind. Alles kommt beym Getraid darauf an, daß es trocken erwachsen

dem niedrigern Einkauf und dem theurern Verkauf hat, wird immer hinreichen, das Personale, welches zu den Diensten des Magazins bestimmt ist, zu erhalten.

Diese Einrichtung, die in etlichen Deutschen Staaten, aber unvollkommen, eingeführt ist, hat doppelten grossen Vortheil. Wenn die Magazine mit gehörigen Vorräthen versehen sind, so kann der Preis des Getraides den eines etwas hohen Mittelpreises fast nie übersteigen, das Getraid stehet daher immer in einem Preis, den der dessen bedürftige Staatsbürger bezahlen kann, und eine große Theurung, unstreitig die größte Geißel eines Landes, wird dadurch am wirksamsten verhütet. Durch diese Einrichtung war es in den Jahren der Theurung 1770 und 1771 in den sonst von der Natur nicht reichlich gesegneten Preußischen Ländern möglich, daß der Scheffel Rocken nicht über fünf Thaler stieg, der in den benachbarten weit fruchtbarern Sachsen drey bis viermal mehr kostete, und daß die Länder des Königs von dieser fürchterlichen Landplage wenig oder nichts empfanden. Durch diese Einrichtung haben überhaupt die Menschen gelernt, die Landplage der Theurung ganz zu verhüten, und künftig wird es mit zu den Beweisen der Nachlässigkeit einer Regierung eines Landes gehören, wenn die Landplage der Theurung über dasselbe kommt.

Der andere eben so wichtige Nutzen dieser Einrichtung ist, daß die Vorräthe in den Magazinen von Zeit zu Zeit erneuert werden, daß also das Getraid in den Vorrathshäusern nicht verderben kann. Alle vier bis sechs Jahre können auf diese Art die Vorräthe mit neuen verwechselt werden, und dieser Umstand ist für die Gesundheit der Soldaten, die mit solchen Vorräthen verpflegt werden sollen, sehr wichtig: denn nun wird es blos von der schlechten Aufsicht der Magazine, und von der schlechten

Ver-

Verwaltung derselben herkommen, wenn angegangenes Getraid in denselben aufbewahrt liegt, und der Soldat sein Brod von angegangenem Mehl erhält. Bey dieser Einrichtung ist es also möglich und allemal ausführbar, dem Soldaten mit gutem, gesundem und nahrhaftem Brode zu versehen.

Anders ist der Fall im Verfolg des Krieges, wenn schon mehrere Feldzüge nothwendig geworden sind, und die Vorräthe in den Magazinen des Landes verzehrt worden sind. Dann muß die Armee von in dem Lande eben zusammengebrachten Vorräthen leben, und diese sind nie so gut, als die Vorräthe von der erstern Art. Das Proviant- und Verpflegungsgeschäft wird dann oft einer oder mehrern Gesellschaften von Wucherern zu Theil, die mehr für sich und ihren Vortheil, als für die Gesundheit der Soldaten sorgen, die doch von dem Brode oft ganz allein leben müssen, und Getraide und Mehl, oft von der schlechtesten Beschaffenheit, der Armee zuführen. Oft muß auch, bey der besten Aufsicht, und bey den besten Absichten der Lieferanten, schlechtes Getraide aus Mangel eines bessern, gekauft werden, oder das aus dem guten Getraide eben gemahlene Mehl wird noch feucht in die Fässer gepackt, und so dem Feldmagazin zugeführt.

Da das Brod die gewöhnlichste und wichtigste Nahrung aller Menschen, und besonders der Soldaten ist, die oft viele Tage lang keine andere Speise haben können, als das bloße Brod, so ist es für die Verpflegungsanstalt einer Armee, sowohl in Friedens- als besonders in Kriegszeiten, ein Gegenstand von erster Wichtigkeit, auf vollkommen gut beschaffenes, und gut ausgepackenes Brod zu sehen. Es ist wirklich auffallend, daß bey den meisten Heeren auf diesen Gegenstand von erster Wichtigkeit zu wenig gesehen wird, und daß nur wenige Armeen sich rühmen kön-

können, gewöhnlich solches Brod zu erhalten, welches alle Merkmale eines guten, gesunden und seinem Zwecke völlig Genüge leistenden Nahrungsmittels hat. Jede Verpflegungscommission einer Armee sollte auf diesen Gegenstand ihre erste und ernsthafte Aufmerksamkeit lenken, und bedenken, daß Gesundheit, Kräfte, guter Muth und Bereitwilligkeit des Soldaten, sein Leben für sein Vaterland oder seinen Fürsten hinzugeben, oft davon abhängen, daß er gutes und reichliches Brod hat. Man hat Beyspiele, daß die richtige Austheilung eines guten Brodes, und die bestimmte und treulich gehaltene Austheilung des Fleisches unter die Truppen, einem Heer die Ueberläufer zu tausenden zugebracht hat.

Gutes Brod kann nicht gebacken werden, wenn das Getraide, aus dem das Mehl gemahlen wird, nicht gut ist. Das Getraide in den Magazinen muß daher von Zeit zu Zeit mit frischem vertauscht werden. Auf die Lieferanten muß in Kriegszeiten genau gesehen werden, daß sie nicht verdorbenes, auf diese oder jene Art verunreinigtes, mit Spreu und ausgewachsenen Körnern, oder mit andern Sämereyen verfälschtes Getraide liefern. Der Oberaufseher über ein anzulegendes Magazin sollte ein unbestechlicher Mann seyn, von nichts geleitet, als von seiner Pflicht, und von Menschengefühl gegen die Soldaten.

Aus diesem reinen und guten Getraid muß, unter gehöriger Aufsicht, das Mehl in der Mühle gemahlen werden. Es muß darauf gesehen werden, daß der Müller nicht statt des guten Getraides, demselben schlechtere Sorten beymischt, und daß er das Mehl von gehöriger Qualität und Kläre liefert. Eine gute Mühlordnung gehört überhaupt noch unter die frommen Wünsche in Deutschland, noch mehr aber eine zweckmäßige Anordnung, wie der Müller das Mehl für die Vorräthe zum Bedürfniß der Soldaten

ten zu mahlen hat. Blos im Oesterreichischen ist verboten, das Getraide, aus welchem Mehl für die Militärmagazine gemahlen werden soll, zu netzen.

Dieser Befehl ist deßwegen ergangen, weil das Mehl in Fässer festgepackt und eingetreten wird, feuchtes Mehl also, so zusammengepreßt, sicherlich bald schimmlicht und modericht werden und verderben muß. Aber nur diese Anordnung allein ist bey weitem zur Verhütung des Verderbens des Mehles nicht hinreichend. Die Gewinnsucht spornt die Verkäufer des Getraides und die Lieferanten an, falls sie auf keine andere Art bewirken können, daß das Getraid, welches sie liefern, mehr Raum einnimmt, also mehr mißt, das Getraide zu netzen: wenn also auch der Müller kein Wasser zu den Körnern setzt, so sind sie doch feucht, und in vielen Ländern, wo der Müller das Mehl nach dem Gewicht zu liefern hat, findet dieser natürlicher Weise seinen Vortheil dabey, das Getraide tüchtig zu netzen, damit das Gewicht des Mehles dadurch erhöhet werde. Ein Mehl, welches zum langen Aufbewahren in Magazinen, oder zu weitern Verführen, bey oft warmen oder nassen Wetter bestimmt ist, sollte daher billig erst recht wohl und sorgfältig ausgetrocknet werden, ehe es in die Fässer verpackt wird.

Es ist zwar möglichst dafür gesorgt, daß das Mehl nicht durch Beymischung fremdartiger Stoffe verfälscht werde; ganz aber kann dies doch nicht verhütet werden, und nicht selten höret man noch jetzt bey den Armeen die Klagen, daß das Mehl zum Brode mit Sand, u. s. f. verderbt worden ist. Einerley Caliber und zweckmäßige Bezeichnung der Mehlfässer, besonders eine solche, welche das Aufschlagen derselben, und das Umpacken des Mehls unmöglich macht, hauptsächlich aber die Unbestechlichkeit der bey der Verpflegungscommission angestellten Officianten

ten, die aber bey vielen Heeren noch unter die frommen Wünsche gehört, sichern vor Verfälschungen dieser Art noch am besten und sichersten.

Der Soldat erhält seine bestimmte Quantität von Brod nach dem Gewicht: er hat also keinen Grund sich zu beschweren, falls ihm das Proviantamt täglich seine zwey Pfund Commißbrod richtig überliefert. Und wenn er sich auch wegen der Qualität des Brodes beschweren will, so sind der Entschuldigungs- und Beschönigungsgründe so viele, daß der Soldat leicht Unrecht behält, da er dagegen, wenn das Brod sein gesetztes Gewicht nicht hat, allemal Recht behalten muß. Auch in der Feldbäckerey können dem Mehl noch fremde und allemal schädliche und ungesunde Zusätze beygemischt werden, und falls auch dieses nicht geschieht, so darf man nur dem Teige mehr Sauerteig, als gewöhnlich, zusetzen, ihn in eine schnelle Gährung bringen, dann die Brode schnell machen, und sie schnell einer starken Hitze aussetzen, so wird ein Brod entstehen, welches eine braune Rinde hat, welches dem Anschein nach vollkommen gut ausgebacken ist, welches auch, wenn man es aufschneidet, nicht schliffig ist, dessen innerer Theil aber so wässericht ist, daß man fast das Wasser aus demselben drücken könnte. Dieses ist ein gewöhnlicher Mangel des Commißbrodes, bey dem ich gern zugebe, daß nicht immer Gewinnsucht und Betrug ihn veranlaßt, der aber sehr wichtig ist, und die genaueste Ahndung und Bemerkung verdient, indem ein nasses Brod auch von starken Verdauungswerkzeugen, nie gut verdauet werden kann. Ein solches Brod ist wie neugebackenes Brod anzusehen, dessen reichlicher Genuß mehrern Menschen schon den Tod gebracht hat, weil es sich in dem Magen zusammensetzte, und den Darmcanal verstopfte.

Wenn nun ein solches Brod noch überdem mit groben und keine Nahrung gebenden Stoffen vermischt ist;

wenn

wenn es Kleyen, (in zu großer Quantität, denn jedes Commißbrod enthält den größten Theil der Kleye von den Körnern, aus denen das Mehl gemahlen ist) Spreu, Sand, und andere ungesunde und schädliche Zusätze dieser Art beygemischt enthält; wenn ein solches Brod die vorzüglichste, oft einzige Nahrung des Soldaten ausmachen soll und oft muß: wie ist es möglich, daß seine Gesundheit bestehen kann, daß sein Körper, bey den täglichen Anstrengungen, also bey dem erhöheten Bedürfniß einer guten und starken Ernährung, gehörig ernährt werden kann? Die Verdauungskraft, auf welche so viele Ursachen bey dem Soldaten ungünstig wirken, müssen nothwendig durch ein solches Brod immer mehr geschwächt werden, Unreinigkeiten in den ersten Wegen, Erschlaffung und Atonie müssen entstehen, der Grund zu den verderblichsten hitzigen und langwierigen Krankheiten muß dadurch gelegt werden.

Die Feldbäckerey ist daher ein äußerst wichtiger Gegenstand für den Befehlshaber einer Armee, theils damit die Armee an dem nothwendigsten Bedürfniß nie Mangel leide, theils damit sie dieses Bedürfniß gut erhalte. Es scheint ein Fehler in der Verfassung und Einrichtung des Verpflegungswesens unserer Armeen zu seyn, daß man die Feldbäcker nicht in Friedenszeiten für den Krieg und die Feldzüge abrichtet. In Friedenszeiten haben die einzelnen Bäcker den Vortheil, das Commißbrod für die Soldaten zu backen. Wenn es zu Felde geht, werden Bäcker angenommen, sie mögen ihres Handwerks kundig, oder unkundig seyn, wenn es nur Bäcker sind, die beweisen können, daß sie dieses Handwerk gelernt haben. Man nimmt also an, wer sich meldet, um theures Handgeld. Oft mangelt es dem Heere, welches eben agiren soll, oder schon wider den Feind steht, so sehr an Bäckern, daß man gezwungen ist, sie demselben durch sehr außerordentliche Ge-

legen-

legenheiten nachzuschicken, und gewöhnlich schickt man Lumpengesindel, seines Handwerks unkundiges Volk nach.

Warlich! der Bäcker, der für eine Armee gesundes Brod backen soll, ist wenigstens so viel werth, als der Sattler, der Riemer, der Schmidt, der mit Arbeiten, die seine Profession verfertiget, das Regiment und die Armee versehen soll. Alle diese Leute gewöhnt man in Friedenszeiten an ihre Beschäftigungen, sie sind bey der Armee angestellt. Bäcker, gerade die Männer, die den allerwichtigsten Gegenstand der Verpflegung einer Armee, den Grundstein zu derselben besorgen helfen sollen, stellt man nicht an, man macht sie nicht im Frieden mit ihrem Geschäft bekannt, man lehrt sie nicht gesundes Brod backen, nach der eigenen Beschaffenheit der Feldbäckerey, die viel Eigenes vor der gewöhnlichen Bäckerey hat, man wählt zu Bäckern jeden, der nur beweisen kann, daß er durch eine Backstube gelaufen ist, u. s. f — Fast sollte man glauben, daß man bey mancher Armee besser für die Wartung und Pflege der Pferde, als für die Menschen sorge.

Andere Brodarten, außer dem Commißbrod, sind bey den Armeen, wenigstens in Deutschland, selten gewöhnlich: doch gab es schon im siebenjährigen Kriege sowohl bey der Preußischen, als bey der Oesterreichischen Armee, auch Zwieback, der aber nicht für den gewöhnlichen Gebrauch, sondern für den Nothfall, und zur Proviantirung der Festungen bestimmt war. Der Zwieback wird bey Deutschen Armeen in unsern Tagen die Stelle des Commißbrodes nie ganz vertreten können, wie der Marschall von Sachsen wollte, daß es bey dem Französischen Heer geschehen sollte. Es ist wahr, er hält sich sehr lange, wohl zwanzig und mehrere Jahre, und enthält in einem geringen Umfang vielen Nahrungsstoff. Er wird daher auch in allen den Fällen, wo eine Armee nicht mit vielen

Pro-

Proviantwagen belastet seyn darf, bey allen schnellen Märschen, Rückzügen, forcirten Märschen, in allen Fällen, wo der Soldat sein Brod auf mehrere Tage, als gewöhnlich, tragen muß, und wo es von großer Wichtigkeit ist, daß er nicht zu sehr belastet werde, unter allen Brodarten die beste und zweckmäßigste seyn; aber er erfordert ein besseres Mehl, als gewöhnlich für die Feldmagazine bestimmt ist, und eine genauere und sorgfältigere Bereitung, als diejenige ist, die man gewöhnlich bey der Feldbäckerey anzuwenden gewohnt ist. Von der Anwendbarkeit des Zwiebacks bey Feldzügen zeugt theils der Vorschlag des Marschalls von Sachsen, wohl des größten Feldherrn, den dieses Jahrhundert, nach Friedrich dem Zweyten, gesehen hat, theils auch dies, daß er bey der Verproviantirung der Schiffe, auch zu den weitesten Reisen der erste und wichtigste Gegenstand ist. Der Deutsche Soldat ist aber zu wenig an denselben gewöhnt, und liebt ihn nicht, als nur höchstens in den Suppen, und dieses möchte der Einführung desselben, als gewöhnliches Nahrungsmittel der Soldaten, am meisten entgegen seyn.

Der Marschall von Sachsen urtheilt von den Vorzügen des Zwiebacks vor dem Brode äußerst richtig, wenn er sagt: diejenigen, denen im Kriege die Obsorge für die Lebensmittel anvertraut ist, geben sich alle Mühe, uns glauben zu machen, das Brod habe Vorzüge vor dem Zwieback, aber dies ist falsch. Der Zwieback ist eine gesunde, sehr nahrhafte Speise, man braucht daher nicht so viele Wägen, ihn fortzuschaffen, als zum Mehl und Brod. Dagegen wird das Brod nur halb gebacken, man mischt allerley ungesunde Sachen darunter, die nebst dem Wasser, so darinnen enthalten ist, die Schwere und den Umfang desselben doppelt vermehren. Außerdem veranlaßt unsere Art, ein Heer mit Proviant zu versehen, daß man ein ganzes

ges Heer von Bäckern, Proviantknechten, Fuhrleuten, Wagen, Pferden u. s. f. bey sich haben muß, denen man Quartier, Bedeckung u. s. f. geben muß, deren Backöfen man sehr oft frisch errichten muß, die mit einem Wort jede schnelle Bewegung eines Heeres aufhalten und langsamer machen. Auch erfährt der Feind oft aus dem Einreißen der Oefen und Bäckerey, daß die ihm entgegene Armee aufbrechen will, und wählt nach diesen Anzeigen seine Maaßregeln.

Unsere großen Heere machen für jeden Tag viele Portionen nothwendig, und zahlreiche Cavallerie, und die Menge von Artillerie, welche seit der Schlacht bey Fontenoy, die der Marschall von Sachsen besonders durch die Wirksamkeit seiner Artillerie gewann, immer mit den Armeen marschiren muß, und der man im siebenjährigen Kriege eine Schnelligkeit und Leichtigkeit in den Bewegungen gab, die man vorher nicht kannte, indem man da, es ist noch zweifelhaft, von wem es geschehen, die reutende Artillerie erfand, und die Menge von Pferden und Fuhrwerk, welche man zur Tragung und Führung des Gepäcks und des Proviants gebraucht, machen eine fast unübersehbare Menge von Rationen nothwendig. Die Magazine, die die jetzige Art Krieg zu führen nothwendig macht, müssen daher weit mehr enthalten, als in vorigen Zeiten das Bedürfniß kleinerer Armeen verlangte, und eben weil sich die großen Magazine nicht schnell fortschaffen lassen, und weil, wenn sie einmal verlohren gegangen sind, neue Vorräthe sich nur mit äußerster Mühe, und zuweilen gar nicht, zusammenbringen lassen, so hat dies auch, in die Art Krieg zu führen, eine solche Modification gebracht, daß man sich jetzt nicht mehr so leicht von der Linie entfernt, durch welche die Magazine gedeckt werden, daß also große Armeen oft auf einen im Verhältniß zu ihrer Masse nicht großen Raum ausgebreitet werden.

So wichtig die Vorsorge für gutes Brod für Menschen ist, so wichtig ist auch die Vorsorge für gutes Futter für die Pferde. Es muß besonders dahin gesehen werden, daß guter, körnichter, nicht naß gemachter und aufgequellter, also dem Schimmel und Moder nicht unterworfener Hafer in die Magazine kommt, daß das Heu gut, nicht verschimmelt, und nicht vom Schlamm verdorben sey. Vordorbenes Futter ist dem Körper der Pferde so nachtheilig, als verdorbene Nahrung dem Körper der Menschen nur seyn kann, und wenn auch die Krankheiten der Thiere nur selten auf den Menschen übergehen, und in dieser Hinsicht also keine große Gefahr für die Gesundheit der Soldaten zu besorgen seyn möchte; so kommt doch oft durch den zu großen Abgang von Pferden ein Heer in Verlegenheiten, die der Gesundheit der Soldaten den offenbarsten Nachtheil bringen.

Unter der vegetabilischen Kost für den Soldaten stehet das Brod oben an. Das Getraide, aus dem es bereitet wird, ist der Verderbniß nicht so leicht unterworfen, und man führt, wenn man Brod oder Mehl mit sich führt, eine große Menge Nahrungsstoff in dem möglichst kleinsten Umfang mit sich. Andere Nahrung aus dem Pflanzenreiche wird daher auch selten unter die Soldaten vertheilt, als Brod, oder in etlichen Fällen Zwieback. Zuweilen theilen die Aufseher über die Magazine auch Grütze aus, und diese giebt dem Soldaten eine nahrhafte und angenehme Abwechselung, indem er dieselbe mit Wasser, Fleischbrühe oder Milch zu Brey kochen kann. Gewöhnlich aber ist die Grütze doch mehr für die Lazarethe bestimmt, und wenn man entweder einen zu großen Vorrath von derselben hat, oder wenn sie halb verdorben und für die Kranken gar nicht mehr brauchbar ist, so wird sie erst unter die gesunden Soldaten ausgetheilt. Daß eine solche Austheilung für die Soldaten alsdann eine sehr geringe, oft

schädliche

schädliche Wohlthat sey, läßt sich leicht denken. In mittäglichen Ländern, und bey Völkern, welche sich leicht mit Reis versehen können, wird zuweilen den Soldaten auch Reis ausgetheilt. So erhält jetzt der Französische Soldat täglich zwey Unzen Reis, nebst seinem Brod und andern Victualien.

Die gewöhnlichste Nahrung, die sich der Soldat im Felde bereitet, besteht aus Suppen, Breyen und Mehlklößen, welche letztere er sich am liebsten bereitet, weil sie keine große Mühe machen, und nahrhaft sind. Grüne Gemüse erhält er selten, und kann sie nur selten erhalten, weil diese, gesetzt daß sie auch reichlich in der Gegend des Kriegstheaters wachsen (welches bekanntlich der Fall nur von sehr wenig Ländern in Deutschland ist), doch nicht für den gemeinen Mann, höchstens nur für den Officier, hinreichen, der gemeine Mann sie auch von seinem Solde nicht immer bezahlen kann, und das grüne Gemüse, wegen seiner leichten Verderblichkeit, einer Armee nicht weit nachgeführt werden kann.

Die Pflanzen, welche als grünes Gemüse gebraucht werden, werden aus diesen Gründen nie als eine gewöhnliche Nahrung für den Soldaten gebraucht werden können, so heilsam es auch für die Gesundheit desselben seyn würde, wenn er zuweilen seine Nahrung von grünen Pflanzengewächsen hernehmen könnte. Etliche Pflanzengewächse lassen sich aber doch zur Kost für die Soldaten anwenden, und da diese in vielen Ländern häufig sind, so wird sich wenigstens in vielen Fällen Gebrauch davon machen lassen. Wenn sich auch das Magazin nicht mit ihnen beschäftigen kann, so darf es nur in der Nähe eines Heeres bekannt gemacht werden, daß diese oder jene Gewächse Käufer finden werden, und es wird an Verkäufern nicht fehlen.

Die Kartoffeln verdienen unter diesen Pflanzengewächsen die erste Stelle. Sie sind häufig in Deutschland, ja fast überall zu haben, und eben weil sie überall zu haben sind, (ein wichtiger Punkt bey einem Nahrungsmittel für einen gemeinen Soldaten!) wohlfeil. Der Wahn, daß die Kartoffeln der Gesundheit der Menschen, also auch den Soldaten nachtheilig sind, ist verschwunden: die gelbe und röthliche kleinere Art gehören unter die anerkannt guten, leicht und starknährenden Nahrungsmittel, und die Kartoffeln haben noch dies vor allen andern Vegetabilien voraus, daß sie sich auf die verschiedenste Art, ohne vielen und theuren Zusatz, bereiten lassen und immer in allen diesen verschiedenen Gestalten, eine gleich gute, gleich schmackhafte, und gleich wohl nährende Nahrung geben. Der Soldat ist also vom Anfang oder von der Mitte des Septembers an zu ermuntern, daß er diese Knollen, als Zukost zu seinem Brod, fleißig genieße.

Die gelbe Rübe, (daucus carota) wird in vielen Gegenden in großen Quantitäten gebaut, und wo es so ist, giebt diese Wurzel eine leicht, angenehme, nahrhafte und in allem Betracht zu empfehlende Kost. Andere Gegenden zeichnen sich wieder durch andere Arten von Gemüsen aus, die in ihnen häufig wachsen, z. B. die Gegend um Erfurt, die alle Arten der Gemüse, besonders den Rettig, so gut und reichlich trägt; die Gegend um Zeitz, in welcher ganze Felder mit Gurken bebauet werden, einen für den Soldaten in den heißen Tagen des Augusts äußerst erquickenden, die Schärfe der Galle tilgenden Nahrungsmittel; die Gegend um Nürnberg, in welcher alle Sorten von grünen Gemüs, besonders die Lieblingsspeise des Nürnberger Bürgers und Landmanns, die Petersilienwurzel, in der größten Quantität gezogen, also auch um einen wohlfeilen Preis verkauft wird; die Rheingegenden, die

an allen Gemüs, und an allen Obstarten so ergiebig sind, u. s. w.

Wenn ein Heer in Gegenden sich befindet, die an diesem oder jenem Gemüs einen Vorrath haben, so hat derjenige, welcher die Lieferungen des Landes zu besorgen hat, schon darauf zu sehen, daß das Heer auch mit Vorräthen dieser Art versehen werde. Man hat diejenigen, welche sich vom Handel und Verkauf mehrerer Waaren bey der Armee nähren, und der Armee diese oder jene Bedürfnisse zuführen, dahin zu bringen, daß sie ihr auch dergleichen Gemüse zuführen, damit der Soldat wenigstens einige Mannigfaltigkeit in der Nahrung haben möge. Man sorgt wirklich bey Ausschreibung der Lieferungen zu sehr und zu einzig für Mehl, Hafer, Heu und Stroh, und glaubt fälschlich, daß in diesen Artikeln alle Bedürfnisse des gemeinen Soldaten begriffen sind, da doch das bekannte Sprüchwort eine ausgemachte Wahrheit enthält, daß der Mensch nicht vom Brode allein lebe.

Seitdem Hannes erwiesen hat, daß das Obst die Ruhr nicht allein nicht erzeuge, sondern sogar heile, ist das Obst ein wichtiger Artikel bey der Kost der Soldaten geworden, und ein Heer kann sich immer für glücklich halten, wenn es am Ende des Sommers und zu Anfang des Herbstes in eine Obstreiche Gegend zu stehen kommt. Bey dem Heer des Königs von Preußen wüthete, nach Bilguers Beobachtung, die Ruhr fürchterlich, und Faulfieber und Ruhren wichen auf die gewöhnliche Behandlung nicht, sondern forderten eine eigene, und gewissermaßen neue Kurmethode, mit welcher dieser würdige Wundarzt die Feldarzneykunde bereichert hat. Da aber das Heer im October in die Böhmischen Weinberge zu stehen kam, und an reifen Trauben einen Ueberfluß hatte, so ließ die Ruhr sogleich nach. Diejenigen, denen die Verpflegung

eines Heeres obliegt, sollten daher mit Sorgfalt dahin sehen, daß es der Armee auch an dieser wichtigen und heilsamen vegetabilischen Nahrung nicht gebreche, und da manches Land, z. B. Franken und die Rheingegenden sehr oft einen Vorrath von gedörrten Obste hat, so sollte auch dieses bey Ausschreibung der Lieferungen, die ein Land zu machen hat, ein Gegenstand der Aufmerksamkeit seyn.

Wenn ich je wünschte, daß eine vegetabilische Kost bey Armeen gebräuchlicher seyn möchte, als sie es ist, so wünschte ich, daß die Verpfleger darauf sehen möchten, daß in den Magazinen eines jeden Heers ein Vorrath von Sauerkraut seyn möchte, und daß an jedes Zelt wöchentlich wenigstens einmal Sauerkraut ausgetheilt würde. Die großen Beobachtungen in England sind entscheidende Beweise von der großen Kraft dieser Speise, Krankheiten von Verderbniß der Stoffe im Unterleib, Faulfieber, Ruhren und den Scorbut abzuhalten, und diese Krankheiten sind es eben, welche die Feldzüge so gefährlich, und die Glieder der Soldaten am Ende der Feldzüge so dünne machen. Das Sauerkraut läßt sich wenigstens ein Jahr lang, oft noch länger, in Tonnen erhalten. Cook bewirthete bey seiner Rückkunft von einer seiner Reisen um die Welt Spanische Officiere mit Sauerkraut, welches drey Jahre lang in den Tonnen gelegen und mit diesem großen Seeman die Reise um die Welt gemacht hatte, und die Spanischen Officiers fanden es so gut, daß sie sich kaum getrauten, es von frischem Sauerkraut zu unterscheiden. Noch ist bey dieser Kost der vortheilhafte Umstand, daß sie zu eben der Zeit frisch zu haben ist, wo wenigstens noch die fäulichten und nachlassenden Fieber eine große Geißel für eine Armee sind, und daß man eine beträchtliche Menge davon in einen engen Raum eintreten kann. Bey Verproviantirung der Festungen, besonders solcher, die in

sumpfich-

sumpfichten Boden tief und ungesund liegen, sollte die jährliche Herbeyschaffung einer der Stärke der Besatzung angemessenen Menge von Sauerkraut, ein Gegenstand von der ersten Wichtigkeit seyn.

Von dem Zwieback, der aus Waizenmehl bestehet, welches von der Kleye und dem gröbern Mehl gereinigt seyn muß, und der nicht so lange und hart gebacken wird, als der Schiffszwieback, ist die tägliche Ration ein und zwanzig Unzen. Die Ration oder Portion an Nahrungsmitteln, die man dem Soldaten an jedem Tage giebt, ist vielmals verschieden gewesen. Die Ration von Commißbrod ist in Frankreich täglich ein und ein halbes Pfund, oder vier und zwanzig Unzen. Ist ein Reuter auf dem Marsch, so hat er täglich bis zu zwey Pfund und zwey Unzen Brod. Im Jahr 1719 wurde die Ration Brod des Tages auf ein Viertheil, das ist auf 28 Unzen verstärkt. Im Jahr 1731 zog der Cardinal Fleury diese Erhöhung des Aufwandes wieder ein. Der Marschall von Belle Isle setzte wieder im Jahr 1758 die Ration Brod auf zwey Pfund weniger ein Viertheil, oder auf acht und zwanzig Unzen. Aber seit diesem Minister glaubte man, daß die Ration Brod wieder auf vier und zwanzig Unzen vermindert werden müsse. Wie groß die Ration Brodes in dem jetzigen Krieg in Frankreich sey, ist mir unbekannt.

Weniger als zwey Pfund Brod darf in Deutschland eine Ration für einen Soldaten auf einen Tag nicht betragen. Der Deutsche ißt stark, und muß sich oft vom Brod allein nähren: es wäre hart, wenn man ihn mit diesem ersten Bedürfniß des Lebens nicht hinreichend versehen wollte. Nationen in wärmern Klimaten essen weniger; man sieht aber aus der Erhöhung der Rationen, die man in Frankreich etlichemal vornahm, daß doch eine Ration von anderthalb Pfunden für den Soldaten nicht ganz hinrei-

reichend war. Die zwey größten und soldatenreichsten Staaten in Deutschland, die Oesterreichische und die Preußische, geben jede ihren Soldaten täglich zwey Pfund Commißbrod auf eine Ration, mit welcher Quantität sich auch ein starker Soldat, der viele Nahrung braucht, sättigen kann.

Mit dem Fleische hat man bey verschiedenen Heeren verschiedene Einrichtungen getroffen. Die Französischen Heere erhielten in allen Kriegen, die in diesem Jahrhundert geführt worden sind, der Mann täglich, die Freytage ausgenommen, ein halbes Pfund Fleisch von der Verpflegungsanstalt. Die Preußischen Soldaten erhalten täglich zwey Pfund Brod, und wöchentlich zwey Pfund Fleisch. Der Oesterreichische Soldat erhielt im siebenjährigen Kriege kein Fleisch, sondern nur zwey Pfund Brod, und einen etwas stärkern Sold, als der Preußische Soldat erhielt. Dafür aber schaffte die Verpflegungscommission der Armee das Pfund Fleisch um fünf Kreutzer, und was das Vieh bey dem Ankauf mehr kostete, als dieser geringe Preis des Fleisches betrug, dies wurde aus der Kriegscasse genommen. So vortheilhaft im Ganzen genommen, für den Soldaten diese Einrichtung zu seyn schien, so fand doch die Preußische mehreren Beyfall, und der Umstand, daß bey den Oesterreichern kein Fleisch ausgetheilt wurde, und daß der Preußische Soldat bey seinem etwas geringern Solde etwas mehr Freyheit hatte zu handeln, wie er wollte, wenn der Dienst dadurch nicht litt, und daß er wöchentlich zwey Pfund Fleisch erhielt, zog dem Preußischen Heer vielen Zulauf von Soldaten zu, die von dem Oesterreichischen Heer entwichen.

Allemal, die Einrichtung mit dem Fleische mag getroffen werden, wie sie will, darf der Fleischverkauf nicht ohne Aufsicht, und nicht einem jeden freygegeben seyn; denn

wenn

wenn man da völlige und ungebundene Freyheit erlaubt, so kann es platterdings nicht verhütet werden, daß nicht elendes, abgetriebenes, mageres, oder wohl gar krankes Vieh geschlachtet wird. Das Fleisch von solchem Vieh giebt natürlicher Weise allemal wenigere und schlechtere Nahrung, und gesetzt auch, daß das Fleisch von jedem kranken Stück Vieh nicht allemal der Gesundheit derer, die es essen, offenbaren und geraden Nachtheil gebracht hat, so kann doch eine solche Kost auf keinem Fall für den Soldaten, dessen Nahrung so eingeschränkt ist, gleichgültig seyn.

Es ist also von erster Wichtigkeit, daß bey einer Armee immer für gehörigen Vorrath von Fleisch gesorgt werde. Wie viel dieses, und einige andere Umstände der Armee des Königes im siebenjährigen Kriege Vortheil brachte, erzählt Herr von Archenholz in der Geschichte dieses großen und merkwürdigen Krieges, als Augenzeuge. Nie, sagt er, in dem ganzen Lauf von sieben höchst wandelbaren blutigen Feldzügen, fehlte es dem Preußischen Heeren an Sold, nie an Brod, nie an Fourage, sehr selten an Gemüse, und noch seltener an Fleisch. Gewöhnlich hatte der Preußische Soldat auf drey auch mehr Tage Brod vorräthig. Die tägliche Portion war zwey Pfund; selbst nach verlohrnen Schlachten und nach zerstörten Magazinen, wurde sein Brodsack nie ganz leer. Das Gemüse kam immer durch veranstaltete Zufuhr aus Städten und Dörfern ins Preußische Lager, und durfte nicht übertheuert werden. Die richtige Zahlung und die gute Mannszucht munterten die Verkäufer auf, solche Märkte zu besuchen. Ueberdem gab der König einem jeden Soldaten wöchentlich ein Pfund Fleisch. Die Regimenter kauften daher ganze Triften von Hornvieh, die nicht ohne die größte Nothwendigkeit vom Lager weit entfernt werden durften.

Dieses Fleischgeschenk, obgleich an sich unbedeutend, zog eine Menge Ueberläufer zu den Preußischen Fahnen. Die den Menschen angebohrne Freyheit, sieht selbst bey rohen Kriegern mitten in der Sklaverey einen mindern Zwang für ein beneidenswerthes Loos an. Die gemeinen Soldaten bey den Oesterreichern waren gezwungen, den größten *) Theil ihres geringen Soldes zur Feldhaushaltung herzugeben. Der Corporal nahm das Geld, und fütterte seine Mannschaft nach Gutdünken; nur den Ueberrest des Soldes bekam der Soldat in die Hände. Von diesem Zwange wußten die Preußen nichts. Man munterte sie durch Worte zu einer geselligen Haushaltung auf; das Commißfleisch und der gemeinschaftliche Zeltkessel thaten sodann das Uebrige. Viele Ueberläufer gestanden freymüthig, daß dieses sie zur Desertion bewogen habe.

Die Preußischen Ochsenhüter selbst waren Soldaten, die auf dem Lande zu diesem Geschäfte gewöhnt, den Prügel in die Hand nahmen und die Muskete übern Rücken warfen. Als Eingebohrne war man für Desertion sicher, und ihre Waffen waren hinreichend, herumschwärmende Husaren abzuhalten. Diese Menschenöconomie erstreckte sich

*) Herr von Archenholz stellt dies als Preußischer Soldat so vor, dem die Einrichtung bey seinem Heere die beste scheinen mußte. Die Oesterreichische hatte den großen Vortheil aber doch, daß der Soldat gezwungen war, täglich sein warmes, und wohl zubereitetes Mittagsmahl essen zu müssen, welches ein wichtiger Umstand für die Erhaltung der Gesundheit eines Heeres ist, welches aus vielen Leuten besteht, die sich ohne einen solchen Zwang an eine solche Ordnung nicht gewöhnen würden. Ueberdem gab der Soldat auch nicht den größten Theil seines Soldes dem, der das Essen besorgen mußte, sondern gewöhnlich nicht ganz die Hälfte von dem täglichen Solde.

sich bey den Preußen über alles; sie verringerte den Troß und die Bedürfnisse, beförderte die Ordnung, und erfüllte bey allen Operationen den Zweck vollkommener. Jede Compagnie hatte ihren Schuster, ihren Schneider, die von dem gewöhnlichen Dienst befreyet waren, und in Kriegsquartieren sowohl als in Lägern für ihre Cameraden arbeiteten. Viele Compagnien hatten ihren eigenen Fleischer, der Vieh einkaufte, schlachtete, und für einen billigen Preis verkaufte; andre Soldaten waren Marketender. Die Infanterie hatte ihre Zimmerleute und Büchsenmacher; die Cavallerie ihre Schmiede und Sattler; die Artillerie ihre Wagenmacher. Alle waren Soldaten. Jeder Officier hatte einen Bedienten, der ein Soldat war, königliche Montirung trug, und keine andere Dienste als mit seinem Herrn that. Bey jeder Compagnie befand sich ein Unterofficier, der den Titel Capitain d'armes führte, und sowohl für Gewehr als Montirungsstücke sorgen mußte; desgleichen ein Fourier, der für Proviant und Fourage sorgte, und das Lager abstach. Der Fourier hatte bey dieser letztern Arbeit zwey Gehülfen, die Fourierschützen genannt wurden, und auch Soldaten waren. Man rief sie auf dem Marsch vor, wenn der Lagerplatz gewählt war; oft auch machten sie eine Art von Avantgarde. Als Soldaten brauchten sie keine Bedeckung, sondern sie giengen vielmehr selbst auf den Feind los, wenn er ihr Lagerabmessen hindern wollte. Bey den Oesterreichischen Armeen war diese Kriegsdconomie nicht Sitte. Unter andern waren die Fourier bürgerliche Personen, deren Begriffe, Grundsätze und Handlungen, oft der Denkungsart und dem Interesse der Soldaten ganz entgegengesetzt waren, und von Subordination wenig wußten. Hieraus entstanden häufige Streitigkeiten und Unordnungen, von denen sich bey den Preußen keine Spur äußerte. Alles war in ihren Lägern Soldat, und alles arbeitete folglich einstimmig an

einem

einem gemeinschaftlichen Zweck. Der militärische Handwerksmann, der in Winterquartieren, auf Postirungen und in Feldlägern, von Wachten und Commando's befreyt, ruhig sein Gewerbe trieb, mußte jedoch zum Gewehre greifen, sobald es Marsch hieß, oder der Feind sich zeigte. Keine Geschicklichkeit, keine Arbeitsamkeit, kein Kunstfleiß, keine Gunst der Befehlshaber schützten ihn gegen Schlachten und Belagerungen. Er mußte in sein Glied treten, und mit seinen Mitsoldaten die Gefahr theilen, sobald sich diese im Prospect zeigte; es mochte auf dem Kampfplatz, oder in den Laufgräben, oder bey einem Sturm seyn.

Rindfleisch ist bey Armeen das gewöhnlichste Fleisch. Selten werden Schöpse zum Behuf der Armeen geschlachtet, die auch nur eine kurze Zeit des Jahres hindurch eßbar und leicht zu haben sind. Das Fleisch von Schweinen hält man für ungesund, und bedient sich desselben zur Kost für die Soldaten fast gar nicht. Das Vieh wird der Armee gewöhnlich durch Entrepreneurs zugeführt. Zuweilen lebt man auch in Hinsicht auf die Fleischnahrung von den Lieferungen des Landes, in dem man steht.

Die Einrichtung, durch welche es dahin gebracht werden kann, daß der Soldat alle Tage, oder wenigstens die meisten Tage sein frisches Fleisch hat, hat vor der, wenn der Soldat das Fleisch wöchentlich ausgetheilt bekommt, offenbare Vorzüge. Im erstern Fall kann sich der Soldat immer durch das Fleisch und die Fleischbrühe eine gute und schmackhafte Nahrung bereiten: im letztern hat er diesen Vortheil wöchentlich nur ein, oder zweymal, und selten reicht seine Casse hin, um sich Fleisch, welches dann gewöhnlich in ziemlich hohem Preis im Lager steht, kaufen zu können.

Geräuchertes und gesalzenes Fleisch gehört zu den gewöhnlichen Artikeln, mit denen eine Armee verproviantirt

tirt wird, nicht. Doch gab es in unsern Zeiten noch Fälle, wo eine Armee von Vorräthen dieser Art leben mußte. Da England die, wie die Folgezeit lehrte, fruchtlose Bemühung unternahm, Amerika wieder unter seine Bothmäßigkeit zu bringen, mußten die Englischen und die Deutschen Hülfstruppen der Engländer in diesem großen, glücklichen, fruchtbaren und an Vieh reichen Lande gewöhnlich von den Vorräthen leben, die sie mitgebracht hatten, oder ihnen aus England nachgeschickt wurden, ihre Fleischspeisen konnten also keine andern, als von eingesalzenem Fleische seyn. Diese Speisen schienen den Truppen bey den langen, mühsamen Feldzügen und oft weiten Märschen in diesem Lande nicht zu schaden; aber keine Nation ist vielleicht auch beym Einsalzen des Fleisches sorgfältiger, als die Englische, die das Fleisch auch für die längsten Seereisen zu pökeln und gut zu erhalten weiß.

Für Festungen ist dagegen gesalzenes Fleisch ein wichtiger Artikel der Proviantirung. Es ist unmöglich, in einem so beschränkten Raum das Vieh, welches zum schlachten bestimmt ist, zu erhalten und zu ernähren, und daher muß das Fleisch in den Proviantkammern aufbewahret werden. Wenn die Vorräthe davon alt sind, oder auch wenn gar nicht mit frischem Fleische abgewechselt werden kann, so vermehrt diese Kost sowohl, als der Mangel aller frischen vegetabilischen, die Kränklichkeit der Besatzung, und trägt mit bey, daß die Belagerungen für die Besatzung verheerender werden.

In Frankreich, England und Holland bereitet man für lange Seereisen, und auch für die Bedürfnisse der Armeen im Felde, doch gewöhnlich nur für die Bedürfnisse der Seeleute, die Suppentäfelein (tablettes de jus). Eine große Quantität Fleisch wird mit Wasser lange gekocht, so daß sich aller, oder der meiste Nahrungsstoff aus

dem

dem Fleische heraus und in die Brühe zieht. Die Brühe wird dann bis auf eine gewisse Consistenz eingesotten, und getrocknet. Monro giebt folgende Vorschrift, solche Suppentafeln zu bereiten: Nehmet ein Ochsenviertel, ein ganzes Kalb, zwey Schöpse, zwey Dutzend alte Hühner oder Hähne, oder ein Dutzend alte Truthähne; reiniget und brühet alles mit warmen Wasser ab; thut es in einem Kessel, schüttet auch noch die Abkochung von funfzehn oder zwanzig Pfund geraspelten Hirschhorn und vier Eymer voll Wasser hinzu. Deckt den Deckel darauf, und macht ihn recht fest zu, indem ihr etwas schweres darauf legt, und die Ränder mit Kleister verschmieret. Kochet diese Mischung sechs Stunden lang an einem gelinden Feuer, bis das Fleisch von den Knochen abgehet. Nehmet alsdenn das Fleisch heraus; werfet die großen Knochen weg, zerhackt das Fleisch, und legt es unter eine Presse, die eiserne Platten hat, welche warm gemacht sind. Schraubt die Presse zu und thut den ausgepreßten Saft wieder in den Kessel, seiget alles durch ein Haarsieb; laßt es kalt werden; alsdenn schöpfet das Fett ab; thut Salz, Pfeffer, Würznelken, Lorbeerblätter oder eine andere Würze hinzu, kochet diese Brühe und rühret sie so lange herum, bis sie, wenn man sie auf einem Teller gießt, und sie erkaltet, eine dicke, braune und feiste Gallerte wird. Nehmet den Kessel vom Feuer, und wenn die Brühe halb erkaltet ist, so gießt sie in Gefäße, die eine große Oberfläche haben, und wenigstens drey Zoll tief sind. Wenn diese Gallerte erkaltet ist, so lasse man sie in einem mäßig warmen Backofen, oder an einem andern warmen Ort, trocknen. Sind diese Täfelchen so hart worden, als starker Leim, lassen sich aber noch mit den Händen zerbrechen, so zerbreche man sie in Stücke, so groß man sie haben will, und hebe sie in gut verwahrten Schachteln an einem kühlen und trocknen Ort auf. Eine Unze von diesen Täfelchen in einer halben Pinte

Wasser

Wasser zerlassen, giebt eine dünne Fleischbrühe, anderthalb Unzen eine mittelmäßig starke, zwo Unzen aber eine gute dicke und sehr nahrhafte Brühe.

Man kann diesen Täfelchen noch einen angenehmen Geschmack, und auch eine Kraft geben, für gewissen Krankheiten zu verwahren, wenn man mit dem Fleische noch Steckrüben, Zwiebeln, Lattich, Möhren, Sellery, Körbel und dergleichen kochet.

Wenn diese Tafeln gehörig bereitet werden, und besonders wenn verhütet wird, daß sie bey dem Trocknen nicht zu faulen anfangen, auch wenn sie immer an einem trocknen Ort verwahrt und gegen Schimmel und Moder geschützt werden, so sind sie unstreitig ein Nahrungsmittel, welches sehr viele Vortheile in sich vereinigt. Sie sind leicht zu transportiren, und geben eine gute, nahrhafte Suppe, die sehr schnell fertig ist. Bey langen Märschen beschwert ein kleiner Vorrath von solchen Tafeln den Brodsack des Soldaten nicht, und er kann sich durch sie sehr bald und sehr leicht eine nährende und ihm neue Kraft gebende Suppe bereiten. Bey langen Seereisen sind sie ein wichtiger Gegenstand der Verproviantirung der Schiffe. Sie würden auch bey langwierigen Belagerungen, in Fällen, wo frisches Fleisch der Besatzung durchaus mangelt, von sehr großem Nutzen seyn, werden aber, weil zu ihrer Bereitung im Großen eine sehr große Menge von Fleisch erfordert wird, wenigstens bey Deutschen Armeen, und als ein Theil der Nahrung des gemeinen Soldaten, nie allgemein werden können.

Auf Hülsenfrüchte und Mehlspeisen bleibt die Nahrung des gemeinen Soldaten gewöhnlich eingeschränkt, und der Fall ist immer selten, wo er andere Zukost haben kann. Zuweilen ist sogar Mangel an Hülsenfrüchten und Mehl, und der Soldat hat außer seinem Commißbrod keine ande-

re Nahrung. Der Feldherr muß sich indessen bemühen, zu verhüten, daß dieser Fall nicht oft eintrete, indem bey starker Anstrengung des Körpers die Gesundheit bey Brod und Wasser wenigstens nicht lange bestehen kann. Hülsenfrüchte und Mehl erhält der Soldat entweder von den Vorräthen, die für die Armee angesammlet worden waren, oder es sind Leute im Lager, von denen er sich diese Bedürfnisse einkauft. Der erstere Weg, sich mit diesen Speisen zu versehen, wird immer für den Soldaten vortheilhafter seyn, als der letztere. Der Soldat weiß sicher, wo er diese Bedürfnisse herzuholen hat, er wird, bey gehöriger Besorgung derselben, nicht übertheuert, ihre Güte hängt nur von den Kenntnissen, der Aufsicht und der Redlichkeit der Personen ab, welche bey dem Verpflegungsgeschäft angestellt sind. Wenn er dagegen sich diese Bedürfnisse von solchen Leuten anschaffen muß, die der Armee nachziehen und mit dergleichen Waaren handeln, so steht er theils immer in Gefahr, sie über ihren Werth bezahlen zu müssen, theils wird er oft mit schlechten, verdorbenen, oder wohl gar verfälschten, also seiner Gesundheit höchst nachtheiligen Nahrungsmitteln dieser Art versehen. Es ist auch von Wichtigkeit, daß Vorräthe von verschiedenen Arten der mehlartigen und Hülsenfrüchte vorhanden sind, Reis, abgehülste Gerstengrütze und dergleichen, damit der Soldat nach seinem Belieben auch mit Speisen dieser Art abwechseln könne. Die Natur des Menschen liebt überhaupt in der Nahrung den Wechsel, und je mehr darauf gesehen wird, daß dieser Statt finden kann, desto sicherer wird die Gesundheit der Soldaten erhalten werden.

Es muß auch dahin gesehen werden, daß nothwendige Vorräthe von Butter, Schmalz, von Salz und den gewöhnlichsten Gewürzen bey einer Armee im Lager zu haben sind. Da die Butter allemal leicht ranzig, und in

eben dem Maaß, der Gesundheit schädlich wird, als sie verdorben ist; so ist es sicherer, wenn nur ausgeschmelzte Butter, die der Verderbniß weniger unterworfen ist, bey einer Armee geduldet wird. Auch der aus dem Netz und den Lenden fetter Rinder ausgeschmelzte Talg, verdirbt so leicht nicht, und kann zur Schmelzung der Speisen angewendet werden. Das Fett von Schweinen ist der Verderbniß sehr unterworfen, und daher weniger bey Armeen im Felde im Sommer anwendbar. Des Oels, dessen sich das Volk in südlichen Ländern zu den Speisen allgemein bedient, bedient man sich in gemäßigten Klimaten, wo kein Oelbau ist, weniger. Das Oel aber, welches von den Marketendern zum Verkauf mitgeführt wird, sollte rein, und nicht ranzig seyn.

Die Soldaten sollten auf die Nachtheile der zu fetten, und mit verdorbenen Fett geschmelzten Speisen, aufmerksam gemacht werden, damit sie nicht selbst ihre Gesundheit muthwillig verderben. Auf Schiffen und in Festungen, wird den Matrosen und Soldaten täglich oder wöchentlich eine bestimmte Quantität von Fett ausgetheilt, und dadurch verhütet, daß der Mager nicht mit zu vielem Fette überladen, und die Verdauung geschwächt werde.

Bey einigen Armeen steht es dem Soldaten frey, sich seine Nahrung zu wählen, wie er mag, und sie zu bereiten, wie er mag. Die Vorgesetzten sorgen nur durch Zureden, und im Fall Ausschweifungen entstehen, durch Bestrafungen, daß der Soldat seinen Sold nicht versplittere, und ermuntern ihn, daß er sich mit mehrern zur gemeinschaftlichen Kost verbinde. Dieses schmeichelt dem Freyheitssinn, der in jedem Menschen liegt, und da aller Zwang sowohl in Hinsicht auf Auswahl der Speisen, als in Hinsicht auf die Wahl des Speisegesellschafters wegfällt, da ferner bey dieser Einrichtung der Soldat von keinem Cam-

merad-

meradschaftscommendanten betrogen werden kann, so befindet sich der ordentliche und für seine Bedürfnisse gehörig sorgende Soldat bey einer solchen Einrichtung besser, weil er Herr über seinen Sold bleibt und ihn zur Nahrung verwenden kann, wie er entweder allein, oder mit denen er in Verbindung gemeinschaftlich zu speisen, getreten ist, nur immer will. Man ermunterte bey der Preußischen Armee den gemeinen Soldaten zur Menage, das heißt, zur gemeinschaftlichen Anschaffung und Verzehrung der Nahrung, aber man zwang ihn nicht dazu, und diese Art den Soldaten zu behandeln, hatte Vortheile selbst für den Zuwachs des Preußischen Heeres.

Bey andern Armeen ist die Einrichtung anders. Eine Gesellschaft von fünf bis acht Soldaten von einer Compagnie müssen zusammentreten, um sich die Speisen gemeinschaftlich anzuschaffen und zu verzehren. An jedem Löhnungstage erhält einer aus dieser Gesellschaft von den übrigen einen verhältnißmäßigen Beytrag von Geld zur Anschaffung des Fleisches sowohl, als der Zukost. Dieser Gesellschaftscommendant ordnet täglich an, wie viel Fleisch von dem zusammengeschoßnen Gelde gekauft werden soll. Die Wahl der Zukost, die auch von dem zusammengelegten Gelde bestritten wird, steht gewöhnlich der Gesellschaft frey. Diese Vorräthe werden nun gekocht, und von den Theilnehmern gemeinschaftlich gegessen.

Wenn man mit der Denkungs- und Lebensart des gemeinen Soldaten im Felde nur einigermaßen bekannt ist, so findet man wirklich mehrere Gründe, die für eine Einrichtung, wie die zuletzt beschriebene ist, sprechen. Der Soldat bleibt bey dieser Einrichtung immer gesichert, daß er seine Mittagsmahlzeit hat, und der Lüderliche und dem Trunke oder andern Ausschweifungen, auf die er seinen Sold verwendet, ergebene Soldat, wird durch diesen

Zwang

Zwang wenigstens dahin gebracht, daß er jeden Mittag in Gesellschaft seiner Cameraden essen und sich sättigen muß. In diesem Betracht muß diese Einrichtung auch beytragen, die Gesundheit der Soldaten zu erhalten, weil durch sie im Essen eine Ordnung gehalten wird, ohne welche die Gesundheit der Menschen nicht bestehen kann.

Aber selbst der Soldat, bey dessen Dienst so vieles herrscht, was ohne Zwang nicht ausgeführt werden kann, hasset den Zwang: er will mit seinem Solde machen können, was er will, und von diesem Gelde unumschränkter Herr seyn. Die Einrichtung, die der Cameradschafts-commendant mit der Auswahl der Speisen trifft, gefällt ihm nicht allemal, und zuweilen hat er wohl gar, es ist gleich viel, ob gegründeten oder ungegründeten Verdacht, daß der, dem er das Geld für die Kost auf gewisse Tage hat geben müssen, dasselbe nicht richtig verwendet habe. Dieses veranlaßt Uneinigkeit und Mißvergnügen unter den Soldaten, welches verhütet wird, wenn die Vorgesetzten zwar darauf sehen, daß unter ihren Untergebnen Speisegesellschaften zusammentreten, sie aber nicht dazu zwingen, und ihnen frey lassen, zu ihren Speisegesellschaftern zu wählen, wen und wie viele sie wollen. Der geringe Sold eines Soldaten macht es ohnedem nothwendig, daß er bey Anschaffung der Speisen mit andern zusammentrit, indem er für das wenige Geld, welches er täglich auf das Mittagsmahl verwenden kann, das zuweilen gar nicht kaufen kann, was er in Gesellschaft mit andern bequem kauft.

Eine gewisse Ordnung beym Essen und der Bereitung desselben ist nothwendig. Die Feldkessel sind von Kupfer, und inwendig verzinnt. Wenn das Zinn abgegangen ist, so müssen sie nothwendig frisch wieder verzinnt werden. Man hat überhaupt gegen die kupfernen Feldkessel manches,

und mit Grunde erinnert, und es wäre besser, wenn man ein der Gesundheit weniger schädliches Metall zu diesem Endzwecke anwenden könnte, welches aber sich auch so dünn treiben lassen, so leicht und dabey so fest und haltbar seyn müßte, als das Kupfer. Eiserne Geschirre werden diese Eigenschaften nie zusammen in sich vereinigen, und wenn das Kupfer mit reinem Zinn gehörig dick überzogen, und der Ueberzug mit einem neuen ersetzt wird, wenn der alte abgenutzt ist, so wird kein erheblicher Nachtheil von den kupfernen Küchengeschirr zu befürchten seyn.

Selbst über das Kochen der Speisen sollte wenigstens einige Aufsicht seyn. Im Sommer, dem Zeitpunkt der Feldzüge, besonders gegen Anfang des Herbstes hin, ist die allgemeine Constitution der Soldaten bey jeder Armee Schwäche der Verdauungswerkzeuge, Schärfe der Verdauungssäfte, oder wenigstens Anlage zur Schärfe derselben, Atonie der festen Theile, in vielen Fällen Erschlaffung derselben, davon abhangende Anlage zu fäulichten sowohl hitzigen als langwierigen, und nachlassenden Fieberkrankheiten, und leichte Zurücktreibung der Ausdünstungsmaterie und Versetzung derselben auf andere, innere Theile, besonders auf den Darmcanal und die andern Eingeweide des Unterleibes. Damit nun der größte Theil dieser disponirenden Ursachen nicht in Thätigkeit durch hinzukommende gelegentliche Ursachen gesetzt werde, ist es nothwendig, daß die genaueste Aufsicht über die Nahrungsmittel des Soldaten, und die Zubereitung derselben zum Bedürfniß desselben gehalten werde, die in folgenden besteht:

1. Die Vorräthe in den Magazinen müssen von der besten Güte seyn. Das Mehl für die Menschen, das Stroh für die Menschen muß trocken, unangegangen, unverfälscht und rein seyn. Da der Dienst des Reuters und selbst des Fußgängers unendlich beschwerlicher wird, wenn

wenn viele kranke Pferde und anderes Zugvieh im Lager sind, und da die Ausdünstungen von der Fäulniß verreckter Thiere ebenfalls der Gesundheit der Menschen vielen Schaden bringen können, so ist es auch von großer Wichtigkeit, daß die Vorräthe für die Pferde auch von der besten Güte sind. Ich weiß wohl, daß Magazine in Kriegszeiten fast nicht anders zusammen gebracht werden können, als durch Unternehmer, die den Einkauf besorgen, die Naturalien an das Magazin abliefern, und sie dann bezahlt erhalten: ich weiß aber auch, daß bey einer solchen Einrichtung Unterschleif, Verfälschung und schlechte Beschaffenheit der Naturalien zu verhüten fast unmöglich ist. Besser ist es immer, wenn die Verpflegungscommission selbst durch Abgeordnete den Einkauf besorgen läßt, oder, noch besser, wenn Personen, die bey der Verpflegung einer Armee angestellt sind, durchaus ehrliche, unbestechbare, uneigennützige, thätige Männer sind, denen das Wohl des Staats, dem sie dienen, und welches in Kriegszeiten sehr oft ganz von dem guten Zustande der Armeen abhängt, wahrhaft am Herzen liegt.

2. Man habe die sorgfältigste Aufsicht auf gutes, von gutem Mehl bereitetes, mit keinem Beysatz verfälschtes, wohl ausgebackenes, und gesundes Brod. Man bedenke, daß das Brod allein oft mehrere Tage lang die Nahrung des Soldaten ausmachen muß, und daß nichts den Körper mehr verderbt, und die Kräfte mehr mindert, als schlechtes Brod. Die Einrichtung der Feldbäckerey muß daher die möglichst vollkommenste seyn. Die genaueste Aufsicht bey derselben darf nicht mangeln: und da gedungene Menschen, besonders vom Handwerksstande, sich selten durch eine andere Triebfeder leiten lassen können, als durch den Eigennutz, und da die

Furcht vor Bestrafung den Menschen in vielen Fällen noch am sichersten abhält, nachlässig zu seyn, oder böses zu thun, so gebe man solchen bey der Bäckerey angestellten Personen, die ihre Pflicht als ehrliche und treue Männer thun, allenfalls außerordentliche Belohnungen, oder zeichne sie aus, die lässigen aber bestrafe man mit Nachdruck.

3. Nothwendig ist es auch, daß der Soldat sich nicht mit neugebackenem Brode überlade. Wo es daher nur die Umstände zulassen, gebe man dem Soldaten das Brod nicht neugebacken, sondern wenn es wenigstens einen Tag gebacken ist. Man hat die schlimmsten Folgen gesehen, wenn sich Soldaten und andere Menschen mit neugebackenem, innwendig sehr nassem Commißbrod überladen. Wenn der Soldat blos auf das Brod eingeschränkt ist, wie zuweilen bey Feldzügen der Fall ist, so ist eine solche Ueberladung desto schlimmer. Fehler dieser Art kann auch die pünktlichste Aufsicht nicht verhüten; sie werden aber verhütet wenn das Brod gut ausgebacken, überhaupt von guter Beschaffenheit ist, und nicht neugebacken vertheilt wird.

4. Wenn man nun ein Heer von 60,000 Mann annimmt, so kann man wohl denken, daß dieses eine Menge von Bedürfnissen haben muß, für deren wenigste auch das am sorgfältigsten angelegte Magazin gehörig sorgen kann. Gewöhnlich sind die Heere, welche in unsern Zeiten agiren, noch stärker, die Bedürfnisse derselben sind also im Verhältniß größer. Aber nicht blos das Heer der einen Parthey kommt hier in Betracht. Einem Heere von 100,000 Mann steht ein nicht viel schwächeres, oft ein stärkeres, in einem kleinen Bezirk entgegen. Man denke nur an die Stellungen des Königs im siebenjährigen Kriege, in Sachsen und in

Schle-

Schlesien. Die Oesterreicher, die Russen, die Reichstruppen und die Preußen, stunden zuweilen in einem Lande, und in mäßiger Entfernung. Man denke an die Massen von Menschen, die jetzt in den Niederlanden von Oesterreichischer, Englischer, Holländischer, Hannöverischer und Französischer Seite zusammengehäuft sind, an die Bedürfnisse, die so große Armeen haben müssen, und die ihnen insgesammt durch Zufuhren der Lieferanten und Marketender verschafft werden müssen. Eine große Armee ist und bleibt daher immer für sehr viele, die sie mit Bedürfnissen versehen, ein Gegenstand der Gewinnsucht, und gewöhnlich werden Armeen mit den meisten Artikeln, die sie brauchen, schlecht versehen, ob sie schon in hohem Preise sind. Sind es Artikel, die für den Genuß des Soldaten bestimmt und als Nahrungsmittel desselben anzusehen sind, so müssen diese alle unter der genauesten Aufsicht gehalten werden, theils damit der Soldat nicht mit schlechter, ungesunder Waare versehen, theils auch, damit er nicht übertheuert werde. Dem Feldherrn muß daran liegen, daß seine Armee mit allem reichlich versehen sey: dem, der die Bedürfnisse zuführt, liegt daran, daß er sie bald, und um ein gutes Geld absetze. Je wohlfeiler er einkauft, und je theurer er verkauft, desto größer ist sein Vortheil, desto schlechter ist aber auch gewöhnlich die Waare. Die Aufsicht über die Zufuhren aller Art bey einer Armee ist daher ein Gegenstand von großer Wichtigkeit, um zu bewirken, daß die Armee mit guten Waaren, um einen billigen Preis versehen werde. Genaue Aufsicht auf Güte der zum Verkauf ausstehenden Victualien, Verbietung alles Verkaufes von Victualien, ohne Erlaubnißschein, die eben durch die genaue Aufsicht nothwendig gemacht wird, sind noch die besten Mittel, diesen Zweck zu erlangen. Man hat bey einigen Armeen auch Preiße

bestim-

bestimmen, und die Verkäufer nicht über diese verkaufen lassen wollen; aber solche Einrichtungen passen nur, wo an Zufuhren ein Ueberfluß, und auch bey solchen Einschränkungen kein Mangel zu befürchten ist. Es ist eine ewige Wahrheit, die manche Völker mit großem Schaden gelernt haben, daß die Preiße der Dinge nicht durch Verordnungen der Obern, sondern durch die Concurrenz bestimmt werden. Man sorge immer für hinlänglichen Vorrath eines Artikels, und nie wird er theuer werden. Er wird dagegen übermäßig theuer wenn durch obrigkeitliche Bestimmung des Preißes der Verkäufer gleichsam nicht, mehr Herr über sein Gut bleibt. Diese Bemerkungen sind bey Armeen, wo man durch Verordnungen, Machtsprüche und Zwang alles auszurichten wähnt, und die militärische Disciplin oft zum Nachtheil für das Ganze zu weit ausdehnt, von großer Wichtigkeit.

5. Eine genaue Aufsicht ist bey Armeen, außer der über das Brod, auch über das Fleisch nothwendig. Das Fleisch ist eine vorzügliche Nahrung der Soldaten, und so viel die Schriftsteller, mehr aus theoretischen Gründen, als aus Erfahrung, auch wider dasselbe gesagt haben, und so oft sie es als eine ungesunde Nahrung des Soldaten ausgegeben haben, so ist es doch unter bestimmten Verhältnissen nicht allein nicht ungesund, sondern auch dem daran gewöhnten Deutschen, besonders dem Oesterreichischen Soldaten unentbehrlich. Es kann auch, als derjenige Nahrungsstoff, der die meiste, im Allgemeinen am leichtesten verdauliche Nahrung giebt, nie schaden, wenn es nur nicht im Uebermaaß, und lange als die einzige Nahrung, genossen wird, in welchem Fall es, wie jede andere Ueberladung, schlimme Folgen für die Gesundheit haben muß. Zum Glück kommt aber der Soldat nicht oft in die Lage, daß er

sich anhaltend mit Fleische überladet, und wenn er ja das Glück hat, in eine solche Lage zu kommen, so ist sie gewöhnlich vorübergehend. Aber das Fleisch, welches der Soldat sich kaufen soll, oder welches er erhält, muß von guter Beschaffenheit seyn. Es muß von gesunden Thieren seyn, und dies ist oft der Fall nicht, weil man bey der Armee auch Fleisch von ungesunden Thieren zu verkaufen hoffen kann, und weil zu großen Armeen das Vieh oft aus den entlegensten Gegenden hingetrieben wird. Wird nun ein solches abgetriebenes Vieh sogleich geschlachtet, ehe es wieder durch die Ruhe in einen gesunden Zustand gekommen ist; so kann das Fleisch desselben nicht gesund seyn. Es ist daher von erster Wichtigkeit, daß bey Armeen kein Fleisch verkäuflich sey, als solches, welches von gesunden Vieh herkommt. Es muß also das Vieh lebendig zum Lager geführt, da besichtiget, und nach der Besichtigung erst geschlachtet und zum Verkauf ausgestellt werden. Eben dieses muß auch geschehen, wo der Staat dem Soldaten wöchentlich seine Portion vom Fleische giebt. Kein Vieh, welches weit hergetrieben worden ist, darf sogleich geschlachtet werden. Es muß erst ruhen, und von der Krankheit, in welche es das weite Treiben, das Hetzen mit Hunden, u. s. w. versetzte, befreyet werden, ehe es geschlachtet wird. Auch Fleisch von zu magerm Vieh sollte nicht geduldet werden, weil sehr mageres Vieh gewöhnlich sehr ungesund ist, und der Soldat bey seinem sparsamen Sold hintergangen wird, wenn er für sein theures Geld in die Verlegenheit versetzt wird, Knochen kaufen zu müssen.

6. Eine Armee zieht im Sommer zu Felde. Sie hat auf den Zügen und im Lager keine kühlen Orte, wo das Fleisch gegen die Fäulniß, die im Sommer so leicht erfolgt, geschützt werden kann. Das geschlachtete, und nicht

bald

nicht bald zu den Bedürfnissen der Soldaten verwendete Fleisch, geräth daher leicht in Fäulniß, und wird eine höchst schädliche Nahrung. Es darf daher im Sommer nie mehr geschlachtet werden, als das Regiment, von denen jedes seine Quantität Vieh bekommt, bedarf. Was bis höchstens über den zweyten Tag aufgehoben wird, darf nicht an die Soldaten abgegeben werden, es müßte denn noch völlig frisch seyn. Man fehlt in diesem Stücke öfter, als man glaubt. Zuweilen muß eine Armee aufbrechen, ehe das geschlachtete Fleisch ausgehackt und verkauft werden kann. Man führt das Fleisch mit fort, und wenn der Marsch so ist, daß der Armee nicht die Zeit bald gewährt werden kann, zu kochen, so verdirbt das Fleisch. In diesem, und in jedem andern Fall, wo das Fleisch verdorben ist, sollte lieber der Staat den Schaden tragen, und das Fleisch, das unbrauchbar geworden ist, eingraben, als zugeben, daß der Soldat sich von faulgewordenem Fleische nähre. Rindfleisch ist übrigens das gewöhnliche, was Soldaten haben können, und dieses Fleisch hat auch sicherlich manche Vortheile vor allen andern Arten. Schweinefleisch wird bey Armeen nur sehr selten oder nie geduldet. Ich wundere mich, daß man das Fleisch von Schöpsen bey Armeen, so wenig und selten braucht. Diese Thiere haben ein gesundes Fleisch, sie finden im Sommer überall Nahrung, und können daher den Armeen leicht zugetrieben werden. Das Fleisch von zarten Thieren, von Federvieh, überhaupt alle andere Fleischarten außer dem Rindfleisch, kommen hier nicht in Betracht. Die feinern Fleischarten können ihrer Natur nach im Felde nicht für den Tisch des gemeinen Soldaten bestimmt seyn.

7. Der guten Ordnung wegen, die in jeder menschlichen Gesellschaft, und vorzüglich bey einer großen Armee herr-

herrschen muß, ist auch genaue Aufsicht über manche zufällige Umstände beym Essen nothwendig. Das Essen muß von der Compagnie an einem Orte gekocht werden, wo das Feuer und der Rauch keinen Schaden thun können, und der von den Zelten des Regiments nicht zu weit entfernt ist. Man wählt gewöhnlich die Plätze vor, zuweilen auch hinter der Fronte. Die Zeit zum Essen muß bestimmt seyn. Es ist gewöhnlich die Mittagszeit. In Fällen, wo eine Armee schnell aufbrechen muß, kann eine solche genaue Bestimmung natürlicher Weise nicht immer Statt haben.

Das allergewöhnlichste Getränk eines Soldaten ist das Wasser, welches bekanntlich auch in unendlich vielen andern Rücksichten zu den unentbehrlichsten Bedürfnissen der Menschen gehört. Es muß daher bey jedem Zuge einer Armee, und bey Schlagung eines jeden Lagers, vorher wohl untersucht werden, ob die Gegend wasserreich sey, und ob das Wasser in derselben gut sey. Da schon im vorigen Kapitel ausführlich von diesem Bedürfniß eines Heeres, und der Art, es zu erhalten, geredet worden ist, so kann ich hier nur bey der Anwendung desselben zum Getränk der Soldaten stehen bleiben. Weil Wasser im Felde das gewöhnlichste Getränk der Soldaten ist, so ist es von äußerster Wichtigkeit, daß der Soldat gutes Trinkwasser habe, die Plätze, wo die Regimenter ihr Trinkwasser zu schöpfen haben, müssen also bestimmt, und das Holen des Trinkwassers muß, um Unordnung, Trübung desselben zu vermindern, nie ohne alle Aufsicht erlaubt seyn. Man untersagt gewöhnlich den Soldaten zu trinken, wenn sie nach starken Märschen, groben Arbeiten und allen heftigen Anstrengungen stark erhitzt sind, und nicht selten wird der Soldat empfindlich gestraft, weil er das Bedürfniß des Durstes so zur Unzeit befriedigen wollte. Laues Wasser ist in sol-

chen

chen Fällen immer dem kalten vorzuziehen, falls der Soldat nicht warten kann, bis sein Körper sich nach und nach abgekühlet hat und der Kreislauf seiner Säfte langsamer geworden ist. Man hat beobachtet, daß das reinste eiskalte Wasser, wenn es von sehr erhitzten Körpern genossen wurde, die Ruhr als gelegentliche Ursache erregt hat, und oft mag sowohl in der schlechten Beschaffenheit des Wassers, als in dem übermäßigen Genuß desselben, der den Darmcanal, wie jeder andre übermäßige Genuß, schwächt und erschlafft, eine Ursache mit gelegen haben, wegen deren die Ruhr bey einer Armee entstund, und sich über die Soldaten verbreitete.

Man hat das Wasser mit einigen Zusätzen zu verbessern und für die Gesundheit derjenigen, die es genießen, vortheilhafter zu machen gesucht. In heißen Klimaten verbessert man das Wasser mit etwas zugesetzten Rum, und man hat nicht gesehen, daß es in dieser Mischung der Gesundheit nachtheilig geworden wäre. Schlechtes Wasser ist überhaupt in heißen Klimaten der Gesundheit weit nachtheiliger als in kalten. Zwischen dem sechsten Junius und dem vierzehenten August verlohr der Graf von Cumberland 600 Mann von Tausenden, die auf Porto Ricco gelandet waren, weil das Wasser, welches die Soldaten hatten, salzig war. Die Mannschaft starb an Bauchflüssen und Ruhren. Port Louis auf Isle de France wurde etliche male durch die Ruhr fast ganz entvölkert, bis man endlich auf Verbesserung des Wassers daselbst dachte, und sowohl in Ostindien, als in Westindien, sind viele Städte, deren Einwohner beträchtlich leiden, weil man bey ihrer Erbauung nicht auf einen Ort sah, der gutes Wasser hat.

Moseley (on tropical diseases, pag. 55.), der auserdem den Genuß des Wassers in heißen Klimaten sehr empfiehlt, behauptet doch, daß der Genuß des Grogs, eines

eines aus Wasser und Rum bestehenden Getränks, den Einwohnern in Westindien, und den Soldaten in diesen Ländern nicht nachtheilig sey. Grog, sagt er, ist ein heilsames Getränk, und wenn er mäßig getrunken wird und von Rum nicht zu stark ist, so ist er vielleicht für Leute, die viel arbeiten müssen, das beste Getränk zur Löschung des Durstes, zur Verbesserung des Wassers und zur Beförderung der Ausdünstung. Aber wer seine Gesundheit wahrnehmen will, der sollte sich ja hüten, die Quantität des Rums nicht zu sehr zu erhöhen. — Die Soldaten sammeln ihren Antheil von Rum, bis sie so viel davon haben, daß sie sich damit überladen können. Tränken sie den Rum ordentlich, und mit Wasser wohl verdünnt, und nicht in größerer Menge, als täglich ihre Ration beträgt, so würden sie von diesem Getränk Nutzen haben. In Fällen, wo Deutsche Armeen schlechtes Wasser zu genießen haben, und doch dabey großen Anstrengungen unterworfen sind, würde es für die Gesundheit der Soldaten von Wichtigkeit seyn, wenn sie angehalten würden, zu jeder Quantität Wasser, von einem Maaß ungefehr vier bis sechs Eßlöffel voll Franzbrandtewein, oder einen andern Brandtewein, zu setzen. Ein solches Wasser erhitzt gar nicht. Der Magen verträgt es weit leichter; es ist weniger schädlich, wenn es auch kalt getrunken wird und der Körper erhitzt ist, es befördert und erhöhet die Thätigkeit des Darmcanals, verhütet also die Erzeugung aller Krankheiten dieses Organs, die von Schwäche und Erzeugung des Unraths herrühren, und hält die Ausdünstung aufrecht. Diese Wirkungen eines solchen Getränks sind gewiß für eine Armee im Felde, die in den heißen Zeiten des Sommers, oder in der nassen Jahreszeit im Herbst, große Strapazen auszustehen hat, und in Gefahr ist, in die Ruhr zu verfallen, von großer Wichtigkeit.

Ein anderes, wichtiges Getränk für die Soldaten im Felde ist die Posca der Römer, ein aus Wasser und Weinessig gemischtes Getränk, welches von den Römern als das beste und gesundeste Getränk für Soldaten angesehen wurde, dessen sie sich bedienten, sie mochten ihre Kriege in warmen, oder in kalten, oder in gemäßigten Klimaten führen, und welches in ihren Augen so wichtig war, daß Vegetius den Rath gab, man solle eine Armee nie an Essig Mangel leiden lassen. Der Essig besitzt, der Erhitzung und Fäulniß entgegene, erquickende, und die Ausdünstung befördernde Kräfte, und ist bekanntlich, in gehöriger Quantität mit Wasser verdünnt, eines der kühlendsten Getränke, welches wir nur immer haben. Er ist zugleich ein großer Verbesserer des schlechten, mit fäulichten Stoffen vermischten Wassers, und es wäre allerdings von Wichtigkeit, den Gebrauch desselben bey Armeen gemein zu machen. Der Marschall von Sachsen, der so viele trefliche Vorschläge gethan hat, um den Gesundheitszustand der Soldaten zu verbessern, schreibt einen Theil des großen Glückes, und die Siege, welche die Feldzüge der Römer bekrönten, diesem bey ihnen gewöhnlichen Getränk zu. Ein großer Theil der Deutschen Armeen, sagt er, starb bey ihrer Ankunft in Italien und Ungarn. So bald der Weinessig bey den Römischen Truppen fehlte, hatten sie das gleiche Schicksal.

Man hat schon im siebenjährigen Krieg, und in den nachherigen Kriegen, besonders aber bey den letzten Feldzügen der Oesterreicher in Ungarn wider die Türken, den Versuch gemacht, dieses Getränk bey den Armeen wieder einzuführen, und wenn es auch dem Zweck, eine Armee ganz gesund zu erhalten, nicht völlig entsprochen hat, so hat es doch gewiß bewirkt, daß gallicht-fäulichte Krankheiten nicht noch häufiger wurden.

Das

Das Bier hat für den Soldaten viele Vortheile. Es ist in Deutschland fast überall zu haben; der Deutsche Soldat ist größtentheils daran gewöhnt, und dieses geistige Getränk übersteigt wenigstens insgemein die Summe Geldes nicht, die der gemeine Soldat auf ein geistiges Getränk verwenden kann. Wenn das Bier rein und unverdorben ist; wenn es durch beygemischte Hefen nicht trüb gemacht ist; wenn es nicht sauer, oder durch andere Zusätze, die man ihm, um die Säure zu tilgen, gern beysetzt, verdorben ist; wenn es einen gehörigen Grad von Bitterkeit hat, so ist es ein Getränk, von dem man mit Grund behaupten kann, daß es dem Soldaten anständiger sey, als der Wein. Es ist weit nahrhafter, als dieser, und wenn es gehörig bitter ist, so erhält es die Stärke und Thätigkeit der Verdauungswerkzeuge, es verbessert die Wirkungen schlechter Speisen, widerstehet der Fäulniß, verbessert und hindert diejenigen Krankheiten, die von Erschlaffung, Fäulniß, und Unreinigkeiten in den ersten Wegen entstehen, ist der scorbutischen Auflösung der Säfte entgegen, und befördert die Ausdünstung. Ein großer Theil der Deutschen Soldaten ist an das Bier von Jugend auf gewöhnt, und kann dasselbe nur mit Mühe ganz entbehren.

So nützlich aber auch das Bier für die Gesundheit ist, so giebt es auch auf der andern Seite kaum ein Getränk, welches unter vielen Umständen der Gesundheit der Soldaten nicht sollte nachtheiliger werden können, als dieses. Wenn der Soldat häufige Gelegenheit und Neigung hat, sich im Bier zu überladen, so macht ihn dieses nicht allein zum Dienst untüchtig, sondern setzt ihn auch den Krankheiten aus, die von habituellen Ueberladungen mit geistigen und stark nährenden Stoffen zu entstehen pflegen. Selten aber kommt der gemeine Soldat in die Lage, daß er oft im Genuß des Bieres das Maaß überschreiten kann,

desto öfter aber kommt er in die Lage, daß er entweder solches Bier, dessen seine Natur nicht gewohnt ist, oder auch ungesundes, und ihn krank machendes Bier trinken muß.

Es ist bekannt, daß in Deutschland die mannigfaltigsten Arten von Bier gebrauet werden, daß zu manchen Arten äußerst leicht, zu andern äußerst stark geröstetes Malz genommen wird, daß das Bier in einigen Orten außerordentlich bitter und schwer, in andern dagegen kaum merklich bitter und leicht ist. Es ist ebenfalls bekannt, daß das Wasser, die besondere Eigenschaft des Hopfens nach der Beschaffenheit des Bodens, auf dem er gewachsen ist, zuweilen auf die besondere, oft zufällige Eigenschaft des Malzes (Gerste, die in ihrer Mischung betäubende Körner enthält, z. B. Trespe, Lulch u. s. w. giebt äußerst betäubende Biere) und die eigene Behandlung dieses Getränkes bey seiner Bereitung sowohl, als bey seiner Vergährung im Keller, dem Biere die verschiedensten Eigenschaften mittheilen, so daß man in den Gegenden Deutschlands, wo Bier häufig gebrauet wird, sicherlich alle sechs Stunden ein Bier von anderm Geschmack und andern Eigenschaften antrifft.

Wenn Biere von so verschiedener Beschaffenheit, und von so verschiedenen Eigenschaften von den Soldaten hinter einander, an einem Tage dieses, an dem andern jenes, getrunken werden müssen, so ist es sehr natürlich, daß Getränke von so verschiedener Eigenschaft der Gesundheit des Soldaten nachtheilig werden müssen, gesetzt, daß sie auch in ihrer Art gut sind. So erregen manche Biere bey Ungewohnten die heftigste Harnwinde. So erregt die Goslarsche Gose, nach dem bekannten Vers, den Durchfall, welche Wirkung leichtgedörrte, mit wenig Hopfen versehene, von Natur trübe Biere ohnedem gern haben.

Andere

Andere Biere erregen heftige Blähungen, sie füllen den Leib voll, und halten gleichsam den Urin zurück. Andere erregen eine heftige Hitze, Trockenheit im Halse und im Munde, und dadurch die Lust immer mehr zu trinken. Gesetzt nun, daß ein Soldat auf Märschen oder im Lager an diesem Tage dieses, am andern jenes Bier trinken muß, so entstehet oft eine völlig entgegene Wirkung des einen Bieres und des andern, und der Körper, in dem eine solche Veränderung, bald auf diese, bald auf jene Art bewirket wird, kann dies ohne Verletzung seiner Gesundheit nicht ertragen.

Aber nur selten ist das Bier, welches dem Soldaten auf seinen Zügen zu theil wird, von guter Beschaffenheit. Man weiß schon, daß der größte Theil der Deutschen Soldaten ohne Bier nicht wohl leben kann, man ist also versichert, daß diese Waare im Lager Käufer finden werde, falls sie auch nicht gut ist. Man bringt also verdorbene, oder verfälschte Biere in das Lager, und ist seiner Sache gewiß, daß auch solche Biere ihre Käufer finden werden.

Verdorbene Biere sind erstens, die, welche sehr trüb sind. Ein undurchsichtiges Bier zeigt immer an, daß viele grobe Stoffe ihm beygemischt sind, und daß die Gährung desselben unvollkommen gewesen ist. Diese trüben und hefigten Theile erregen aber, wenn sie mit dem Bier in Menge genossen werden, Blähungen, Leibschmerzen, Durchfälle, und dergleichen. Das Bier kann nicht anders, als mit seiner Hefe im Fasse weit verführt werden, falls es nicht abschmeckend und schaal werden soll. Die Marketenter zapfen oft die Fässer an, wenn sie kaum angekommen sind, und schenken sie bis fast auf den letzten Tropfen aus. Ein solches Bier hat die nemlichen Wirkungen, wie ein Bier, welches nicht vollkommen gegohren hat. Eben solche Wirkungen hat auch dasjenige Bier, welches zu bald,

nachdem es gebräuet worden, verzapfet wird, und gewöhnlich reicht, wo vieles Bier von Gästen, auf die man nicht gerechnet hatte, getrunken wird, der daseyende Vorrath nicht hin. Es muß also immer neues Bier, und oft in den heißesten Tagen des Sommers, zu den Bedürfnissen einer Armee, gebrauet werden, und ein solches Bier kann der Gesundheit nie heilsam seyn. Viele Biere sind auch sauer geworden, wenn sie den Soldaten zugeführet werden, und auch diese sind der Gesundheit nachtheilig.

Man verfälscht die Biere in doppelter Absicht. Entweder sucht man ihnen etwas zu benehmen, was ihren Geschmack unangenehm macht, besonders die Säure, oder man sucht ihnen etwas zuzusetzen, damit sie wohlschmeckender, oder auch berauschender und betäubender werden. Das erstere geschiehet entweder durch den Biere, welches sauer geworden, beygemischte thierische und schleimichte Substanzen, die, wo nicht schädlich, doch wenigstens ekelhaft und den Geschmack verderbend sind, oder durch alkalische Substanzen, durch welche man dem Biere die Säure zu benehmen, und sie in ein Mittelsalz zu verwandeln sucht. Man setzt zu diesem Endzweck dem Biere Kreide, Asche, gebrannte Kreide, oder auch Laugensalz bey, und giebt dadurch einem Getränk, welches, wie jedes Nahrungsmittel, keine hervorstechenden medicinischen Kräfte haben sollte, medicinische Kräfte, die den gesunden Körpern, von welchen ein solches Bier genossen wird, nicht nützlich seyn können. Man setzt auch dem sauren Biere einen frischen Zusatz von Hopfen bey, um durch die größere Bitterkeit, die man dem Biere giebt, seinen sauren Geschmack zu verbergen, und diese Verbesserung desselben möchte noch die unschädlichste seyn.

Die Zusätze, die man dem Biere giebt, bestehen entweder in bittern, gewürzhaften Substanzen, durch welche

man

man dies zu erhalten sucht, daß das Bier wohlschmeckender werde, oder in betäubenden Substanzen. Unter diese gehören das Sedum palustre, eine Pflanze, die dem Biere einen sehr bittern Geschmack, aber auch eine sehr betäubende Eigenschaft giebt, und andere betäubende Stoffe, die man entweder dem Biere bey dem Brauen, oder bey der Gährung zusetzt, oder von denen man auch die Gerste nicht gehörig reiniget, ehe man sie zum Bräuen verwendet. Andere setzen auch dem Biere Salz zu, damit es den Durst mehr reize.

Alle diese Verbesserungen und Verfälschungen des Bieres machen es nothwendig, daß auf diese Art der Nahrungsmittel in einem Lager die genaueste Aufsicht gehalten werde.

Armeen, die in dem nördlichen Theil von Europa und von Deutschland Kriege führen müssen, werden selten mit so vielen Wein zum Getränk versehen, daß man den Wein als ein allgemeines Getränk der Soldaten ansehen könnte. Er bleibt blos Getränk für die Officiere und solche, die so viel Geld haben, um sich dieses immer etwas kostbare Getränk kaufen zu können. Bey den Oesterreichischen Armeen ist indessen doch mehr als einmal der Fall gewesen, daß Wein unter die Soldaten entweder täglich, oder wenigstens zu bestimmten längern Zeiten ausgetheilet wurde, und mehrere Länder, die in unsern Tagen das Unglück hatten, Schauplätze des Krieges seyn zu müssen, Ungarn, die Rheingegenden, ein Theil von Frankreich, u. s. w. tragen sehr vielen Wein, dagegen ist Bier in ihnen eine theure und seltene Waare. Guter Wein, in gehöriger Quantität unter eine Armee vertheilt, so daß die übeln Wirkungen des Uebermaaßes bey den Soldaten nicht Statt haben können, und der Körper der Soldaten durch innerliche Erhitzung von dem geistigen Getränk nicht noch mehr erhitzt

wird, ist unstreitig ein großes Mittel, die Gesundheit der Soldaten zu erhalten. Er erhebt die Kräfte, widersteht der Atonie und Fäulniß, befördet die Verdauung, und unterhält die Ausdünstung. Aber kein Getränk wird leichter und öfter für die Gesundheit der Soldaten gefährlicher, als der Wein.

Eben weil, wenn der Soldat zu seinen Rationen auch Wein erhalten soll, dessen eine große Quantität nothwendig ist, kann von der Verpflegungscommission nie solcher Wein angeschafft werden, der in allem Betracht gut und untadelhaft ist. Man muß Weine von den schlechtern Jahrgängen, und junge Weine wählen, weil ältere und bessere Weine wegen des allgemeinen Bedürfnisses zu theuer sind. Und so schädlich auch zuweilen junge Weine, wegen ihrer durch das Liegen nicht hinlänglich gemilderten Säure, der Gesundheit seyn mögen, so ist es doch immer noch ein Glück für den Soldaten, wenn er sie nur unverfälscht erhält, und in dieser Hinsicht ist es von großem Vortheil, wenn sich die Verpflegungscommission der Anschaffung der Weine unterzieht, und dadurch wenigstens diejenigen Betrügereyen verhütet, die, wo nicht von allen, doch von vielen solchen Menschen zu erwarten sind, die den Armeen Weine nachführen.

Diese Classe von Markedentern muß daher in der genauesten Aufsicht gehalten werden, daß sie wenigstens keinen Wein verkaufe, der mit Giften verfälscht und milder gemacht ist. Denn bekanntlich ist das Bley ein sehr wirksames Mittel, um dem Weine die herbe Säure zu benehmen, und auch einen schlechten Wein der Zunge angenehm zu machen; bekanntlich aber ist auch das Bley eines der gewissesten und gefährlichsten langsamen Gifte. Auch andere Verfälschungen und künstliche Versüßungen des Weines sollten bey Armeen, so wie überhaupt, nicht Statt haben; doch

doch sind diese Verfälschungen der Gesundheit wenigstens nicht so offenbar und so gewiß nachtheilig, als die Verfälschungen mit Bleyglätte und Bleyzucker.

Ein für Deutsche Krieger in unsern Tagen fast im Felde nothwendig gewordener Artikel des Getränks ist der Brandtewein, der sehr viele Widersacher, aber auch viele sachkundige, und aus der Erfahrung sprechende Vertheidiger gefunden hat. Wenn ein Soldat ein ordentlicher Mann ist, und nicht das Uebermaaß im Genuß des Brandteweins liebt, so schadet ihm sicherlich der sparsame Genuß dieses Getränks nicht: es ist nur schädlich, wenn es im Uebermaaß genossen wird, wo es den Soldaten nicht allein unzuverläßig und gewissermaßen zum Dienst unfähig macht, sondern auch viele Krankheiten von der schlimmsten Art erregt, Unverdaulichkeit, Krankheiten von Verhärtungen und Verstopfungen der Eingeweide des Unterleibes, die Wassersucht, das Asthma, u. s. f. Mäßig genossen hat dagegen dieses Getränk den Vortheil, daß es die Thätigkeit des Magens und des Darmcanals erhöhet, daß es überhaupt die Kräfte erhebt und stärkt, und daß es die Ausdünstung befördert. Es ist daher in allen den Fällen, wenn der Soldat unverdauliche Nahrung genossen hat, oder wenn er sich bey feuchter, nasser und kalter Witterung erkältet hat, dem Soldaten eine mäßige Quantität von diesem Getränk wohl zu erlauben, welches er auch allemal in Fällen dieser Art sowohl, als auch zum Frühstück, ungern entbehrt.

Herr le Begue de Presle hat über den Genuß des Brandteweins von Soldaten im Felde so richtige Bemerkungen niedergeschrieben, daß sie hier eine Stelle verdienen. Der Brandtewein, sagt er, kann zwar sonder Zweifel sehr leicht und oft gemißbraucht werden, aber es giebt auch viele Fälle, wo diese Liquers sehr heilsam seyn

können, wenn sie zu rechter Zeit mit Wasser *) ausgetheilet werden; und alsdann erhalten sie eben die guten Wirkungen, die wir dem Weineßig beygelegt haben, sie stärken und beugen der Entstehung der faulen Krankheiten vor, oder zernichten den Anfang; sie verhindern die Wirkung der Kälte und Feuchtigkeit, welches sehr gemeine Ursachen zu Krankheiten der Soldaten im Felde sind. Wir wünschen mit Herrn Pringle, daß man den Soldaten jeden Tag etwas Brandtewein zugestehen möchte; und wenn man es nicht bey allen thun will, doch wenigstens bey denjenigen, die im Dienst sind, oder bey großer Kälte, Regen, Nebel, oder einer feuchten Witterung, oder in einer Atmosphäre voller verdorbenen Ausdünstungen auf der Schildwache stehen. Gesetzt also, man gäbe jeden Tag etwas Brandtewein, so kann man ihn mit fünf oder sechs mal so viel gemeinen Wasser versetzen; bekämen ihn aber nur diejenigen, so im Dienst, oder auf der Wache oder Piquet sind, und großer Kälte, Regen und feuchter Luft, besonders aber des Nachts, ausgesetzt wären, so thäte man nur einen Drittheil, oder auch nur einen Viertheil Wasser darunter; und wenn diese Beschaffenheit der Luft so anhaltend wäre, so müßte eine Unze reiner Brandtewein gegeben werden.

Ist man in Umständen, wo die Unterdrückung der Ausdünstung Catharralfieber, Scorbut, faule und langsame Nervenfieber befürchten läßt, und diese Umstände sind

*) Dieser Vorschlag gilt vornemlich von dem Französischen Weinhefenbrandtewein, und von dem den Engländern so gewöhnlichen Rum. In Deutschland ist der Brandtewein gewöhnlich schwächer, und man würde also in unsern Ländern nur die stärkern Sorten zu vermischen haben. Ueberdem ist es auch der Deutsche nicht so gewohnt, seine geistigen Getränke mit Wasser zu vermischen, als der Franzose, der selbst seinen Wein gewöhnlich mit Wasser vermischt trinkt.

sind Kälte, Feuchtigkeit, Verderbung der Luft, so würde man mit gutem Erfolg Brandtewein unter die Soldaten vertheilen lassen können; oder man müßte ihn mit der peruvianischen Rinde, Pomeranzenschaalen, gewürzhaften Wurzeln, Nelken, Kalmus, Angelicke und dergleichen aufgießen lassen.

Giebt man dem Soldaten so viel geistiges Getränke, als seiner Gesundheit zuträglich ist, so würde es sehr gut und leicht seyn, ihn vom Brandtewein trinken sowohl im Lager als auch im Quartier abzuhalten, wenn man den Verkauf desselben in solchen Oertern verbieten ließe.

Unter diesen von dem genannten Arzte angegebenen Umständen ist der Brandtewein offenbar vortheilhaft: er ist aber auch unter vielen andern Umständen schädlich. Diese Umstände lassen sich auf folgende einschränken:

1. Brandtewein zu trinken sollte eigentlich nur den gesunden Soldaten erlaubt seyn, und auch dieser sollte nur eine kleine Quantität von demselben trinken, und sich mit diesem Getränk nicht überladen. Es kann auch bey dem Soldaten Unpäßlichkeiten geben, wo ihm der Brandtewein vortheilhaft ist; aber die Entscheidung, wenn ihm dieses geistige Getränk bey Unpäßlichkeiten und Krankheiten vortheilhaft sey, kommt nicht dem Soldaten, sondern dem Arzte zu. Der Soldat aber sieht, wie überhaupt der gemeine Mann, das Gegengift wider alle Krankheiten, in seinem geliebten Getränk, und bey seinem Abscheu gegen Lazarethe und den Aufenthalt daselbst, versucht er immer die Kur jeder Krankheit mit diesem, wie er glaubt, allgemeinen Heilmittel, ehe er sich als krank meldet.

2. Selbst gesunden Naturen schadet der Brandtewein zum beständigen Frühstück. Zu dieser Zeit, wenn der

Ma-

Magen leer ist, genommen, wirkt er zu reizend und zu zusammenziehend auf dieses Eingeweide, und bewirkt eine nach und nach entstehende und vermehrte Unfähigkeit dieses Eingeweides, seine Verrichtungen zu vollenden. Er bringt überhaupt die Geschäfte der Eingeweide des Unterleibes in Unordnung, trocknet die Theile aus, macht sie steif und unbeweglich und coagulirt die Säfte. Es sollte also so wohl aus diesem Grund, und weil alle langwierigen Krankheiten von dem zur Gewohnheit gewordenen Genuß dieses Getränks entstehen können, als weil der Mensch, wenn er einmal sich an den fortgesetzten Gebrauch geistiger Getränke gewöhnt, nach und nach sehr leicht zum Uebermaaß verleitet wird, und von demselben immer mehr zu trinken begehrt, den Soldaten der tägliche Genuß des Brandteweins nicht erlaubt seyn. Leider ist nur eine solche Einschränkung nicht bequem im Felde auszuführen, wo jeder Soldat mit seinem Gelde gerne hauset, wie er selbst will, und glaubt, daß der Vorgesetzte nur dann eine Stimme habe, wenn die Befriedigung seiner Neigungen und seiner Handlungen auf den Dienst Bezug haben. Die guten Anordnungen, die deswegen gemacht werden, daß der Soldat seine Gesundheit erhalte, sieht derselbe gewöhnlich scheel an, und belohnt sie mit Undank.

3. Von keinem Getränk ist das fortgesetzte Uebermaaß nachtheiliger, als von dem Brandtewein, und es ist allgemein bekannt, daß starke Brandteweintrinker, die ein hohes Alter erreichen, und schon in ihren frühern Jahren angefangen hatten, dieses Getränk in Uebermaaß zu genießen, gar nicht existiren. Dem Dienste eines Soldaten ist es allemal nicht angemeßen, wenn er sich mit diesem Getränk oft überladet. Als ein betrunkener, oder von der wiederholten Trunkenheit an

Seele

Seele und Leib entkräfteter Mensch, ist er entweder unzuverlässig, oder ganz unbrauchbar, und derjenige, der sich seit länger Zeit gewöhnt hat, dieses Getränk stark zu trinken, geräth sehr bald in die Verhältnisse, daß er zu allen, nur einigen Aufwand von Kräften fordernden Anstrengungen unfähig wird, so bald die künstliche Kraft, die ihm der Brandtewein gab, verraucht ist. Ein Heer ist in eben dem Verhältniß schwach, als es viele Säufer enthält, und wenn man auch den öffentlichen Nachrichten Glauben beymessen will, welche erzählen, daß es jetzt bey einem sonst im Allgemeinen betrachtet mäßigen Volke, gewöhnlich geworden sey, die Soldaten vor dem Anfang einer Schlacht zu berauschen; so muß man dabey immer bedenken, daß ein berauschter Soldat bey einer Schlacht ein sehr unzuverläßiges Werkzeug ist, auf welches ein vorsichtiger General nicht rechnen wird; daß der kleine Rausch, der dem Menschen auf eine kleine Zeit mehrere Thätigkeit giebt, und ihn kühner und unternehmender macht, einen sehr genauen Maaßstab fordert, und daß die auf die Periode der Lebhaftigkeit und Kühnheit folgende Periode der Betäubung der Schwere und Trägheit, sicher das Gute verderben wird, was etwa ein Soldat im Rausche bewirket haben mag. Das Opium wirkt, wie jedes berauschende Getränk, und für keinen Opiumsfresser unter den Türken fürchten sich die Europäischen übrigen Soldaten mehr. Der Opiumsfresser läuft wahnsinnig in das Eisen der Gegner, so lang er berauscht ist, und ist faul, unbeweglich und dumm, wenn der Rausch vorüber ist. Warlich! der Französische Soldat würde wenig zu fürchten seyn, und keinen so großen Widerstand nothwendig machen, wenn die Sage der Zeitungsschreiber wahr wäre, daß er immer nur berauscht vom Brandtewein stritte.

4. Kein

4. Kein Getränk wird öfter und leichter verfälscht, als der Brandtewein, und keines verdient daher eine genauere Aufsicht, als dieses, da besonders die allermeisten Zusätze, die man ihm giebt, der Gesundheit schädlich sind. Man giebt diesem Getränk aus drey Absichten Zusätze. Man sucht ihm entweder eine andere Farbe, oder einen andern Geschmack zu geben, oder man sucht ihn in seinen Wirkungen stärker, also betäubender zu machen. Das erstere geschieht nicht immer mit gebranntem Zucker, dem einzigen Körper, der die dunkelere Farbe des Brandteweins unschädlich macht, und andere färbende Stoffe sind entweder zu sehr Arzneyen, als daß sie dem Körper nützlich seyn könnten, oder sie sind demselben offenbar schädlich. So stopft z. B. der mit Heidelbeeren, einem zu diesem Endzweck sehr gewöhnlich angewendeten Färbestoff, gefärbte Brandtewein, er zieht zusammen, und vermehrt die an sich schon schlimmen Wirkungen dieses Getränks. Den Geschmack macht man entweder lieblicher, oder brennender. Ersteres kann fast nur durch Zucker und andere süße Substanzen geschehen, die unschädlich sind: letzteres geschieht durch beißende und scharfe Körper, mit denen man den Brandtewein destillirt, durch Kellerhals, Pfeffer, und Spanischen Pfeffer, welche Körper insgesammt wegen ihrer hitzenden und reitzenden Eigenschaft jedem gesunden Menschen sichern Nachtheil bringen, wenn sie häufig genossen werden. Es giebt überhaupt kein gegohrnes Getränk, welches mit so vielen den Geschmack verändernden Körpern vermischt werden kann, und vermischt wird, als dieses, und man wählt zu diesem Endzweck oft die schädlichsten Ingredientien. Auch selbst durch die Destillation kann der Brandtewein giftig werden, wie Ploucquet erwiesen hat, daß der Brandtewein mit Kupfergift geschwängert wird, wenn er, wie fast durch-

aus

aus der Fall ist, durch unverzinnte kupferne Röhren destillirt wird.

Da die Gesundheit der Soldaten auf die mannigfaltigste Art durch die Eß- und Trinkwaaren beschädiget werden kann, welche die Marketenter und andere einer Armee zuführen; so ist kein anderer Weg, diese Nachtheile zu verhüten, denkbar, als der, daß man alles, was auf die Zufuhr der Nahrungsmittel zu einer Armee nur den geringsten Bezug hat, in der genauesten Aufsicht halte. Diese Aufsicht läuft auf folgende Hauptpuncte hinaus:

1. Von der Verpflegungscommission einer Armee muß in dem Lager beständig eine Deputation vorhanden seyn, oder es müssen andere, verständige, sachkundige und redliche Männer angestellt seyn, bey denen sich jeder, der der Armee jede Art von Nahrungsmitteln und Getränken zuführen will, zu melden hat. Ein jeder dieser Leute muß dem Aufseher ein genaues, wo möglich documentirtes Verzeichniß übergeben, von den Waaren sowohl, die er führt, und deren Quantität, als auch von den Orten, wo er sie her bezogen hat, weil man zuweilen schon nach diesen von der größern oder mindern Güte derselben urtheilen kann.

2. Nach diesem Verzeichniß werden nun die Waaren von den Verpflegungsofficiers, denen diese Aufsicht übertragen worden, untersucht. Jeder Artikel wird geprüft, ob er die gehörige Güte habe, und unverfälscht sey. Desgleichen wird genaue Nachsuchung gehalten, ob nicht der Verkäufer noch andere, schlechtere Waaren, die er der Untersuchung entzieht, weil er voraus weiß, daß sie nicht durchgehen, versteckt habe.

3. Die schlecht und untauglich befundenen Waaren werden confiscirt, und damit man sicher weiß, daß sie nicht ver-

verkauft werden, vernichtet. Der Verkäufer erhält ein Billet, welches ihn berechtiget, die bestimmte Art und das bestimmte Quantum von Eßwaaren bey der Armee zu verkaufen.

4. Täglich werden etliche male, wenigstens einmal, die Zelte der Marketenter, und überhaupt die Orte, wo sie ihre Vorräthe feil haben, zu unbestimmten Zeiten visitirt. Wer andere Waaren verkauft, als sein Zettel besagt, ohne es angezeigt zu haben, oder wer schlechte und schädliche Waaren verkauft, der wird nach dem Gesetz bestraft.

5. Wenn große Städte in der Nähe des Lagers sind, aus denen die Armee einen großen Theil ihrer Vorräthe zieht, oder überhaupt, wenn eine Armee aus den benachbarten Städten und Orten einen Theil ihrer Bedürfnisse zur Nahrung außer dem Commißbrod bezieht, so ist es durchaus nothwendig, daß in allen diesen Orten eine aus dem Magistrat und Verpflegungsofficieren der Armee vermischte Deputation niedergesetzt werde, die so wohl für die gehörige Quantität, als für die Güte der Eßwaaren und Getränke, die der Armee zugeführet werden, als auch dafür zu sorgen hat, daß die Naturalien und andere Waaren der Armee in gehöriger Quantität zugeführet werden.

6. In den Fällen, wo die Armee ihr Fleisch, oder einen Theil desselben durch Lieferungen von solchen bezieht, die dasselbe dem Heere aus freyer Hand verkaufen, wo überhaupt nicht, wie bey den Oesterreichischen und Preußischen Heeren die Vieh- und Fleischlieferung unter besonderer Aufsicht stehen kann, darf kein Vieh von solchen Oertern der Armee zugeführet werden, wo die Seuche, oder andere Krankheiten herrschen. Das

Vieh

Vieh darf nicht geschlachtet werden, als bis es von dem Beschauer besichtiget worden ist. Es darf nicht sogleich geschlachtet werden, wenn es eben angekommen, und durch die weite Reise erhitzt und abgetrieben ist. Nach der Böhmischen Marktordnung ist es sogar nothwendig, daß alle, die Vieh einzukaufen reisen wollen, vorher eine Prüfung in Gegenwart abgeordneter Commissarien dulden müssen, mit der vorzüglichen Frage: was für Merkmale der Ungesundheit an dem Viehe, und wie dieselbe äußerlich zu erkennen sey? worauf man ihnen eine schriftliche Bekräftigung und Befugniß zum Einkauf ertheilet. Niemand darf auch ein Stück Schlachtvieh einem andern, als einem solchen verkaufen, der durch seine schriftliche Bekräftigung beweißt, daß er zum Einkauf des Viehes befugt sey. Diese Anordnung würde noch nützlicher seyn, wenn wir überhaupt über die Krankheiten des Viehes mehrere Aufklärung hätten, und mit den Merkmalen der Viehkrankheiten bekannter wären, als wir es dermalen wirklich sind.

Viertes Kapitel.

Kleidung, Bedeckung, Reinlichkeit, Beschützung des Soldaten gegen die Einflüsse des Wetters. — Der Brodsack. — Der Tornister. — Die Waffen. — Bestrafung der Soldaten. Nothwendigkeit derselben. — Stockschläge, Spitzruthen, Steigbügelriemen. — Andere Arten der Strafen. — Sorge für die Moralität der Soldaten. — Begünstigung der Ehen derselben. — Schlimme Folgen des wider die Ordnung befriedigten Geschlechtstriebes. — Lustseuche, Manustupration. — Sorge für das Seelenwohl der Soldaten.

Die großen stehenden Heere, welche in unsern Zeiten von jedem Staate in Europa unterhalten werden müssen, haben bekanntlich in der Verwendung der Staatseinkünfte eine große Abänderung nach sich gezogen. Die Einkünfte, die man sonst zu ganz andern Endzwecken, zum Prunk des Hofes, und für die oft großen und theuren Bedürfnisse der Fürsten, zuweilen auch für Bedürfnisse des Landes anwendete, müssen jetzt zur Bezahlung und Unterhaltung der Soldaten verwendet werden, und da in den vorigen Zeiten viele Höfe recht mit Kunst darauf sannen, das Geld zu versplittern, sind mehrere derselben in unsern Tagen wahre Muster der Sparsamkeit geworden, und zwar entweder weil der Landesherr eine Freude daran hatte, recht viele Soldaten zu halten, sich an ihren Exerciren u. s. f. zu belustigen, oder auch weil es für manche Staaten von minderer Größe und minderm Reichthum nothwendig geworden ist, alles mögliche Geld, was man ersparen konnte, auf Vermehrung des Kriegsetats zu wenden, um seinem stärkern und treufern Feind die Spitze bieten zu können.

So

So groß indessen auch die Summen sind, welche in Staaten, die große stehende Heere zu unterhalten haben, auf das Militär verwendet werden müssen, so sehr hat man sich doch bey Unterhaltung der Soldaten der Sparsamkeit befleißigen müssen, und falls auch der Sold und das in Friedenszeiten hin und wieder dem Soldaten gegebene Brod ihn gegen den Mangel schützt, so kann man doch nicht behaupten, daß der gemeine Soldat sich blos von seinem Solde bequem nähren könnte. Selbst der Sold der niedrigen Officiere ist gering, und dann erst reichlicher, wenn sie zu höhern Stellen hinaufgerückt sind.

Eben diese Sparsamkeit hat man, der Menge der zu unterhaltenden Soldaten wegen, auch bey der Kleidung der Soldaten zum Grundsatz machen müssen, und man hat hin und wieder Versuche gemacht, den Aufwand, den die Kleidung so vieler Soldaten fordert, möglichst gering zu machen. Dieses hat aber nicht immer geschehen können, ohne daß nicht der Soldat, dem eine solche Kleidung zu Theil ward, davon beträchtlich leiden mußte.

Die vornehmsten Erfordernisse einer jeden Kleidung sind, daß sie den Körper gehörig bedecken, daß sie ihn gegen die Einflüsse des Wetters auf seinen Köper schützen, und daß sie die Bewegungen und Arbeiten, die er bekleidet verrichten muß, nicht erschweren. Dieses sind Eigenschaften, die jede Kleidung eines Menschen haben muß. Bey Soldaten hat es der Dienst nothwendig gemacht, daß die Heere, wenigstens der größte Theil derselben, überein gekleidet seyen, daß die Kleidung leicht und kurz, dabey so haltbar als möglich sey, daß sie ihm bey den schnellen und verschiedenen Bewegungen, die er bey Führung der Waffen zu machen hat, keinen Zwang anthue, zuweilen auch, daß sie ihn gegen gewisse Beschädigungen, die er von dem Feinde erleiden kann, schütze.

Unter

Unter denjenigen Farben, die man zur einförmigen Kleidung der Soldaten wählt, möchte die weiße, in Hinsicht auf die Gesundheit der Soldaten im Felde, den Vorzug vor den andern verdienen. Sie erhitzt bekanntlich in den heißen Sommertagen den Körper am wenigsten, hat aber dabey das Unbequeme, daß sie, da man bey dem Soldaten, wo es nur seyn kann, auf Prunk und Reinlichkeit sieht, oft geputzt und gesäubert werden muß. Die blaue oder grüne Farbe der Kleidung scheint daher für den Soldaten die bequemste zu seyn, da jede von diesen Farben sehr standhaft ist, und den auf die Kleider gefallenen Schmutz nicht so merklich werden läßt, als die weiße Farbe. Die rothe Uniform kleidet den Officier, der sie von feinem Tuche hat, prächtig, weniger gefällt sie aber bey gemeinen Soldaten, deren gröbere Uniform keine so feststehende rothe Farbe verstattet.

Ein gemeiner Soldat erhält jährlich ein Hemd von der Montirungskammer. Mit diesem reicht er weder im Frieden, noch weniger aber im Krieg aus; doch hat er im Frieden durch Nebenerwerb Gelegenheit, sich mit dieser nothwendigen Bekleidung seines Körpers, nach Nothdurft zu versehen. Im Kriege aber fällt die Gelegenheit, sich durch andern Erwerb etwas zu verdienen, wenigstens größtentheils weg, der Soldat muß also mit solchen Bedürfnissen, die er sich nicht mehr erwerben kann, vom Regimente versehen werden. Geschieht bey den Hemden dieses nicht, so ist die nothwendige Folge davon, daß der Soldat ein Hemd länger, als es seyn sollte, auf dem Leibe behält, daß er also den so nothwendigen Wechsel der Wäsche vernachlässiget, daß sich Schmuz und Unrath in dem Hemde und auf dem Körper anhäufet, daß Läuse und Ungeziefer anderer Art sich bey ihm einnisten, welche sich bey gehörig beobachteter Reinlichkeit des Körpers nie einfinden. Auf diese Art wird durch den Schmuz in der Wäsche und

auf

auf der Oberfläche des Körpers die Ausdünstung gehemmt, die septischen Miasmen werden auf der Oberfläche zurückgehalten, und dadurch wird Veranlassung zu allen Krankheiten von Atonie, Schärfe, und Fäulniß der Säfte gegeben, welches die gewöhnlichsten unter denen sind, die die Glieder der Soldaten im Felde dünne machen. Jeder Mensch, der in seiner Wäsche unreinlich ist, und seine Hemden selten oder nie wechselt, wird allmählich im Gesicht bleich, nußfarbig, aufgedunsen, seine Füße schwellen, er wird schabicht, krätzig, überhaupt von Hautkrankheiten leicht befallen, und ist nicht fähig, solche Anstrengungen lange auszuhalten, die einen großen Aufwand der Kräfte fordern.

Ich darf es wohl nicht sagen, daß Unreinlichkeit und schlechte Nahrung die zwey großen Ursachen sind, welche die Erzeugung fäulichter Krankheiten am meisten begünstigen, besonders solcher, die epidemisch unter dem Volke herrschen, und daß bey jeder Seuche fäulichter Krankheiten besonders solche Personen von denselben befallen werden, welche sich die beyden genannten Fehler in der Lebensordnung am meisten zu Schulden kommen lassen. Beyde Ursachen wirken auf den menschlichen Körper nicht allein schwächend und dadurch zur fäulichten Auflösung disponirend; sondern die Unreinlichkeit hält noch besonders die Ausdünstungsmaterie zurück, sie verkleistert die Haut, und begünstiget dadurch die Entstehung von vielen Krankheiten, so wie auch dadurch, daß die auf der Oberfläche zurückgehaltenen Materien nach und nach eine widrige, und dem Körper schädliche Eigenschaft annehmen, und so von den zurückeführenden Gefäßen in den Körper zurückgeführet werden.

Bey den Soldaten kommen der Ursachen recht sehr viele zusammen, welche ihn nöthigen sollten, die Wäsche recht oft zu wechseln, und die Oberfläche seines Körpers so rein

als möglich zu halten. Er kann seine Kleider nicht wechseln. Der durchnäßte Rock, und die durchnäßte Weste, müssen oft auf dem Körper wieder trocken, oft wieder naß angezogen werden. Bey heftigen Anstrengungen im Sommer, beym Marsch, wo er seine Waffen, seine Bagage, oft seinen Brodsack mit Vorrath auf etliche Tage tragen muß, wo ihn in seiner engen und knapp anliegenden Kleidung eine Last von 60 bis 70 Pfund auf dem Rücken liegt, und wo er nicht seine Kräfte nach ihren Maaß, sondern nach dem Befehl des Vorgesetzten anwenden kann, welche unermeßliche Menge von Schweis vergießt er nicht! Man denke sich einen forcirten Marsch in den heißen Tagen des Augusts, und bedenke, welche Menge von Ausdünstungsmaterie da verlohren geht. Man denke sich dabey den Staub, der sich in trockener Zeit bey dem Marsch, auch nur einer Compagnie erhebt, der an die Oberfläche des Körpers andringt, sich mit der Ausdünstungsmaterie vereinigt und bey solchen, die für ihren Körper gar nicht sorgen, eine dicke Cruste über ihn bildet, die die Ausdünstung mächtig hemmt. Man denke sich nun unter diesen Umständen den Marsch eines großen Corps, einer ganzen Armee, der Cavallerie unter der Infanterie, und man wird leicht einsehen können, daß der Staub beym Marsch fürchterlich groß seyn müsse. Oft erkennt man an der eine gewisse Richtung nehmende Staubwolke den Marsch einer Armee.

Wenn der Soldat seine Wäsche nicht fleißig wechselt, so wird die Ausdünstungsmaterie, die sich in derselben sammelt, nach und nach scharf, sie erlangt eine reitzende, oft eine septische Eigenschaft, und ein mit einer Menge solchen Unrathes angefülltes Hemd kann allerdings, falls es auch nur eine kurze Zeit lang getragen wird, Krankheiten erregen, oder zur leichtern Entstehung derselben disponiren. Es sollte daher die erste Sorge des Befehlshabers

einer

einer Armee und aller diesem subordinirten Officiers seyn, daß die Soldaten sich reinlich hielten, daß ihre Oberfläche perspirable sey, und daß sie ihre Wäsche so oft nur, als die Umstände es erlauben, wechseln.

Es ist bey mehrern Heeren in Europa gesetzmäßig, daß jeder gemeine Soldat im Felde mit zwey Hemden versehen seyn soll. Aber es wäre der Reinlichkeit wegen weit besser, und würde ihn nicht beträchtlich mehr belästigen, wenn der Soldat auf dem Marsch und im Lager wenigstens mit drey, noch besser mit vier Hemden versehen seyn müßte. Hat er diese Quantität von der nothwendigsten Wäsche nicht, so erhält er sie von der Montirungskammer. Er muß diese Wäsche in seinem Tornister bey sich tragen. Auf dem Marsch und im Lager, überhaupt so lange er im Felde ist, muß er alle drey bis vier Tage das beschmutzte Hemd mit einem frischen wechseln, und daher angehalten werden, daß er die beschmutzte Wäsche auf dem Marsch in den Rasttagen und im Lager zur bestimmten Zeit in die Wäsche giebt. Die Weiber, die besonders zum waschen bey jeder Compagnie sind, sollten das Wäscherlohn nicht vom Soldaten, sondern von der Regimentscasse erhalten, weil mancher nachlässiger Mensch lieber seine Gesundheit unaufhaltsam verdirbt, als daß er der Wäscherinn für ein neugewaschenes Hemd den kleinen Lohn zahlt. Die Kasse des Staats hätte freylich auf diese Art eine Ausgabe mehr zu bestreiten: man muß aber nur bedenken, daß jedes Geld, welches zur Erhaltung der Gesundheit der Soldaten verwendet wird, wohl angewendet ist, und andere weit größere Ausgaben, die für den kranken Soldaten zu machen sind, ersparet.

In Friedenszeiten ist eine Aufsicht über Gegenstände dieser Art leicht, bey Feldzügen aber schwerer. Der Soldat, der doch wenigstens in Friedenszeiten alle fünf Tage

auf die Wache kommt, muß da so geputzt erscheinen, als es ihm möglich und anbefohlen ist. Nachlässigkeiten im Anzug und in der Wäsche werden da bemerkt, geahndet, oder wohl auch auf eine dem Körper fühlbare Art bestraft. Bey der Kirchenparade wird besonders auf den Anzug des Soldaten gesehen, und es wird oft derb und fühlbar genug bemerkt, wenn er in der Wäsche unreinlich ist. Im Krieg aber schweigt ein großer Theil dieser Gesetze und Einrichtungen, den Putz und die Reinlichkeit der Soldaten betreffend. Bey den Anstrengungen der Feldzüge ist man zufrieden, wenn der Reuter sein Pferd gut hält, und wenn dieser und der Fußgänger für den beständig guten Zustand seiner Waffen sorgt. Es ist auch unnöthig, und oft unmöglich, daß sich der Soldat im Kriege schmücke: aber seiner eigenen Erhaltung wegen ist es nothwendig, daß er reinlich sey, und seine Wäsche fleißig wechsele. Man muß daher auch nicht gestatten, daß der Soldat im Verlauf des Krieges in solche Fälle komme, wo er wenigstens einen Theil seiner Hemden aufopfern muß. Oft tritt der Fall ein, daß man aus Mangel der Bandagen das Hemd eines Verwundeten zu Binden anwenden muß. Das Hemd, welches der Blessirte auf dem Leibe hat, ist dann oft das einzige. — Eine oder etliche Binden im Torniſter der Soldaten, und gehörige Vorräthe derselben in den Lazarethen, helfen diesem für manche verderblichen Mangel, sicher ab.

Ich glaube das Baden wird von den Soldaten zu sehr vernachlässiget, bey denen so viele Ursachen zusammentreffen, durch welche Schmutz auf der Haut gesammlet und diese Reinigung der Haut nothwendig gemacht wird. So oft in einem Feldzug Truppen an Orten stehen, die zum Baden bequem sind, sollte bey jeder Muße es den Soldaten verstattet seyn, sich an sichern Orten, und unter gehöriger Aufsicht im Flußwasser zu baden. Dieses würde

für

für die Erhaltung der Gesundheit von außerordentlichem Nutzen seyn, da, wie schon oben bemerkt worden ist, viele Krankheiten der Soldaten dadurch vorzüglich geheilt werden, daß man sie über den ganzen Körper recht rein abwäscht. Daher sollte auch, ohne diese Vorsorge für die Reinlichkeit, kein kranker Soldat in ein Lazareth aufgenommen werden.

Man hat in sehr vielen Büchern sehr vieles von dem Nutzen wollener Hemden, auf dem bloßen Körper getragen, für alle Menschen, und besonders auch für Soldaten, geschrieben, und besonders durchaus angerathen, den Soldaten, die in heißen Klimaten, in Ost- und Westindien, Dienste thun müssen, statt der leinenen, wollene Hemden zu geben. Der Jul, August und September sind in Deutschland einigermaßen mit dem Klima in den heißern Gegenden der Erdkugel, z. B. in Westindien, in Vergleichung zu setzen, und ich glaube, daß man aus diesem Grund auch mit angerathen hat, den Soldaten in Deutschland und England statt der leinenen, wollene Hemden zu geben. Es streiten für diesen Vorschlag sehr viele theoretische Gründe, und die Erfahrung, daß der Bewohner heißer Gegenden in seiner wollenen Kleidung gesund bleibt, da er von einem leinenen Unterkleid wenig oder nichts weiß. Ich glaube auch gern, daß sich die Soldaten besser befinden würden, wenn man ihnen wollene Hemden gäbe; aber eines Theils ist der gemeine Mann in Deutschland an dieses durchaus nicht gewöhnt, und er würde, durch diesen Umstand veranlaßt, den Kriegsdienst wahrscheinlich für einen noch härtern Zwang halten, als er ihn wirklich hält, und die grobe Wolle, die doch nur zu Hemden für ihn gewählt werden könnte, würde ihm auf der Haut manche Unbequemlichkeit verursachen, ehe er sie vertragen lernte, und andern Theils ist auch die Art, wie die Soldaten in Europa gekleidet sind, von der Art, daß sie sich mit wollenen Hem-

den schwer verträgt. Es ist unläugbar gewiß, daß die Wolle, auf dem bloßen Leib getragen, die Wärme auf der Oberfläche stärker erhält, und die Ausdünstung besser unterhält, als das Leinenzeug. Der Morgenländer befindet sich bey beyden Wirkungen, der Wolle sowohl, als der Baumwolle, wohl: aber es ist auch zu bemerken, daß seine Kleidung weit ist, und nie knapp an dem Körper anliegt, daß also die Wolle da die Haut weit weniger erhitzen, und die Ausdünstung weit weniger befördern kann, als wenn sie durch enge und oft nur zu sehr passende Oberkleider an jedem Ort immer an den Körper gepreßt wird. Wenn man daher den Soldaten in heißen Klimaten nebst den wollenen Hemden auch außerdem weite, orientalische Kleidung geben könnte, und diese sich mit den Waffenübungen der Europäer so gut vertrüge, als die Erfahrung, zum Beyspiel an den Türken, und andern morgenländischen Nationen, bey ihren Kriegen mit den Europäern, gelehrt hat, daß sie sich nicht verträgt; so würden wollene Hemden ein Stück von erster Wichtigkeit von der Bekleidung eines Soldaten seyn. Da aber die übrige Kleidung eng anliegt und das Reiben des Körpers und die Erhitzung desselben von den wollenen Hemden befördert, so wird es kaum zu rathen seyn, die wollenen Hemden für den Gebrauch der Soldaten einzuführen und die leinenen zu verbannen. Die Baumwolle wirkt nicht so stark auf die Haut, als die Wolle, und erhitzt weniger: sie wird aber in Deutschland nie eingeführt werden können, weil sie eine Waare ist, die aus entlegenen Gegenden gezogen wird, zu theuer, und dem Zufall zu sehr ausgesetzt ist.

Man hat schon oft den Versuch gemacht, die Europäischen Soldaten in Ost- und Westindien mit wollenen Hemden zu versehen: aber sie minderten die Sterblichkeit nicht, weil man die übrige Kleidung der Soldaten nicht nach morgenländischer Art einrichten konnte. Niebuhr bemerkt,

daß

daß man in den heißen Gegenden Arabiens, auch als Europäer, fast so gesund leben könne, als in Europa, falls man sich nur gewöhne, sich nach der Sitte des Landes zu kleiden, und nach der Sitte des Landes zu leben.

Es sind auch sogar gefärbte Hemden für Soldaten, wenigstens für solche, die beym Fuhrwerk angestellt sind, für Packknechte, Stückknechte, Proviantknechte u. s. f. vorgeschlagen worden, die aber nicht anwendbar sind. Sie verstecken den Schmutz zu sehr, und sind daher unbrauchbar. Man sagt, blau gefärbte Hemden verhüteten, daß kein Ungeziefer in den Hemden nisie; aber eines Theils mag dies blos von den neugefärbten Hemden dieser Art gelten, andern Theils ist jeder Vorschlag, Ungeziefer zu verhüten, der Gesundheit der Soldaten nachtheilig, wenn er auf Unkosten der Reinlichkeit gemacht wird. Wenn ein Soldat ohne Läuse seyn soll, so muß er sich hüten, daß dergleichen Insekten an seinen Körper kommen können, und sich der Reinlichkeit und des öftern Wechsels der Wäsche, so oft er nur immer kann, befleißigen. Wenn jeder Soldat dieses sorgfältig thut, und zu thun angehalten wird, so wird die Vermehrung dieses, den Soldaten oft sehr lästigen Ungeziefers, am sichersten verhütet.

Gewöhnlich erhält der Soldat im Frieden so wohl, als im Krieg jährlich ein Paar wollene und eben so viel, oder auch wohl zwey Paar leinene Beinkleider. Im Sommer mögen die leinenen Beinkleider, falls nur der Soldat sie zuweilen wechseln kann, vor den wollenen unstreitige Vorzüge haben, weil sie weniger erhitzen; sie werden aber doch in unserm kalten Klima nur etliche Monate getragen werden können, da sie, wenn die Tage noch kühl, oder wenn die Tage heiß, die Nächte aber kühl sind, sehr leicht schädlich werden können. Im Winter sind sie gar nicht zu gebrauchen, ungeachtet man auch den Fall hat, daß

es

es mitten im Winter der Hälfte einer Armee an Zelten gebrach, daß viele Regimenter nur leinene Beinkleider hatten, die Armee sich doch alles willig gefallen ließ, und unter Friedrichs Anführung den Prinzen von Lothringen aus seinen Standquartieren vertrieb, und unter Anführung Leopolds von Dessau die Sachsen bey Kesselsdorf schlug und sie ihr Land und dessen Hauptstadt den siegreichen Schaaren der Preußen zu überlassen zwang.

Man verlangt, daß der Soldat nett gekleidet sey und daß alle seine Kleidung recht fest und wohl an seinen Körper anpasse. Seidlitz, dieser große General, der die Preußische Cavallerie zu dem Corps umschuf, welches sich mit Zutrauen der besten Cavallerie in Europa gleich setzen konnte, drang bekanntlich auch darauf, daß die Hosen bey seinen Reutern äußerst fest am Körper anlagen, und bekanntlich sind bey manchen Heeren Deutscher Krieger die Kleider so eng, daß sie Nachtheile von mehr als einer Art nach sich ziehen. Enge Kleider sind überhaupt der Gesundheit nachtheilig, indem sie den Körper in seinen freyen Bewegungen hindern, und durch den allemal ungleichen Druck auf die Oberfläche den Umlauf der Säfte hindern. Zu enge und zu knapp anliegende Hosen erschweren den Infanteristen den Marsch, sie ermüden ihn schneller, sie erregen durch das Reiben oft Unbequemlichkeiten, sie erschweren die Verrichtungen der Eingeweide des Unterleibes, wenn sie den untern Theil des Leibes wegen des zu engen Bundes zu sehr zusammen pressen, sie hindern den Rückfluß des Blutes aus den Unterschenkeln, wenn sie über den Knie zu eng sind, und hindern das Kniegelenk in der nothwendigen Bewegung, daher der Soldat auf dem Marsch oft die Hosen und besonders die Stiefletten um das Knie herum lösen muß, wenn er schneller fortkommen will.

Man hat die ledernen Hosen, selbst bey der Cavallerie, für welche sie doch in sehr vielen Rücksichten als die

besten

besten und vorzüglichsten anzusehen sind, nicht durchaus in Europa eingeführt. Sie vereinigen alle Vortheile einer guten und gesunden Tracht in sich, und da das sämisch gaar gegerbte Leder sehr stark nachgiebt, so sind die Unbequemlichkeiten dieser Hosen, die vom Pressen u. s. f. entstehen, nicht sehr zu fürchten, indem sie sich bald verlieren, wenn das Leder ausgedehnt worden ist. Für Fußgänger aber haben sie das Unbequeme und Schädliche, daß sie, wenn sie naß werden, langsam und schwer trocknen, und daß das naßgewordene und getrocknete Leder hart wird. Diese Unbequemlichkeit fällt bey der Reuterey weg, weil diese sich mit dem Mantel gegen den Regen schützt.

Die langen Ungarischen Hosen, die Herr Joly von Maizeroy für die Infanterie vorschlug, haben sehr viele Vortheile. Sie lassen das Knie ganz frey; und machen kein Strumpfband, oder eine andere Zwängung des Kniegelenkes nothwendig, sie werden also für den Infanteristen auf Märschen sehr bequem seyn. Mit diesen Hosen müßten aber auch Ungarische Stiefeln dem Fußgänger gegeben werden, die vor den Schuhen den Vortheil haben würden, daß sie die Füsse weit besser gegen die Nässe schützen, als es Schuhe und Stiefletten nur immer zu thun vermögen.

Der Deutsche Soldat hat noch immer, der Vorschläge des Marschalls von Sachsen, des Herrn Joly von Maizeroy, und anderer ungeachtet, seine kurzen bis unter das Knie gehenden Beinkleider, die mit einem Band zugebunden werden. Man hat wider die Bänder mit Recht geeifert, weil sie das Kniegelenk beschweren, und die Circulation hemmen und Geschwulst der Füsse verursachen können. Auch entstehet, wenn die Bänder dick sind, und die drüber geknöpften Stiefletten auf sie und den Knoten drücken, ein neuer Druck. Wenn aber die Bänder nun

schmal

schmal und dünn sind, so ist dieser Druck nicht von Wichtigkeit, und überdem kommt der Knoten und das Band nicht gerade auf das Kniegelenk, sondern unter dasselbe zu liegen, wo die Stiefelette allemal weniger anliegt.

Durch dieses Band an den Hosen befestiget sich der Soldat zugleich seine Strümpfe, und die Strumpfbänder sind ihm daher ganz unnöthig, werden auch jetzt entweder nicht mehr, oder nur wenig von den Soldaten gebraucht. Für unsere Zeiten paßt also die Bemerkung des Marschalls von Sachsen nicht mehr, welcher sagt, daß die Deutschen Soldaten allemal bis drey Kniebänder über einander haben, eins um die Strümpfe zu halten, eins um die Beinkleider zu schließen, und eins um die Stiefletten oben zu erhalten. Der Soldat braucht nur ein einziges Band, welches die Hosen schließt und den Strumpf zugleich befestiget. Die Stiefletten brauchen nicht angebunden zu werden, da sie eng sind, und da die Wade, an welche sie genau anschließen, verhütet, daß sie nicht herabfallen können.

Die Deutschen, sagt der Marschall von Sachsen, welche ihre Infanterie wollene Strümpfe tragen lassen, haben stets eine Art von Lahmen bey sich, weil sie von der Wolle, die an der Haut giftig ist, Blasen, Hühneraugen und alle Arten von Krankheiten an den Füßen und Beinen bekommen; über dieses reiben sich die Strümpfe am Ende durch, bleiben feuchte, und verfaulen mit samt den Füßen. Diesem Tadel kann ich aber keinen Beyfall geben, weil die übeln Folgen, die der Marschall von Sachsen den wollenen Strümpfen zuschreibt, sicherlich nicht von ihnen herrühren. Die wollenen Strümpfe haben folgende, durch die Erfahrung bewährte, unwidersprechliche Vortheile: 1) Sie halten die Füße wärmer, als leinene Strümpfe, worauf in den früh eröffneten und bis in den Anfang des Winters, oft in den Winter hinein verzogenen Feldzügen sehr viel ankommt.

kommt. Sie befördern und erhalten die Ausdünstung an Theilen, von denen die Ausdünstung sehr leicht zurückgetrieben wird, die sich dann, wenn die Jahreszeit die Disposition dazu bewirkt, auf die Gedärme wirft, und Bauchflüsse und Ruhren erregt. Sie sind freylich in den heißen Sommermonaten eine lästige Tracht, und werden es in warmen Gegenden, in Italien, Spanien und Frankreich, um so mehr seyn; in Deutschland aber, wo es bey den Feldzügen eben so sehr, und oft noch mehr darauf ankommt, die Soldaten gegen die Kälte, als gegen die Wärme zu schützen, werden sie dem Soldaten eine nur kurze Zeit lästig seyn können. 2) Wenn man behauptet, die Wolle errege an der Haut Blasen, Hühneraugen, und alle Arten von Krankheiten an den Füßen und Beinen, so ist gerade das Gegentheil wahr. Leinene Strümpfe verursachen bey langen Fußreisen äußerst gern Blasen an den Füßen, und reiben die Haut auf, weil das Leinenzeug nicht elastisch ist: die wollenen Strümpfe haben aber diese Wirkung weit weniger, weil die Wolle dem Drucke weniger nachgiebt und elastisch ist. Daher tragen auch alle diejenigen Personen, die weite und öftere Fußreisen zu machen haben, keine leinenen, sondern wollene Strümpfe. Dieser Umstand ist für die Fußgänger von großer Wichtigkeit, indem bekanntlich auf Märschen viele Soldaten wegen Beschädigung der Füße von dem Druck marode werden und mit den andern nicht fortkommen können, welches durch wollene Strümpfe verhütet werden kann. 3) Gehörig gestrickte wollene Strümpfe sind haltbarer, als leinene. 4) Die wollenen Strümpfe werden zwar so gut naß, als die leinenen und trockenen auch etwas langsamer; aber diese Unbequemlichkeit läßt sich gut machen, falls nur der Soldat wenigstens mit so vielen Paar Strümpfen, als mit Hemden versehen ist, und also die naßgewordenen Strümpfe austrocknen und mit frischen verwechseln kann.

Man hat vorgeschlagen, die Strümpfe der Soldaten an den Fußsohlen mit dünnem Leder zu besetzen, damit sie haltbarer werden. Aber dieses ist eines Theils nicht nothwendig, wenn nur die Strümpfe gut und besonders in den Füßen haltbar gearbeitet sind, andern Theils ist es schädlich, weil das Leder, wenn es naß geworden, und nach der Wäsche, hart wird, einschrumpft, also den Strumpf faltig und drückend macht. Bey einem Menschen, der viel marschiren muß, verdient die Beschaffenheit der Strümpfe, so weit sie die Füße und die Fußsohlen bedecken, eine eigene Aufmerksamkeit. Machen sie Falten, so drücken sie den in den Schuh oder Stiefel eingeschlossenen Fuß, sie reiben die Haut auf, und bewirken Blasen am Fuß, die das Gehen allemal sehr erschweren, oft auch gar unmöglich machen. Selbst das Ausbessern zerrissener Strümpfe bey Soldaten ist daher ein Gegenstand von Wichtigkeit. Wenn er die Löcher mit zu groben Garn dicht verstopft, oder einen Flecken auf den andern flickt, so wird natürlicher Weise der Fuß durch einen solchen Strumpf gedrückt und verwundet.

Von Wichtigkeit ist es auch, daß ein Soldat fleißig neugewaschene Strümpfe anzieht. Sie sollten regelmäßig eben so oft gewechselt werden, als die Hemden, und so oft sie naß geworden sind, sollten sie mit frischen vertauschet werden. Der in den Strümpfen faul gewordene Schweis wird zwar gerade nicht die Füße verfaulen machen; gesund kann es aber keinem Soldaten, und keinem Menschen seyn, von Schweis und Schmutz besudelte Strümpfe lange zu tragen.

Wenn man ja befürchtet, daß wollene Strümpfe im Sommer den Soldaten zu sehr erhitzen möchten, so gebe man ihnen leinene, oder, noch besser, aus Hanfgarn verfertigte, welche weit haltbarer, als Strümpfe von jeder

andern

andern Art sind. Im September werden diese mit wollenen Strümpfen verwechselt. Baumwollene Strümpfe würden die Vortheile der leinenen und wollenen Strümpfe in sich vereinigen, indem sie weniger als diese hitzen und ihrer Weichheit wegen das Wundwerden der Füße und das Entstehen der Blasen an denselben verhüten würden. Sie werden aber, wegen des hohen Preises des Materials, kaum für gemeine Soldaten zur Bekleidung der Füße angewendet werden können.

Um das Wundgehen der Füße zu verhüten, hat man vorgeschlagen, der Soldat soll auf dem Marsch täglich seine Füße mit Talg schmieren, ehe er die Strümpfe anzieht. Es läßt sich aber kaum vermuthen, daß dieser Vorschlag von großem Nutzen seyn werde, indem der Talg die Haut noch mehr erweicht und sie gegen die Wirkungen des Druckes und des Reibens empfänglicher macht.

Die Schuhe der Soldaten sind ein Kleidungsstück von großer Wichtigkeit. Sie müssen die Füße gehörig bedecken, sie müssen den Fußsohlen gehörigen Schutz geben, daß sie von dem harten Boden nicht beschädigt werden, sie müssen daher so haltbar, als möglich, und dabey doch so beschaffen seyn, daß sie die Füße nicht drücken.

Man hat vorgeschlagen, der Soldat soll Schuhe von dünnem Leder und mit dünnen Sohlen tragen, und unter diesen, Sohlen von Holz, ungefähr so wie die Barfüßermönche; aber dieser Vorschlag möchte unter die gehören, die bey ihrer Ausführung eine Menge von Schwierigkeiten finden würden, besonders in Deutschland, wo der gemeine Mann an das Tragen der hölzernen Schuhe gar nicht gewöhnt ist.

Eines der ersten Erfordernisse bey den Schuhen der Soldaten ist, daß sie die Füße gegen das Eindringen

der

der Näſſe ſchützen. Zu dieſem Endzweck müſſen ſie über den Fuß gehörig hinauf, und bis an die Knöchel gehen. Wenn der Fußgänger lange Hoſen nach Art der Ungariſchen trüge, ſo würden kurze Stiefeln für ihn am beſten ſeyn, weil der Fuß durch dieſe gegen die Näſſe offenbar am beſten verwahret wird: da aber dieſe bey der Infanterie noch nicht eingeführt ſind, ſo iſt es allerdings nothwendig, daß die Schuhe bis an die Knöchel reichen, theils damit bey moraſtigem Boden der Koth nicht ſo leicht über den Schuh eindringen, theils auch damit die Stiefletten den Schuh, wo er an das Bein anſchließt, bedecken, und das Eindringen des Kothes verhüten können. Die Schuhe müſſen von ſtarkem Leder verfertiget ſeyn, am beſten von Ruſſiſchen Juchten, als demjenigen Leder, welches die Näſſe am ſtärkſten abhält, und von derſelben am wenigſten durchdrungen wird, zugleich auch einen Theil ſeiner Geſchmeidigkeit behält, wenn es auch lange ſchon getragen worden iſt, und dabey unter jedem Leder, welches zu Oberleder verarbeitet wird, am haltbarſten iſt. In Ländern, wo dieſe Art des Leders ſchwer zu haben iſt, wird ſchwaches Rindsleder, oder auch das Leder von Pferdehäuten, ſich zum Oberleder für Soldatenſchuhe am beſten ſchicken, nur muß daſſelbe wohl durchgegerbet und gehörig geſchmeidig und biegſam ſeyn. Kalbleder ſchickt ſich zu Schuhen für gemeine Soldaten am wenigſten, indem es nie ſehr lange in der Näſſe ſteht, ohne die Feuchtigkeit durchzulaſſen. Die Sohlen müſſen dick und ſtark, und auf Rahmen aufgenähet ſeyn. Dünne, aus ſchwachem und nicht gehörig gegerbten Leder gemachte Sohlen zerreißen leicht, ſchlucken auch das Waſſer zu ſehr in ſich, und machen, daß die Schuhe ſchwer trocknen, ſie bringen alſo den Soldaten häufig in die Verlegenheit, mit zerriſſenen Sohlen, und Schuhen, die nie austrocknen, marſchiren zu müſſen. Die auf Rahmen genäheten Schuhe ſind den ſo genannten drey-

mal genäheten weit vorzuziehen, weil bey den letztern die Nath, durch welche die Sohle an dem Schuh befestiget wird, innewendig am Rande des Schuhes herumläuft und den Fuß allemal mehr oder weniger drückt, da dagegen bey den Rahmenschuhen die Nath außen herumläuft, und aller Druck von Seiten der Nath unmöglich gemacht wird.

Die Schuhe müssen, wie Camper vortreflich gelehret hat, dem Fuße den gehörigen Raum geben, und den Fuß nicht pressen. Diese Erforderniß ist bey den Schuhen der Infanteristen, die starke Märsche zu machen haben, doppelt nothwendig. Sie müssen daher vorn nicht spitzig zulaufen, sondern abgestumpft seyn, durch welche Form den Fußzehen mehr Platz verschafft und der Druck dieser so empfindlichen Theile verhütet wird.

Es muß über die Schuhmacher, welche die Schuhe für die Regimenter zu verfertigen haben, genaue Aufsicht gehalten werden, damit sie nicht allein Leder von der gehörigen Qualität zu den Schuhen nehmen, sondern auch die Arbeit stark und haltbar machen. Es giebt des Betruges bey den Schuhen eine Menge, und es ist aus öffentlichen Blättern bekannt, daß dem Französischen Heere Schuhe geliefert wurden, die Sohlen von Baumrinden hatten, also von den Füssen herabfielen, so wie sie gebraucht wurden. In sehr vielen Orten Deutschlands bereiten die Rothgerber kein anderes als schlechtes Ober- und Sohlenleder, welches nicht lange genug in den Gruben gestanden, und daher nicht gehörig durchgegerbt ist, wenn nun solches Leder zu Schuhen genommen wird, welche ein Soldat ein halbes Jahr und oft noch länger, tragen soll, so zerreißen sie leicht, ziehen das Wasser an, und vermehren die Ursachen der Krankheiten, denen der Soldat ausgesetzt ist. Auf feste und haltbare Arbeit muß ebenfalls gesehen, und der Schuster bestraft werden, der Schuhe liefert, an welchen

die

die Näthe leicht aufgehen. Der Soldat muß angehalten werden, daß er die Schuhe fleißig vom Koth reinigt, trocknet und einschmiert.

Die Stiefletten sind eine nothwendige Tracht der allermeisten Infanteristen in Europa geworden, so wenig sie dem ersten Anschein nach etlichen Zwecken, die man bey der Bekleidung der Soldaten hat, zu entsprechen scheinen. Sie sind allemal mühsam anzulegen, weil sie straff anliegen, und durch viele Knöpfe zusammengeknöpft werden müssen. Oft hat man daher gesehen, daß bey schnellen Ueberfällen, und solchen Gelegenheiten, wo der Soldat schnell erscheinen mußte, er ganz angekleidet erschien, aber entweder ohne, oder mit halbzusammengeknöpften Stiefletten. Auf der andern Seite vereinigen sie aber auch Vortheile, die bey einer andern Art die Schenkel zu bekleiden, schwer erhalten werden möchten. Sie kleiden den Soldaten gut, sie halten die Unterschenkel warm, und verhüten das Eindringen der Nässe auf die Strümpfe und in die Schuhe ziemlich wirksam.

Stiefletten, die gehörig gemacht sind, brauchen nicht gebunden zu werden. Die Wölbung des Knies und der Wade verhütet, daß sie nicht herunterfallen können. Aber eng müssen sie anliegen, sonst machen schon die Falten einen Uebelstand, und die Stiefletten fallen herunter. Wenn sie allzustraff anliegen, so pressen sie die Schenkel zusammen, und hindern die Bewegung besonders des Knies, oder Wademuskeln, zuweilen auch des Gelenks, durch welches der Unterschenkel mit dem Fuß articulirt. Man sieht es daher auf Märschen sehr gern, wenn die Soldaten die obern Knöpfe der Stifletten aufmachen, damit das Kniegelenk freyere Bewegung habe.

Die Stiefletten werden gewöhnlich aus dichtem Zwillig verfertiget, und mit einer Wüchse aus Wachs und Fett gegen

gegen das Eindringen des Wassers geschützt. Stiefletten von Wollentuch sind auch zuweilen von Soldaten getragen worden, und würden für den Winter eine sehr vortheilhafte Bekleidung der Schenkel seyn. Weiße Stiefletten hat der Soldat nur zum Prunk, und bedient sich derselben im Felde nicht, oder nur bey seltenen Gelegenheiten. Sie sind, weil sie so äußerst leicht schmutzig werden, durchaus keine Tracht für die Soldaten im Felde, und werden auch in Friedenszeiten nur bey festlichen Gelegenheiten getragen. Es würde gut seyn, wenn die Stiefletten unten, wo sie auf dem Schuh liegen, inwendig mit schwachem Leder besetzt wären, damit sie den Eindringen der Nässe noch mehr widerständen.

Das Halsband ist unter der so genannten kleinen Montur des Soldaten ein wichtiges Stück. Die gewöhnlichen Halsbänder der Soldaten sind von schwarzem Leder zuweilen inwendig ausgefüttert. Sie können der Gesundheit in einem hohen Grad schädlich werden, wenn sie zu breit sind, und dadurch nicht allein den Soldaten in der Bewegung des Halses hindern, sondern auch den Zurückfluß des Blutes aus dem Kopfe hindern. Sind sie zu eng, so haben sie die nemliche Wirkung, und jene Officiers sind gewiß zu tadeln, die, um zu machen, daß ihre Soldaten im Gesicht recht vollkommen, aufgetrieben und roth aussehen, anbefehlen, daß sie die Halsbinden recht fest zusammenschnüren. Eine solche Verfahrungsart hält das Blut im Kopfe zurück, und wenn vollends der Soldat unter diesen Umständen beym Exerciren, bey Musterungen und bey der Parade der Sonnenhitze lange ausgesetzt wird, wenn die Wirkung der Sonnenhitze wohl gar durch die Schilder auf den Castets verstärkt wird, wenn er durch starke Anstrengungen noch sein Blut in starke Bewegungen setzen muß, so ist es natürlich, daß Schlagflüsse und andere

Krank-

Krankheiten des Kopfes durch solche unbillige und schädliche Anordnungen verursacht werden müssen.

Eine der unbequemsten Trachten für die Soldaten ist unstreitig der dreyeckigte Hut. Der Hut, sagt der Marschall von Sachsen, verliert bald seine Schönheit und kann die Strapazen eines Feldzuges nicht aushalten, weil ihn der Regen durchbort. So bald der Soldat sich niederlegt, fällt er ihm vom Kopfe. Der ermüdete Soldat schläft im Regen, in der Abendluft, in bloßen Kopfe ein, und am folgenden Tag hat er das Fieber. Der dreyeckigte Hut hindert den Soldaten sehr oft bey dem Gebrauch der Waffen und beym Exercieren, er muß ihn daher so aufsetzen, daß er ihn nicht hindert, wenn er das Gewehr schultert. Er schützt ihn gegen die Sonne gar nicht, und entspricht daher durchaus den Endzwecken nicht, wegen welcher der Hut eine nothwendige Kleidung der Menschen geworden ist.

Man hat in den neuern Zeiten, wenigstens bey einigen Regimentern, den Hüten der Soldaten eine andere, und ich glaube, zweckmäßigere Form gegeben. Statt des dreyeckigten Hutes hat man einzelnen Regimentern runde Hüte gegeben, die nur an einer einzigen Seite aufgestülpt sind, und die den Soldaten einigermaßen gegen den Regen, und wenigstens das Gesicht desselben ganz gegen die Sonne schützen, nicht so leicht vom Kopf herabfallen, auch selbst wenn er liegt und im Hute schläft, und ihn dabey in den Waffenübungen und andern Bewegungen nicht hindern. Auch Hüte, die auf beyden Seiten aufgestülpt sind, sind den dreyeckigten vorzuziehen, indem sie sowohl das Gesicht, als das Kopfhaar gegen den Regen schützen, welcher letztere Umstand, auch nach des Marschalls von Sachsen Bemerkung, sehr wichtig ist, indem der Kopf des Soldaten bey regnerischer Jahreszeit nur selten trocken wird, wenn das Haar nicht durch den Hut

ge-

geschützt wird. Können dreyeckigte Hüte nicht ganz abgeschafft werden, so möchten sie wenigstens nicht zu groß seyn, damit sie theils durch ihre Schwere den Kopf nicht beläſtigen, theils den Soldaten so wohl selbſt, als seinen Nachbar, nicht hindern.

Filz von Wolle ist unstreitig der beste Stoff, aus dem Hüte gemacht werden. Er ist, gehörig bereitet, in einem hohen Grad haltbar, dabey biegsam, nachgiebig, leicht, und da er aus einer lockern Maſſe besteht, so nimmt er keinen sehr hohen Grad von Hitze an, wenn er auch der Sonne lange ausgesetzt wird. Die schwarze Farbe der Hüte ist fast durchaus bey Soldaten die gewöhnliche, ungeachtet es besser wäre, weiße oder graue zu tragen, indem, wie bekannt, diese Farben weit weniger fähig sind, die Sonnenstrahlen aufzunehmen, als die schwarze Farbe, die unter allen am stärksten erhitzt. Wenn Hüte von dieser Farbe eingeführet würden, so würde sich das Auge sehr bald an dieselben gewöhnen, und man würde graue Hüte sicherlich für keinen Uebelstand halten, da noch ohnedem der Schmutz auf den groben schwarzen Hüten sehr stark in das Auge fällt, welches bey grauen Hüten nicht in dem Maaß geschehen würde.

Statt der Hüte hat man sowohl die Infanterie, als die Cavallerie mit Casketts zu versehen angerathen, und diese vereinigen allerdings eine Menge von Vortheilen in sich, die den Hüten fehlen. Das Caskett kleidet den Soldaten sehr gut, es sitzt fest auf dem Kopfe, und bedarf der künſtlichen Befestigung entweder nicht, oder weit weniger, als der Hut, dabey hindert es den Soldaten in dem Gebrauche seiner Waffen gar nicht, da der Reuter in Führung des Säbels, und der Fußgänger in der Uebung mit der Flinte durch den Hut einigermaaßen gehindert wird. Eben so gut, als der Hut, kann das Caskett so eingerichtet wer-

den, daß es den Soldaten gegen Hiebe einigermaaßen sichert, und er kann dasselbe in jeder Lage seines Körpers, auch im Liegen, auf dem Kopfe behalten.

Diese Vortheile haben bey allen Europäischen Heeren die Wirkung gehabt, daß man die Caskets und die Grenadiermützen eingeführet hat. Aber man hat in der Wahl der Materien, aus denen diese Kopfbedeckung gemacht wird, sowohl, als in den Verzierungen derselben, zu wenige Rücksicht auf die Gesundheit der Soldaten genommen. Die Caskets werden gewöhnlich aus steifen und harten Leder verfertiget, und sind schwarz von Farbe. Sie nehmen daher gar keine Ausdünstungsmaterie auf, und der Kopf schwitzt unter ihnen weit mehr, als unter dem Hute, auch aus der Ursache, weil das compacte Leder von der Sonne weit wärmer wird, und auf diese Art den Kopf weit mehr erhitzet. An mehrern Arten der Caskets sind an der Stirnseite, an einigen auch an der Hinterseite, Klappen angebracht, welche den Soldaten gegen das Einfallen der Sonnenstralen in das Gesicht, und einigermaaßen gegen die Durchnässung des Haares bey Regenwetter schützen: diese Klappen sind aber gewöhnlich sehr schmal, und thun diese Wirkung nur unvollkommen.

Schädlich für die Gesundheit der Soldaten werden die Caskette in einem hohen Grade durch die künstlichen Verzierungen, die man bey vielen an der Stirnseite angebracht hat. An den Caskets mehrerer Regimenter pranget das von Metall gearbeitete Wappenschild des Regenten, mit den Insignien des Krieges besetzt, an den Grenadiermützen brennende Handgranaden u. s. w. Diese Verzierungen helfen zu nichts, als daß sie diese an sich schöne Tracht des Soldaten beschwerlich und ungesund machen, so gut sie sich auch immer, als Gegenstand des Prunkes betrachtet, ausnehmen mögen. Sie machen das Casket

schwer

schwer und dem Kopfe bey langem Tragen desselben lästig, und wenn der Soldat mit diesem Kopfputz oft ganze Tage lang gewaffnet dastehen, oder auch wohl mit Anstrengung aller seiner Kräfte fechten muß, und die heißen Sonnenstralen das Metall bis auf den Grad der Unerträglichkeit erhitzen, so fühlt der Kopf diese ungünstigen Einflüsse im hohen Grad, und das Caskett wird dadurch zu einer höchst ungesunden und unbequemen Tracht.

Alles Metall kann indessen von den Hüten der Soldaten nicht entfernt werden. Die Reuter, die besonders mit dem Säbel agiren, und die Gewalt des Säbels auch wieder fühlen müssen, haben gewöhnlich Hüte, die mit Schinnen von starkem Eisenblech gegen die Gewalt der Säbelhiebe einigermaßen geschützt sind. Auch bey den Casketts hat man die nemliche Beschützung des Kopfes mit Vortheil angebracht. Diese Schinnen vermehren auch auf jeden Fall die Erhitzung des Kopfes; wenn man aber ihre Vortheile mit ihren Nachtheilen vergleicht, so werden die erstern von den letztern sicherlich überwogen.

Etliche andere Verschönerungen, die man bey dem Casketts und Grenadiermützen angebracht hat, sind gleichgültig. Die Bärenmützen zieren den Grenadier ungemein. Auch die Caskets, über welche ein weißer Roßschweif oder Federn herabhängen, geben den Soldaten ein ungemein gutes Ansehen. Alle diese Verzierungen können keinen Einfluß auf die Gesundheit der Soldaten haben.

Die besten Casketts für Soldaten sind diejenigen von Filz. Diese sind leicht, sie erhitzen den Kopf so wenig, als eine leichte Bedeckung desselben es nur immer thut, und haben das in sich vereinigt, was man von einer guten Kopfbedeckung der Soldaten nur verlangen kann. Wenn sie sich die Form der eigentlichen Casketts schwerer, als das Leder, geben lassen, so muß man nur immer bedenken,

daß das Caskett im Grunde nicht zu den Vertheidigungswaffen des Kopfes gehört, sondern zu Bedeckung desselben bestimmt ist, daß also die helmförmige Gestalt, die man ihm zu geben gewohnt ist, keinen weitern Vortheil hat, als daß sie allenfalls gut ins Auge fällt. Etliche Infanterieregimenter bey den Oesterreichischen Heeren, und auch mehrere Cavallerieregimenter tragen solche Mützen von Filz, die gewöhnlich so gemacht sind, daß sie vorn und hinten herabgelassen werden können, um den Kopf gegen die Einflüsse des Regens, und das Gesicht gegen die Wirkungen der Sonnenstrahlen zu schützen. Diese Kopftracht ist für die Soldaten die zweckmäßigste, die ich kenne, und verbindet das, worauf bey der Tracht der Soldaten allein gesehen werden sollte, mit dem möglichst größten Nutzen, die möglichst größte Bequemlichkeit. Sie zieret freylich den Soldaten nicht so gut, als das mit metallenen Schildern ausgeschmückte Caskett; aber man sollte bey Montirung einer Armee immer und durchaus den Prunk und das Aeußere der Bequemlichkeit aufopfern, die man dem Soldaten, bey seinem beschwerlichen und gefahrvollen Dienst im Felde bey aller Sorge nie in gehörig reichlichem Maaß erschaffen kann.

Man verlangt aber nur zum Glück in Friedenszeiten, wo man gern sieht, daß der Soldat, wenn er im Dienst ist, so geschmückt und geputzt sey, als möglich, daß der Soldat sein Haar wohl eingeschmieret und gepudert, seinen Bart gewichst habe, u. s. w. Dieses ist in Friedenszeiten sehr gut, es gehört mit zu der pünktlichen Ordnung, ohne welche kein Heer bestehen kann, und gewöhnt überhaupt den Soldaten mit zur Sorge für seinen Körper, ohne welche eine Armee sehr bald verwildern würde, wie man im siebenjährigen Krieg an jenen rohen Nationen gesehen hat, die ihren Körper auf eine auffallende Art vernachlässigten, und der Armee, bey der sie dienten, kaum

einen

einen wichtigen Dienst leisteten, als etwa den, daß sie das Land verheerten und das Elend des Krieges dem feindlichen Landmann doppelt fühlbar machten. Der Haarpuder und das Fett erzeugen bekanntlich auf dem Kopfe Unreinigkeiten, die beym Nichtgebrauch dieser Waaren sich wenigstens nicht so sehr anhäufen. Im Felde sollte daher nicht darauf gedrungen werden, daß der Soldat seinen Kopf durch Puder und Fett beschwere, und dadurch die Ausdünstung desselben vermindere. Reinlichkeit aber, die überhaupt das meiste zur Erhaltung der Gesundheit der Soldaten das meiste beyträgt, ist auch in Hinsicht des Kopfes von großer Wichtigkeit, und ein im Haar verfilzter, oder verlauster Soldat, verdient auch durch ernsthafte Mittel zur Ordnung angehalten zu werden.

Der Graf von Sachsen hat gerathen, man solle den Soldaten die Haare vom Kopfe scheeren lassen, und ihnen eine Peruque von Spanischen Schaaffellen aufsetzen. Er lobt einen solchen Kopfputz als wohlfeil, welches jedoch in andern Ländern, nicht überall seyn möchte, meynt dabey, er sey sehr warm, verwahre vor Schnupfen und Flüssen, und thue allenthalben sehr gute Dienste. Es ist wohl zu bemerken, daß dieser große Mann seine Bemerkungen über die Kleidung der Soldaten zu einer Zeit niederschrieb, wo man glaubte, daß eine Peruque zu einem gemachten Mann nothwendig gehöre, und daß er in unsern Tagen diesen Vorschlag gewiß nicht gethan haben würde. Ob es indessen nicht von einiger Wichtigkeit für die Erhaltung der Gesundheit und für die Bequemlichkeit wäre, den Soldaten, der starkes Haar hat, zu veranlassen, dasselbe auszuschneiden, und zwar so, daß er doch noch den Zopf, das nothwendige Requisit eines Soldaten, tragen kann, lasse ich dahin gestellt seyn.

Die Kleidung für die Cavallerie ist gewöhnlich besser, reichlicher zugeschnitten, und daher auch gesunder. Die Bemerkung bestätiget sich bey jeder Armee, daß von Cavalleristen, im Verhältniß zu den Infanteristen, wenigere sterben, welches eines Theils von der geringeren Anstrengung bey Märschen, von dem bessern Solde des Reuters, von der leichtern Gelegenheit, sich mit diesem oder jenem zu versehen, zum Theil aber auch davon herkommen mag, daß er besser gekleidet ist, und sich mit seinem Mantel, den der Cavallerist bey jedem Europäischen Heere hat, bedecken kann. Der Dienst zu Pferd setzt ihn zwar einigen Krankheiten aus, die der Infanterist nicht hat: diese Krankheiten sind aber nicht sehr häufig, und entziehen nicht sehr viele Reuter dem Dienste.

Eine Art von Vertheidigungswaffen ist dem schweren Cavalleristen zu Theil geworden, welche manche Vortheile in Hinsicht auf Erhaltung und Beschützung desselben in sich vereiniget, aber auch, besonders im Sommer, demselben sehr lästig wird. Die von gediegenen Eisen verfertigten, dicken, starken und schweren Cuirasse schützen den Cuirassier auf jeden Fall gegen den Stich des Bajonnets und gegen die Kugeln aus kleinem Gewehr sowohl, als gegen die Kartätschenkugeln, wenn sie schon in etwas matt geworden sind: der edelste Theil des schweren Reuters, die Brust, deren Verwundungen unter allen die gefährlichsten und tödlichsten sind, wird durch diese Bedeckung also sehr wirksam vor einer sehr gewöhnlichen und häufigen Gefahr geschützt. Aber die Cuirasse sind schwer, sie wiegen von zwölf bis sechzehn Pfunde und noch drüber, und sind schon deswegen lästig, indem sie auch dem Soldaten die Fähigkeit benehmen, sich seines Säbels mit der Geschwindigkeit zu bedienen, mit dem er sich desselben ohne Cuirasse bedienet haben würde. Im Sommer nimmt das Eisen einen sehr hohen Grad von Wärme von den auf dasselbe fallenden Sonnenstrahlen an,

und

und diese Wärme erhitzt die darunter gelegenen Theile der Brust und des Unterleibes, ermattet den Soldaten weit mehr, als er sonst ermattet seyn würde, vermehret die Ausdünstung desselben in einem hohen Grad, und veranlaßt alle Krankheiten, die sowohl von verstärkter, als von zurückgetriebener Ausdünstung entstehen.

Der Infanterist und Cavallerist ist mit Rock und Weste versehen. Ersterer bestehet durchaus aus wollenem Tuch, von verschiedener Güte bey verschiedenen Heeren. Die Reuter, besonders diejenigen, welche nicht Hussaren sind, haben außer ihrem Rocke oder Collet noch einen Kittel von Zwillig, den sie bey ihren Arbeiten im Stall, bey Besorgung der Pferde, Herbeyschaffung und Zubereitung des Futters, u. s. w. anziehen, so, daß sie ihre Uniform mehr schonen können. Bey den meisten Armeen ist die Weste auch von wollenem Tuch, gewöhnlich von einer andern Farbe, als diejenige, welche der Rock hat.

Man hat an dieser Bekleidung des Körpers der Soldaten eine Menge von Veränderungen vorgenommen, und zwar größtentheils um zu ersparen, welches man an der Kleidung der Soldaten am wenigsten thun sollte. Die Röcke sind bey vielen Heeren nach und nach außerordentlich kurz geworden, und so sehr es einen Soldaten beschweren mag, wenn er mit einem langen Rock, der bis unter die Knie herabreicht, marschiren soll, so nachtheilig ist es ihm auf der andern Seite, wenn der Rock so kurz ist, daß er kaum den Hintern bedeckt, und wenn dieser Rock die einzige Decke ist, die er dem Regen und der Kälte entgegensetzen kann. Ein solcher Rock kann den Dienst, den der Soldat von ihm zu erwarten berechtiget ist, entweder nicht, oder sehr unvollkommen erfüllen, besonders wenn der Zuschnitt desselben so gemacht ist, daß er auch die Brust nicht ganz, und den Unterleib gar nicht bedeckt.

In diesem Fall sind Schenkel und Unterleib der Durchnässung bey jedem Regen ausgesetzt, da dagegen, wenn die Röcke etwas länger, und so geschnitten sind, daß sie überschlagen werden können, und der Ueberschlag die Brust und den Unterleib bedeckt, sie wenigstens einigen Schutz gegen Regen und feuchtes Wetter gewähren.

Das Kleid soll den Soldaten gehörig bedecken und erwärmen, denn er hat so wohl im Frühling, bey früher Eröffnung der Feldzüge, als besonders im Herbst und zu Anfang des Winters, bis auf welche Zeit die Feldzüge oft ausgedehnt werden, weit mehr von der Kälte zu leiden, als er in den heißen Sommermonaten von der Hitze zu leiden hat. Die Westen müssen daher ganz von Tuch, und wohl gefüttert seyn, damit sie die Wärme des Körpers gehörig erhalten. Die Kleidung, die man bey der Reuterey bey einigen Heeren Deutschlands eingeführet hat, wo Weste und Rock, oder Collet aus einem Stück bestehen, also die Weste nur Vordertheile hat, die in den Rock inwendig angesetzt sind, bedeckt den Soldaten zu wenig, und sowohl Brust als Rücken, sind den Einflüssen des Wetters zu sehr ausgesetzt.

Von erster Wichtigkeit sind auch für die Infanteristen die Mäntel, die bis jetzt wenigstens bey vielen Heeren nur den Cavalleristen zu Theil geworden sind, und denen man es mit Recht zuschreibt, daß die Sterblichkeit bey der Cavallerie im Ganzen bey jedem Feldzug geringer ist, als bey der Infanterie. Die Infanterie des ganzen Oesterreichischen Heeres ist mit solchen Mänteln, oder vielmehr weiten Ueberröcken von Tuch versehen, und ich habe nie gehört, daß ein Officier sich beschwert hätte, daß der Ueberrock den Soldaten auf dem Marsch, oder in den Waffenübungen hindere, und der gemeine Soldat erkennt durchaus das Wohlthätige und Nützliche dieser Kleidung. Dieser

weite

weite Ueberrock macht ihm bey gutem und warmen Wetter eine kleine Last. Er rollt ihn zusammen, und trägt ihn nebst dem übrigen Gepäck. Bey schlechtem Wetter, bey Kälte und Regen zieht er ihn an, erhält dadurch seinen Körper warm, und verhütet, daß die Nässe nicht bis auf die Haut eindringt. Er wird dadurch gegen zwey wichtige Ursachen der Beschädigung seiner Gesundheit, gegen die Kälte, und besonders gegen den Regen geschützt, und muß nothwendig gesunder bleiben, als Truppen, denen diese Bequemlichkeit fehlt. In der Nacht und beym Schlaf bedient er sich dieses Mantels zur Decke, und sein Körper leidet dann auch von dem feuchten Zeltstroh, und von der feuchten, und die Ausdünstung am stärksten hemmenden Nachtluft weniger. Bey dieser Bedeckung, die über den ganzen Körper, bis an die Knie reicht, kann der Soldat einen kurzen Rock bequem tragen, da er nun die bessere und sicherere Bedeckung seines Körpers nicht von dem Rocke, sondern von dem Mantel sich zu versprechen hat.

Der Marschall von Sachsen, der so viel Gutes über die Wichtigkeit der Kleidung zur Erhaltung der Gesundheit der Soldaten gesagt hat, sah die Nützlichkeit der Ueberröcke oder Mäntel für die Infanterie vollkommen ein. Ich wünschte, sagt der Marschall von Sachsen, daß der Soldat eine etwas weite Weste hätte, mit einem kleinen wie eine Ueberweste gemachten ledernen Koller, (das Leder nimmt allemal die Nässe leichter an, und behält sie länger: es wird auch steif und hart, wenn es mehrmals naß und wieder trocken geworden ist. Wo also der Gebrauch des Leders zur Bekleidung der Soldaten entbehrt werden kann, da ist es immer besser, etwas anders an dessen Stelle zu setzen) und einen türkischen Mantel mit einer Kappe. Die Mäntel, sagt er, bedecken gut, und erfordern nur zwey und eine halbe Elle Tuch, sie wiegen wenig, und kosten auch wenig. Durch solche Mäntel ist Kopf und Körper

des

des Soldaten gegen Wind und Regen bedeckt, und wenn der sich legt, so ist er verwahrt, und der Körper bleibt trocken. Der Soldat trocknet ihn an der Sonne, sobald das Wetter nur in etwas gut ist: ganz anders verhält es sich mit dem Rocke; sobald dieser naß geworden, fühlt der Soldat die Feuchtigkeit bis auf die Haut, und er muß ihn auf dem Körper trocken werden lassen. Da wenig Zeug zu den Mänteln kommt, so sind sie leicht, können zusammengewickelt werden, und bequem auf den Rücken getragen werden. Diese Mäntel können vier Jahre ausdauern, und die Uniform des Soldaten leidet weniger, weil sie gegen die Einflüsse des Regens und des Kothes, die ihr am meisten schaden, geschützt ist.

Wenn die Feldzüge bis in den Winter hineindauern, so ist eine wärmere Bekleidung der Soldaten durchaus nothwendig. Die Soldaten müssen starke Schuhe erhalten, mit guten Sohlen, und inwendig mit Filzsohlen. Die Stiefletten müssen fleißig gewichst, und dadurch gegen das Eindringen der Nässe verwahret werden. Stiefletten von starkem und dickem Tuche würden eine treffliche Bekleidung der Füße für den Winter seyn. Monro sagt: man würde wohl thun, wenn man, so bald der Winter angeht, einem jeden Soldaten im Krieg einen Brustlatz von Flanell, wollene Handschuhe, und ein warmes Halstuch gäbe, damit sie besser vor der Kälte geschützt wären. Dadurch würde das Leben vieler Soldaten erhalten werden, und die Rekruten, die die Stelle derer, welche sterben, ersetzen sollen, kosten der Regierung weit mehr, als der Preis der wärmern Kleidung für den Winter betragen mag. Ueberhosen sind auch bey Wintercampagnen sehr zu empfehlen. Sie schützen die Theile gegen die Kälte und Nässe, die bey den Soldaten am wenigsten bedeckt sind. So sind, daß ich anderer Beyspiele nicht erwähne, in unsern Tagen mehrere Preußische Regimenter von In-

fan-

fanteristen, die den größten Theil des Winters hindurch gegen die Franzosen zu Felde stehen mußten, durch die Wohlthätigkeit der Einwohner in den Anspachischen und Bareuthischen Landen mit dicken und warmen Ueberhosen versehen worden, und haben bey dieser Bekleidung der Schenkel die ungünstigen Einflüsse der Kälte weniger gefühlt.

Reinlichkeit und gehörige Ordnung in der Kleidung ist dem Soldaten nicht genug zu empfehlen, und sehr schwer kann besonders Reinlichkeit bey ihnen beobachtet werden. Der Soldat hat nur einen Rock im Felde, da er in der Garnison seine alte und neue Uniform gesetzmäßig haben muß, theils um durch die alte die neue zu schonen, theils auch, um, wenn die eine durchnäßt ist, die andere anzuziehen. Aber im Felde muß der eine Rock die Stelle des alten und des neuen vertreten. Der durchnäßte Rock kann nicht eher ausgezogen werden, als bis der Soldat in das Quartier, oder in sein Zelt kommt, und auch da ist oft die Gelegenheit zum Trocknen nicht die beste und bequemste. Wo es nur immer möglich ist, muß der Soldat angehalten werden, daß er seine Kleider fleißig trockene. Die Unterofficiere müssen die Quartiere und die Zelte fleißig visitiren, um zu sehen, ob der Soldat dieser nützlichen Anordnung nachkomme. Die Kleider müssen fleißig vom Schmutz und Staube gereinigt werden. Wenn dieses nicht befolgt wird, so ist der Soldat der Gefahr, im Sommer von den Krankheiten von zurückgetriebener Ausdünstung, von Bauchflüssen und Ruhren zu leiden, weit mehr ausgesetzt, und septische Stoffe werden theils mehr in seinem Körper zurückgehalten, theils auch häufiger in demselben gebracht.

Der Brodsack ist ein sehr wichtiger Artikel unter dem Gepäck eines Soldaten. Er kann seinen Körper wenigstens so lange gegen den dringendsten Mangel schützen, als dieser nicht leer ist. Wo es nur immer möglich ist, muß

der Soldat nicht mit zu vielem Brode beschwert werden. Er ist ohnedem durch die Last seines nothwendigen Gepäckes beschwert genug, als daß man ihm ohne Noth zumuthen könnte, auf viele Tage Commißbrod bey sich zu tragen. Der Brodsack muß von Zwillich, und so haltbar seyn, daß der Regen nicht durch ihn so leicht dringen kann: denn das nasse und vom Regen durchweichte Brod verdirbt leicht, und giebt eine noch schwerere zu verdauende Nahrung, als das Commißbrod ohnedem gewöhnlich ist.

Der Torniſter ist das Magazin, in welchem der Soldat seine Bedürfnisse für seinen Körper sowohl, als für den Dienst aufbewahrt. In diesem hat er seine Geräthschaften zum Putzen und Säubern seiner Waffen, des Lederwerks, welches er um sich hat, und der Kleider, die er trägt. In diesem hat er seinen Vorrath von Hemden, Strümpfen, gewöhnlich ein Paar Beinkleider und ein Paar Stiefletten zum Wechsel. Der vorsichtige Soldat sorgt auch auf den Fall, daß er verwundet werde, dafür, daß er einige Materialien zum ersten Verband seiner Wunden, die zuweilen den Wundärzten ausgehen können, oder auch zum Selbstverband, bey sich habe, und er versieht sich daher mit Charpie, und einer oder etlichen Binden. Wenn auch seit dem siebenjährigen Krieg, in welchem manches Heer zuweilen sehr reichlich mit Charpie, sehr sparsam aber mit andern nothwendigen Bedürfnissen versehen war, es zum guten Ton zu gehören scheint, daß Frauenzimmer die vaterländischen Heere mit einer Menge von Charpie versehen, die das wahre Bedürfniß derselben oft weit übersteigt, und sogar dem Lazareth in Hinsicht auf Transport, u. s. w. lästig werden kann, wenn also jetzt bey diesem oder jenem Heer an Charpie und Binden für Verwundete wahrer Ueberfluß ist; so ist es doch gut, wenn der Soldat sich für den ersten und nothwendigsten Gebrauch mit einigen

Vor-

Vorräthen von diesen Materialien zur Heilung seiner Wunden, versiehet, indem er sonst leicht in den Fall gerathen kann, daß eines oder mehrere von seinen Hemden zu Binden und Charpie verschnitten werden müssen, und er dann in den Mangel des nothwendigsten Kleidungsstückes verfällt.

Außer seinen Kleidern hat der Soldat auch seine Waffen zu tragen. Unter diese gehören beym Fußgänger die Flinte, das Bajonnet, das Seitengewehr und die Patronasche. Der Gebrauch der Flinte ist zuverläßiger geworden, und man hat sich derselben schneller bedienen gelernt, seitdem die eisernen Ladestöcke, die an dem einen Ende so dick, als an dem andern sind, eingeführt worden sind. Der Soldat hat schneller laden gelernt, und der stärkere Stoß, den man mit dem eisernen Ladestock geben kann, stößt die Patrone sicherer und stärker hinunter, und macht, daß sie bey dem ersten Stoß aufsitzt. Dadurch wird nicht allein bewirkt, daß die abgeschossene Kugel sicherer trift, und weiter geht, sondern es wird auch das Zerspringen der Flinten verhütet, welches gewöhnlich erfolgt, wenn die durch den hölzernen Ladestock schwach in das Rohr der Flinte hinuntergestossene Patrone in dem durch das Schiessen schmutzig gewordenen Laufe stecken bleibt. Durch die eisernen Ladestöcke ist daher auch für die Gesundheit der Soldaten in sofern gesorgt worden, daß weder der Soldat selbst, der die Flinte führt, noch sein Nachbar, durch das Zerspringen des Gewehrs so leicht einer Gefahr, verletzt zu werden, ausgesetzt ist.

Schwerer ist freylich die Flinte durch diese Verbesserung geworden; aber die Vortheile, die dadurch erhalten worden sind, überwiegen offenbar diese Unbequemlichkeit. Es scheint auch, daß man bis jetzt in den Gewehrfabriken noch nicht durchaus darauf gesehen habe, den Flinten der

Soldaten, nebst der möglichst großen Dauerhaftigkeit und Wirksamkeit, auch die möglichst größte Leichtigkeit zu geben. Kolben, Beschläge und alles ist an den Flinten des gemeinen Infanteristen zu stark und zu grob gearbeitet, und man würde gewiß dieses Gewehr weit leichter machen können, wenn man in der Gewehrfabrike sich bemühete, die Arbeit an den Flinten für die gemeinen Soldaten feiner zu machen. Die Last des Infanteristen würde beträchtlich vermindert werden, wenn er eine weniger schwere Flinte zu tragen hätte. Seine andern Waffen werden ohnedem nicht so gut leichter gemacht werden können. Die Patrontasche muß, da sie für sechzig Patronen Raum haben muß, die Größe und Schwere haben, die sie hat. Das Bajonnet wird sich kaum feiner ausarbeiten lassen, ohne von seiner Stärke zu verlieren, an diesem wichtigen Vertheidigungs- und Angriffswerkzeuge wird sich also keine Aenderung vornehmen lassen. Das Seitengewehr ist dem Infanteristen durchaus unnütz, und dient ihm im Kriege weder zum Angriff, noch zur Vertheidigung, beschweret aber ihn auch so wenig, daß es aus dieser Ursache kaum abgeschafft zu werden verdient, und ist also blos Zierde des Infanteristen, die er vielleicht auch ungern missen würde. Das Regiment Bernburg verlohr bey der fehlgeschlagenen Belagerung von Dresden auf Befehl des Königs seine Seitengewehre, weil es sich auf eine Art betragen hatte, mit der der König unzufrieden war. Nach den Heldenthaten, die dieses Regiment in der Schlacht bey Lissa gethan hatte, war die erste Angelegenheit desselben, sich von dem König die verlohrnen Seitengewehre wieder zu erbitten.

Eine so große, und aus so heterogenen Gliedern zusammengesetzte Gesellschaft, als eine Armee ist, kann ohne Aufrechthaltung der genauesten Ordnung, und ohne Beobachtung der strengsten Disciplin, nicht bestehen. Eine

solche genaue Ordnung fordert schon die Natur des Dienstes, und ein Heer, wo jedem erlaubt ist, nach seinem Gutdünken zu handeln, wo die Befehle der Obern nur schlaff, oder gar nicht beobachtet werden, muß natürlicher Weise weit weniger furchtbar seyn, als ein Heer, welches Ordnung zu halten gewohnt ist, und in allen Stücken die Befehle der Obern pünktlich ausführt. Ein Kriegsheer ist einmal eine künstliche Maschine, welche durch ein sehr zusammengesetztes Triebwerk in Bewegung gesetzt werden muß. Fehlt es in einem Theil des Triebwerks, so stockt die Bewegung. Das Alter, in dem der Mensch zum Soldatendienst fähig ist, ist gerade dasjenige, in welchem er das meiste Feuer der Jugend und des männlichen Alters hat, in welchem er also bey gegebener Gelegenheit, die Schranken des Gesetzes leicht übertritt. Leute von verschiedenen Nationen, Gebräuchen, Sitten, Denkungsarten, von der niedrigsten Volksclasse, zuweilen auch Leute von besserer Bildung, die Unglück oder eigene Schuld den Soldatenstand zu ergreifen nöthigte, werden in Compagnien und Regimenter vereinigt, und Nachlässigkeiten, Unordnungen im Dienst, und Ausschweifung im Betragen können bey solchen Personen nicht selten seyn, zumal da man, wenigstens in mehrern Ländern, den Soldatendienst sowohl als eine Strafe, als auch als eine Gelegenheit betrachtet, durch welche ausschweifende und der bürgerlichen Gesellschaft beschwerliche junge Leute in bessere Ordnung gebracht werden können.

Es bleibt unwidersprechlich richtig, daß der Soldatenstand dadurch verliert, daß man Menschen, deren Alter zum Soldatenstand geschickt ist, unter die Soldaten steckt, um sie wegen dieser oder jener, zum Theil schwerer Verbrechen zu bestrafen. Solche lasterhafte und an eine zügellose Lebensart gewöhnte Menschen, verführen durch ihre Lehren und durch ihr Beyspiel leicht andere, und verbreiten das Sittenver-

derb-

derbniß unter ihren Mitsoldaten, und wenn der Soldatendienst als eine Strafe für Verbrecher angesehen wird, mit welchem Muthe, mit welchem Zutrauen wird der, der zum Dienst ausgehoben wird, seine neue Lebensart als Soldat antreten? Er wird glauben, in dem Fall der Verbrecher zu seyn, die man bestrafte, indem man sie Soldaten werden ließ, er wird aber nur die Strafe fühlen, ohne sich des Verbrechens, welches der Strafe werth wäre, bewußt zu seyn. Jenes hohe Gefühl von Ehre, und jene Begierde nach Ruhm, die die Begierde nach tapfern Thaten und den Muth zu denselben erzeuget, muß bey Regimentern vermindert werden, unter denen sich viele solche Sträflinge befinden. Besser ist unstreitig für den Soldatenstand in diesem Betracht in solchen Ländern gesorgt, wo man die Verbrecher wohl auch einer sehr strengen militärischen Zucht unterwirft, aber ohne sie deswegen unter die Soldaten zu mischen.

Bestrafungen sind bey jedem Heere nothwendig; doch bey einem mehr, als bey dem andern. Der Nationalcharakter, das Herkommen, die größere oder geringere Pünktlichkeit im Dienst, und der Grad der Cultur auf dem ein Volk steht, hat verschiedene Arten der Bestrafungen nothwendig gemacht. So sehr Bestrafungen überhaupt in jeder Gesellschaft Statt finden müssen, um die festgesetzte gesellschaftliche Ordnung zu erhalten, so sehr erlangt man durch die verschiedensten Arten der Bestrafungen einen und den nemlichen Zweck, wenn die Bestrafungen nach dem Charakter der Nation, nach dem individuellen Charakter dessen, der sich die Strafe zugezogen hat, eben so, als nach dem Verbrechen selbst, eingeführet werden. Schon zu der Zeit, da Frankreich für Europa das Muster der vollkommensten und unumschränktesten Monarchie war, kannte man bey den Heeren der Franzosen die körperlichen

Stra-

Strafen nicht, die bey vielen andern Heeren gewöhnlich sind, und wenn auch der siebenjährige Krieg lehrete, daß Ausschweifungen und Zügellosigkeit bey den Französischen Soldaten gewöhnlicher waren, als bey den Soldaten anderer Nationen, in deren Köpfen die Furcht vor dem Stock Sinn für Ordnung prägte, so hatte diese Thatsache wohl andere Ursachen, als die eigene Kriegszucht dieser Nation, und der Französische Soldat zeigte sich in vielen vorher geführten Kriegen als einen tapfern und die Menschheit ehrenden Soldaten. Auch in den jetzigen Zeiten, wo das Gefühl von Freyheit bey einem Volke, welches Gegenstände, die es lieb gewonnen hat, mit Enthusiasmus verfolgt, die Kriegszucht noch schlaffer gemacht haben muß, wo das Gehorchen mehr von dem guten Willen der Untergebenen, als von den Befehlen der Obern abhangt, wo alle körperliche Strafen aus dem Heer verbannt sind, hat der Erfolg gezeigt, daß die von der Kriegszucht anderer Nationen abweichende Einrichtung, den Fortschritten, welche dieses Volk gegen mehrere seiner Gegner machte, nicht geschadet hat. Die Erfahrung hat bewiesen, daß ein Heer, geleitet durch die mit keiner Furcht vor körperlichen Strafen verbundenen Befehle der Obern, sich einem andern Heere entgegen stellen kann, bey welchem noch andere und dem Rücken peinlich fühlbare Bewegungsgründe zur Befolgung der Befehle der Officiers im Spiele sind.

Wir haben hier die Bestrafungen der Soldaten nur in Hinsicht auf die Gesundheit zu betrachten, und müssen, ehe wir von den einzelnen Arten der Strafen reden können, nur erst im Allgemeinen bemerken, daß bey mehr als einem Heere, und bey mehr als einem Regiment unter einem Heer, ja bey einzelnen Compagnien, in dem Stück sehr gefehlt wird, daß die Vorgesetzten vom Unterofficier bis zum General, zu hart sind, und die Menschheit bey den ihnen

untergebenen gemeinen Soldaten zu wenig ehren. Mit einer solchen Härte kann nie etwas gewonnen werden, viel aber kann verdorben und verlohren werden. Der Soldat, der in seinem Officier seinen Vater lieben und ehren sollte, fürchtet nur den verhaßten Despoten, er denkt auf Gelegenheit, sich zu rächen, und es ist ja bekannt genug, daß im Kriege nicht alle Officiere von den Kugeln des Feindes fallen, — und verrichtet die Obliegenheiten seines Dienstes mit Verdruß und Widerwillen. Viele Soldaten verliessen schon deswegen heimlich ihre Fahnen, und giengen zum Feinde über, weil sie von ihren Vorgesetzten zu unbillig und zu hart behandelt wurden.

Eine solche Härte muß auch der Gesundheit der Soldaten in sehr mannigfaltigen Rücksichten nachtheilig seyn. Oft verlangt der Officier von dem Soldaten Dinge, die er zur Zeit, da, und unter den Umständen, unter denen sie verlangt werden, nicht ausführen kann. Oft bestraft er ihn in der Hitze der Leidenschaft und aus grämischer Gemüthsart, wegen eines geringen Vergehens weit mehr, als auch das strengste Gesetz verlangen würde. Ich weiß, daß ein Soldat, der lange gedient hatte, der den Ruf eines braven Mannes hatte, dadurch den Gebrauch eines seiner Finger verlohr, weil er beym Präsentiren des Gewehrs dem Finger, nach der Meynung des Officiers, eine unrechte Lage gegeben hatte, und von diesem mit dem Stock mit der größten Heftigkeit auf den ohnedem durch die Gicht geschwächten Finger geschlagen worden war. Beyspiele von solcher willkührlichen Behandlung fallen bey Armeen noch jetzt, da man menschlich seyn, und die Menschheit auch bey der niedrigen Classe der Menschen ehren gelernt hat, öfter vor, als man glaubt. Die Gesetze der strengen militärischen Subordination, die wohl ihr unleugbar Gutes haben mögen, setzen den gemeinen Soldaten zu

sehr

sehr aus: er findet in eben diesen Gesetzen zu wenig Schutz gegen willkührliche Gewaltthätigkeit seiner Obern. Verantworten darf er sich vor und bey einer ungerechten Behandlung nicht. Die Subordination verlangt, daß er seine Strafe ruhig und gelassen ertrage. Wegen erhaltener Schläge kann er sich beschweren; aber die Frage ist nur, wird sein Schicksal auch besser, gesetzt, daß seine Beschwerden auch Gehör finden? Der harte Officier, über den er sich beklagte, bleibt immer sein Vorgesetzter, und wenn dieser Rache in seinem Gemüthe kocht, wer wird's ihm wehren, seinen Untergebenen auf tausendfache Art zu plagen und das Leben schwer zu machen? Der Officier sollte also gegen seine Untergebenen menschlicher seyn, als es manche sind: es sollten bestimmte Verhaltungsregeln für die Officiers vorhanden seyn, über welche sie bey Bestrafungen nicht schreiten dürften. Diese Regeln sollten besonders von den jungen Officiers, die sich leichte durch Leidenschaft hinreissen lassen, und oft strafen, ohne vorher es zu überlegen, genau beobachtet werden. Man hat zwar die Fälle erlebt, daß die Heerführer, daß Friedrich der Zweyte die übermäßige Strenge und Härte der Officiers nachdrücklich straften; im Ganzen genommen aber haben solche einzelne Beyspiele nichts weiter bewiesen, als daß auch Strafe für den Officier bestimmt ist, im Fall etwa seine Härte dem Heerführer auf eine auffallende Art in die Augen fällt.

Der Dienst des Soldaten ist an sich schon mit so vielen Mühseligkeiten und Anstrengungen verbunden, daß es Pflicht eines jeden seiner Vorgesetzten ist, ihm sein Schicksal möglichst zu erleichtern, und nur zu oft wird es dem einzelnen Soldaten durch harte Behandlung muthwillig erschwert. Der junge Mensch, der in Ruhe und Zufriedenheit seinen väterlichen Acker bauete, der von keinem

Zwang, von keinen Prügeln, die ihn zur Erfüllung seiner Obliegenheiten nöthigten, etwas wußte, wird oft mit Widerwillen ausgehoben, um in den Stand eines Soldaten zu treten. Ungewohnt alle der körperlichen Uebungen, welche der Kriegsdienst fordert, lernt er diese schwer: bisher nur gewohnt, den Pflug zu führen, führt er die Flinte ungeschickt, selbst die neue und enge Kleidung, die er, statt seiner weiten und bequemen tragen muß, legt ihm Zwang an. Man sucht ihm nun Geschicklichkeit in Führung der Waffen, Fertigkeit und Behendigkeit in den körperlichen Bewegungen einzuprügeln. Eine solche Behandlung kann ihn natürlich nicht mit Lust zu seiner neuen Lebensart erfüllen. Er wünscht sich zurück in seine Freyheit, und sucht sich diese auf jede Art zu verschaffen. Er verläßt die Fahne, oft mit wahrer Lebensgefahr, allemal mit Furcht in große Strafe zu verfallen, wenn er ertappt wird. Hat er nicht so viele Entschlossenheit, einen solchen Schritt zu wagen, so sucht er nicht selten sich sein elendes Leben abzukürzen, und es ist bekannt, daß Selbstmorde unter Soldaten gar nicht ungewöhnlich sind, die von Ueberdruß des Dienstes und von Verzweiflung, einer solchen Lebensart immer zugethan bleiben zu müssen, abhangen. Viele Soldaten werden aus dieser Ursache muthlos, elend, melancholisch, sie schwinden dahin und sterben an der Abzehrung.

Schon aus dieser Ursache sollte, wo es nur möglich, den Recruten eine Capitulation gegeben, diese aber auch, wie es jetzt bey den Kaiserlich-Königlichen, bey den Preußischen und Sächsischen Heeren, und auch bey mehrern andern Armeen geschieht, pünctlich gehalten werden. Wenn dieses geschieht, sieht doch der Soldat das Ende seiner Lebensart, falls sie ihm lästig ist, und ist sie ihm angenehm, so kann er die Capitulation immer alle sechs oder zehn Jahre wieder erneuern. Er behält bey dieser

Ein-

Einrichtung Sinn für Freyheit, den er bey der entgegengesetzten nicht behalten kann. Es wäre auch zu wünschen, daß eine solche Capitulation nicht blos auf die angeworbenen Truppen eingeschränkt, sondern auch auf die aus den Cantons ausgehobenen ausgedehnt würde. Es würde im Oesterreichischen an Soldaten nicht mangeln, falls man dem Landeskinde auch nach acht Jahren die Freyheit gäbe, den Dienst zu verlassen, und eben so wenig würde es im Preußischen an Soldaten fehlen, wenn man nach einem Dienst von zehn Jahren dem Soldaten die Freyheit gäbe, den Dienst aufzugeben. Es ist zwar wahr, daß das Exerciren und Bilden der Recruten bey dieser Einrichtung mehrere Mühe macht; aber eines Theils gewinnt die Menschheit bey einer solchen Veranstaltung, und andern Theils wird wenigstens mancher Recrute leichter und mit mehrerer Lust lernen, wenn er weiß, daß sein Soldatenstand nicht immer dauert.

Bey der Menge von Soldaten, die jetzt nothwendig geworden sind, und die täglich vermehret wird, kann die gewaltsame Aushebung der Recruten nicht entbehret werden. Jedes Regiment muß seinen Canton haben, aus dem es sich recrutirt, und jeder Mensch im Canton, der nicht durch eigene Privilegien und Gesetze frey ist, ist, wenn er die gehörige Stärke und das gehörige Alter hat, verpflichtet, Soldat zu seyn. Hart bleibt für den Bauern und Bürger, denn diese beyden nützlichsten Stände trifft die gewaltsame Aushebung am meisten, allemal diese Einrichtung: die Gewohnheit macht indessen auch diese nothwendige Last den Unterthanen erträglich, und sie wird es noch mehr durch den Urlaub, den jedes Landeskind, für die größte Zeit des Jahres gern erhält, falls es nur das Exercitium gelernt hat. Noch erträglicher wird sie, wenn der Soldat menschlich behandelt wird, und die Aussicht hat,

hat, nach einer bestimmten Reihe von Dienstjahren ohne Entgeld seinen Abschied zu erhalten. Ich sage mit Fleiß ohne Entgeld; denn ich weiß, daß brave Leute dadurch gezwungen wurden, Soldaten zu bleiben, weil sie die hohen Sporteln für Ausfertigung des Abschiedes nicht aufbringen konnten.

Mehrere eben so widersinnige als der Gesundheit schädliche Strafen für leichte Vergehungen der Soldaten, hat man mit Recht bey großen Heeren abgeschafft, und nur noch in kleinen Staaten, die Soldaten mehr zum Prunk, als zu andern Endzwecken halten, findet man noch zuweilen, daß ein Soldat, der etwas verbrochen hat, auf dem Esel reuten, auf spitzigen Pfählen stehen, den Spanischen Mantel oder Flinten tragen muß. Ich will jetzt an das Anstrengende und Ungesunde, welches mit diesen Strafen verbunden ist, gar nicht denken, sondern nur bemerken, daß, wenn ein Soldat bey solchen öffentlichen Strafen den Muthwillen seiner Mitgesellen ausgesetzt ist, dieses natürlicher Weise in ihm Gesinnungen der Erbitterung und der Rache erregen muß, und daß also der große Zweck der Strafen, den Menschen zu bessern, nicht allein nicht erreicht, sondern daß er sogar durch solche Strafen, die er als Beleidigungen ansieht, verschlimmert wird.

Die gewöhnlichen Strafen bey den Heeren sind Einkerkerung, oder solche Strafen, von denen der Körper schmerzhafte Empfindungen hat. Die erstere findet nicht immer für sich allein Statt. Die Härte der militärischen Disciplin hat gemacht, daß der Soldat für ein Vergehen, wegen dessen einer, der nicht Soldat ist, weit leichter durchkommen würde, nicht allein eingesperrt, sondern auch geschlossen wird. Das Fesseln in Ketten, welches nie angewendet werden sollte, als um sich eines Gefangenen besser zu versichern, und zu verhüten, daß er nicht entwische,

und welches nie als Strafe angesehen werden sollte, wird bey den Soldaten oft als Strafe gebraucht, indem man den Verbrecher auf der Hauptwache krumm schließet, das heißt, indem man ihm an beyde Unterschenkel Fesseln legt, und an diese beyde Vorderarme kurz anschließt, so daß also ein solcher Unglückl:cher in keiner andern Lage als in einer solchen seyn kann, in welcher er immer mit zusammengedrängtem Körper, vorwärts gebogenem Rumpf, und hinaufgezogenen Schenkeln sitzen muß. Er kann keinen Schritt thun. Will er seine Nothdurft verrichten, so muß er entweder aufgeschlossen, oder von seinen Cameraden an den bestimmten Ort getragen werden. In einer solchen höchst beschwerlichen und ungesunden Lage, muß er vier und zwanzig Stunden, und oft noch länger bleiben, und dabey auf der Hauptwache allen Spott, allen Beleidigungen, und zuweilen selbst den Thätlichkeiten seiner muthwilligen Mitsoldaten ausgesetzt seyn.

Eine solche Strafe sollte wirklich bey Soldaten in unsern Tagen, wo die Rechte der Menschheit so sehr geehrt und an dem Geringsten wie an dem Vornehmsten geachtet werden, nicht mehr Statt finden. Man kann ja leicht Gefängnisse so fest machen, daß dadurch das Entwischen des Verhafteten unmöglich gemacht wird, wozu bedarf es also noch einer solchen Qual, die für den Körper des Verbrechers sehr leicht gefahrbringend seyn kann, und die denselben nur selten bessern, wohl aber sehr oft die Moralität desselben verschlimmern kann? Wenn es auch nothwendig ist, einen Soldaten zu fesseln, so kann eine solche Verwahrungsart immer so eingerichtet werden, daß die Gesundheit desselben dabey bestehen kann. Oft muß der, der auf Märschen, u. s. f. seine Fahnen heimlich verlassen will, gefesselt werden, und so lästig es seyn mag, gefesselt einen Weg zu machen, der einen Gesunden schon ermüden kann;

so sehr kann man glauben, daß ein solcher Mensch sein Schicksal verdiene.

Die Stockschläge sind bey den Heeren der Deutschen eine sehr gewöhnliche Strafe. Bey den Heeren anderer Völker sind sie es weniger, oder gar nicht. Es giebt Regimenter, bey denen sie in sehr reichlichem, und wieder andere, bey denen sie in minder reichlichem Maaß ausgetheilt werden, und wenn sie einmal bey Deutschen Truppen ein willkührliches Uebel geworden sind, so sollte es wenigstens nicht jedem Vorgesetzten ohne Unterschied erlaubt seyn, die Soldaten zu schlagen, sondern die Strafe sollte nach gehöriger Untersuchung dictirt, und dann vollzogen werden. Dann würde die Leidenschaft ihr Spiel weniger haben, und die Strafe selbst würde vielleicht die Wirkung seltener hervorbringen, daß sie die Bestraften erbittert. Wer eine schwache Brust hat, dem können die Stockschläge auf dem Rücken leicht schädlich werden. Die heftige Erschütterung der Brust durch das unsanfte Auffallen des Stockes kann bewirken, daß sich die geschwächten Gefäße der Brust öffnen, und daß bey einem solchen Menschen Blutspeyen entsteht, welches sehr oft den Grund zu einer unheilbaren Lungensucht legt. Wird ein Soldat in seinem gewöhnlich engen Rock mit Heftigkeit auf dem Rücken geschlagen; so ist die Wirkung der Erschütterung noch stärker, und wird er geprügelt, wenn sein Körper sehr erhitzt ist, z. B. auf Märschen, beym Exerciren u. s. w. so sind die Wirkungen der Erschütterung auf den erhitzten Körper ebenfalls heftiger, als gewöhnlich, und können schlimmere Folgen nach sich ziehen. Außer andern localen Krankheiten, will man von den Stockschlägen auf den Rücken auch Blutharnen beobachtet haben.

Weniger nachtheilig sind ganz unstreitig die Stockschläge auf den Hintern, die wohl sehr selten schlimme Folgen

gen für andere Theile des Körpers haben können, es müßte denn seyn, daß der Hodensack durch die Gewalt des Stockes verletzt würde. Wenn also ja Stockschläge bey der Kriegszucht ein unentbehrliches Uebel sind, so möchte dieser Theil vor dem Rücken zu wählen seyn.

Unter die Strafen, die der Gesundheit der Soldaten leicht höchst nachtheilig werden können, gehören die Spitzruthen, und bey Reutern die Steigbügelriemen. Diese Strafen sind freylich nur auf höhere Verbrechen gesetzt, dergleichen z. B. Insubordination, willkührliche Verlassung des Dienstes, Diebstal, oder durch leichtere Strafen nicht zu verbessernde Lüderlichkeit ist. Der Soldat muß mit entblößtem Rücken durch eine Reihe von zweyhundert und mehrern mit Ruthen versehenen Soldaten auf- und abwärts gehen, und von jedem Soldaten bey jedem Gang seinen Streich empfangen. Diesen Gang muß er vier bis zwölfmal hinter einander wiederholen: bey zwölfmaligem Spitzruthenlaufen durch die Reihe von zweyhundert Mann erhält also ein solcher Verbrecher 2,400 Streiche auf seinen entblößten Rücken an einem Tage. Ist das Verbrechen nach dem Sinn des Kriegsrechts groß, hat z. B. ein solcher Unglücklicher, nach mehrmaligen Versuchen zum Desertiren, das Unglück gehabt, als Deserteur ertappt zu werden, oder hat er mit andern zum Entweichen Complot gemacht, so wird ihm ein vier und zwanzig, ja sechs und dreyßig maliges Gassenlaufen, durch zwey, drey, ja oft viertehalbhundert Mann zuerkannt, und die Strafe wird dann gewöhnlich drey Tage hinter einander vertheilt, so daß auf jeden Tag ein zwölfmaliges Gassenlauffen kommt, und ein solcher Unglücklicher, wenn er nur durch zweyhundert Mann zu laufen hat, in den drey Tagen 7,200 Ruthenhiebe bekommt, die doppelte Zahl aber, und drüber, wenn zu dieser Execution, wie bey mehrern Heeren der Fall ist, ein halbes Bataillon commandirt wird.

Ich

Ich glaube nicht, daß das Spitzruthenlaufen der Gesundheit eines sonst gesunden Soldaten Nachtheil bringen könne, wenn der Verbrecher nur etliche Gänge durch eine nicht zu lange Reihe seiner Mitsoldaten zu machen hat, ungeachtet auch da der heftige Reitz von den in Menge auf den Rücken fallenden Hieben üble Folgen bey sehr empfindlichen Personen erregen kann. Wenn aber die Gänge oft wiederholt werden müssen; wenn die Cameraden kein Erbarmen gegen den Unglücklichen haben; wenn der Stock oder Degen des neben reutenden Officiers von dem schwer gefühlet wird, der vor Mitleiden sanfter zuschlägt, so ist das Schicksal eines solchen Unglücklichen wirklich zu bedauern, und diese Strafe kann für die Gesundheit Gefahr haben, wenn sie auch nur so gegeben wird, daß der Verbrecher sie an einem Tage ausstehen kann. Wenn aber der durch zwölf Gänge an einem Tage zerfetzte Rücken am andern wieder der nemlichen Menge von Ruthen ausgesetzt werden soll; wenn die noch nicht verharrschten Wunden wieder aufgehauen werden; wenn die zerfetzten Haut- und Fleischtrümmer den Rücken herabhangen, und das Blut herabströmt, denn erregt der Anblick eines solchen Schauspiels wirklich hohes Mitleid, und wenn am dritten Tage die Strafe auf die nemliche Art, wie am ersten und zweyten Tage, wiederholt wird, wenn der durch Blutverlust und die empfindlichsten Schmerzen in hohem Grad geschwächte Verbrecher kaum mehr auf den Füßen stehen kann, wenn er durch die Gassen wankt, zittert, und endlich ohnmächtig zu Boden fällt; wenn man ihn dann entweder an einen Pfahl anschließt, und die Soldaten, die ihm die Schläge zu geben haben, vorbey defiliren und dem Halbtodten jeden Schlag mit Stärke geben läßt, dann ist eine solche Strafe meines Erachtens härter, als die ärgste Todesstrafe, und muß das Mitleid eines jeden Menschen erregen, in dessen Brust noch einige Menschenliebe schlägt. Es läßt

sich

sich einsehen, wie schädlich eine solche Strafe der Gesundheit, wie gefahrdrohend sie selbst dem Leben seyn müsse. Entzündung, Brand, Convulsionen, die höchste Schwäche von dem fortwährenden höchsten Grad des Schmerzens, müssen die Folgen einer solchen Strafe seyn, die schrecklicher als der Tod ist. Zwar ist diese Strafe nur auf solche Verbrechen gesetzt, auf welche sonst das strengere Kriegsrecht den Tod gesetzt hatte, und man achtet ein sechs und dreyßigmaliges Spitzruthenlaufen dem Tode gleich. Es scheint aber, das Gesetz habe in diesem Fall menschlicher gehandelt, als dessen Handhaber, die eine so schreckliche Strafe doch für leichter, als den Tod zu halten geschienen haben.

Die Steigbügelriemen werden statt der Ruthen zur Bestrafung der Cavallerie gebraucht. Sie machen breitere Striemen, als die Ruthen, zerfetzen, wenn der Reuter mehrere Gänge zu machen hat, den Rücken weit mehr, als die Ruthen, und sind der Gesundheit, wegen der heftigen Erschütterung, noch schädlicher, als die Ruthen.

Es ist von großer Wichtigkeit, daß das moralische Betragen eines Soldaten wenigstens so gut sey, als man es von Personen, größtentheils aus dem niedrigsten und ungebildetesten Stand, und zuweilen von Personen, die die Kriegszucht und der Stock des Unterofficiers zu bessern Menschen machen sollte, nur erwarten kann. Der Soldat ist bestimmt, den Staat, dem er dient, zu vertheidigen und die Feinde desselben abzutreiben. Er muß in Freundes Land und in dem Lande, dem er dient, sich als einen guten, gesitteten Menschen betragen, und die Menschen, die zuweilen von ihm nur zu sehr abhängen, nicht gewaltsam drücken, er muß sich, mit einem Worte, nicht so betragen, daß der Bürger, der ihn als seinen Freund und Beschützer im Hause hat, wünschen muß, lieber den Feind

bey

bey sich zu sehen. Er muß auch in dem Lande der Feinde die Menschheit ehren, und sich keine Bedrückungen, als höchstens solche zu Schulden kommen lassen, die der Dienst und der Befehl seiner Obern nothwendig macht.

Unendlich menschlicher sind unstreitig, doch vielleicht mit Ausnahme des jetzigen, die Kriege, die in unsern Zeiten geführet worden, und dieses hat man wohl unstreitig den bessern Grundsätzen der Officiers sowohl, als den menschlichen Gesinnungen der Soldaten zu verdanken. Es ist höchst wichtig, daß die Begriffe des gemeinen Soldaten von Moralität und Würde der Menschheit immer mehr aufgeklärt und geläutert werden, daß der Soldat schon durch ein eigenes moralisches Gefühl von Bedrückungen anderer und bösen Handlungen abgehalten werde. Ein Soldat, der keine guten Sitten hat, setzt seine Gesundheit gewiß häufiger aufs Spiel, als ein wohlgesitteter, und ist in keinem Betracht als ein zuverlässiger Mann anzusehen, auf den man sich zu verlassen hat. Das Beyspiel der Officiers muß hier viel wirken. Der gemeine Soldat wird sich nicht getrauen, anders zu handeln, wenn er sieht, daß sein Vorgesetzter gut handelt, er wird sich bestreben, ein braver Mann zu seyn, wenn er sieht, daß ein gutes Betragen von seinen Vorgesetzten geschätzt wird.

Sind bey einem Regiment viele Soldatenkinder, deren Bestimmung doch größtentheils ist, die Lebensart ihrer Väter zu ergreifen, so ist es von großer Wichtigkeit, daß, nebst den Kenntnissen, die einenn Soldaten vorzüglich wichtig sind, auch auf die Bildung der Moralität solcher junger Leute, besonders in Hinsicht auf den Soldatenstand, gesehen werde. Sie müßen zur strengen Ordnung in allen ihren Geschäften, zur genauen Snbordination, gewöhnt werden. Menschenliebe, und Achtung für die Menschheit, gesetzt es sey auch bey dem Feinde, muß ihnen

nen eingeflöset werden. Ein natürlicher Haß gegen alle Ausschweifungen muß ihnen durch Lehren und Beyspiele eingepflanzt werden.

Wie schädlich dem Soldaten Ausschweifungen in Hinsicht auf den Geschlechtstrieb sind, wie sehr diese beydes Leib und Seele des Soldaten verderben, und wie lüderlich und unordentlich sie oft mehrere, ja die meisten Glieder eines Regiments, oder einer Armee machen, dies lehrt die Erfahrung, und es ist darüber nur eine Stimme. Es bleibt aber die Pest des Verderbnisses dieser Art nicht blos bey den Soldaten allein eingeschränkt. Die eheliche Untreue, von der man ehedem auf dem Lande wenig wußte, Hang nach Sinnlichkeit und Sättigung des Geschlechtstriebes, Sinn für Ausschweifungen aller Art, der aus jedem Laster entsteht, verbreiten sich von den Soldaten auch über andere, besonders über die friedlichen Hütten des Landmanns. Es ist daher ein Gegenstand der Kriegszucht von, ich glaube, bisher nicht genug beherzigter Wichtigkeit, daß dieses physische und moralische Verderben verhütet werde, und daß besonders die Lustseuche, diese Pest, die in Finstern schleichet, von den Soldaten möglichst abgehalten werde.

Dieses wird gewiß auf die wirksamste Art geschehen, wenn man den gemeinen Soldaten die eheliche Verbindung nicht so sehr erschweret, als bisher bey mehreren Armeen geschehen ist, und noch geschieht. Ich weiß aus Erfahrung, daß mancher Soldat desertirte, und dabey sein Leben, oder wenigstens eine große Gefahr seines Rückens wagte. Er desertirte aber nur, um aus dem nächsten fremdherrischen Dorfe seinem Hauptmann wissen zu lassen, daß er freywillig zurückegehen wollte, wenn er nur Befreyung von der Strafe zugesichert erhalte, und einen Eheschein bekomme. Man verweigert in einem solchen Fall

diesen

diesen Schein nicht, und der Soldat sieht nun sehr leicht das Desertiren als den besten Weg an, zu seinem Zweck zu gelangen, und wird aus einem braven und tüchtigen Soldaten ein unzuverlässiger Mensch. Es ist unstreitig richtig, daß sich ein Soldat, der beweibt ist, besser nährt, als ein unbeweibter, und daß ein beweibter Soldat mehr Anhänglichkeit an das Land hat, in dem er lebt, und an den Dienst, den man von ihm fordert. Wenn ein beweibter Soldat, der für die Seinen zu sorgen hat, seine Lebensart ändern will, so macht dieses schon weit mehr Umstände, und fordert weit mehr Ueberlegung, als wenn er blos für sich zu sorgen hat. Das Desertiren und eine Menge von Unordnungen, die davon abhangen, daß der Soldat die Lebensart, der er sich widmen mußte, nicht liebt, fallen also bey mehrerer Begünstigung der Ehen, unter den Soldaten weg.

Freylich fällt es, wenn die Posaune des Krieges ertönt, dem verheiratheten Soldaten schwer, seinen Heerd, sein geliebtes Weib, und seine Kinder zu verlassen. Falls er auch sonst Gefahren und den Tod nicht scheuet, zieht er doch ungern dem Feinde entgegen, theils weil er den Umgang mit den Seinigen entbehren muß, theils auch weil er weiß, daß die Seinigen sich während seiner Abwesenheit entweder nicht, oder schwer werden ernähren können. Er fürchtet nun Gefahren und den Tod, er sucht der erstern zu entgehen, weil sein Leben ihm nicht so wohl seinetwegen, sondern wegen seines Weibes und seiner Kinder lieb geworden ist. In Friedenszeiten wird es keine schlimmen Folgen haben, wenn auch der verheyrathete Soldat mehr mit seiner Familie und deren Ernährung, als mit dem Dienst beschäftiget ist. Einem der Waffenübungen und des Dienstes kundigen Soldaten, macht der Dienst in Friedenszeiten ohnedem keine Mühe. In Kriegszeiten müßte, wie es

in

in dem jetzigen Krieg in Sachsen geschehen ist, die Regierung für die Angehörigen der Soldaten sorgen, welche zurückbleiben, wenn der Hausvater zu Felde zieht. Der verheirathete Soldat ist außerdem im Felde immer zuverläßiger, als der unverheirathete, er verläßt sein Heer selten oder nie, und wenn er nur weiß, daß seine Angehörigen nach seinem Tode die gehörige Versorgung finden, so scheuet er vielleicht auch die Gefahren des Krieges nicht. Von den Unterofficiers sind, im Verhältniß zu den Gemeinen, allemal mehrere bey einem Heer verheirathet, und man hat nicht gesehen, daß diese Classe von Soldaten, auf welche im Treffen so viel ankommt, schlechtere und feigere Krieger gewesen wären, als andere.

Uebrigens hat das Erleichtern der Ehen der Soldaten anderweitige große Vortheile mit sich verbunden. Da die jetzige Lage von Europa überhaupt große Armeen nothwendig gemacht hat, und in manchem Staat größere, als die Menschenzahl in demselben zu verstatten scheint; so werden solche große Armeen, wenn den Soldaten das Heirathen sehr erschweret wird, wahre Zerstöhrer der Bevölkerung: wenn dagegen die Ehen den Soldaten erleichtert und befördert werden, so kann selbst die Nachkommenschaft der Soldaten ein beträchtliches Heer immer mit frischen Rekruten versehen, der Landmann und der Handwerker wird weniger zum Soldaten nothwendig seyn, und der Mann, der von Jugend auf unter Soldaten lebte, und von ihnen und unter ihnen erzogen wurde, wird das Beschwerliche des Dienstes weniger scheuen, weil er dasselbe von Jugend auf gewohnt ist. Man erschweret in den Preußischen Staaten die Ehen der Soldaten weniger, als anderswo, und gewiß, der Preußische Soldat giebt keinem in Europa, weder an Tapferkeit, noch an Anhänglichkeit an sein Vaterland und an seinen Dienst, etwas

nach. Die Kinder der Soldaten werden früh zu Soldaten gebildet, sie erhalten in eigenen Schulen den zu diesem Zweck nöthigen Unterricht, und das Heer erhält von dieser Nachkommenschaft immer neuen Zuwachs.

Die schrecklichen Verheerungen, welche die Lustseuche und die Folgen anderer Ausschweifungen in Rücksicht auf den Geschlechtstrieb überall, besonders aber bey den gemeinen Soldaten veranlassen, sind bekannt genug, und oben schon bemerkt worden. Huren sind und bleiben eine Pest für ein Heer, sie zerstöhren alle Moralität der Soldaten, und machen sie unordentlich, sie verbreiten die Lustseuche, und entkräften den Soldaten an Leib und an der Seele. Wenn auch gleich bey einem Regiment, wenn auch gleich im Lager keine lüderlichen und feilen Dirnen geduldet werden; wenn gleich der Soldat gestraft wird, der sich des verbotenen Umganges mit solchen Dirnen schuldig macht; so findet doch der Mensch, angetrieben von dem mächtigsten aller Triebe, Gelegenheit genug, dem Laster heimlich nachzugehen. Die Manustupration, diese Pest junger Leute, ist unter Soldaten sehr gewöhnlich, und schwächt sie so, daß von den Opfern dieses Lasters schwere und sichere Dienste sich nicht versprechen lassen. Wider alle diese Ausschweifungen und deren Folgen ist die erleichterte Verehelichung der Soldaten ein sehr sicheres Mittel. Der Mensch wird wenigstens nicht so leicht sich der Gefahr bey Sättigung eines Triebes preis geben, im Fall er Gelegenheit hat, diesen Trieb ohne Gefahr für die Gesundheit zu sättigen, und es ist bekannt, daß die wegen des eingerissenen Luxus vergrößerte Ehelosigkeit beygetragen hat, die Folgen der Ausschweifungen aller Art fühlbarer und größer zu machen.

Die

Die Lage der Umstände macht es in mehr als einem Betracht nothwendig, daß der jüngere, neuangeworbene, oder ausgehobene Soldat bey einem alten wohne, daß der unverheyrathete bey einem beweibten hause. Dieses hat vielfachen Nutzen. Der Neuling gewöhnt sich besser und leichter an seine Lebensart, er lernt die verschiedenen kleinen Erfordernisse besser und leichter kennen, sein militärischer Geist wird mehr gewöhnt, selbst sein Auskommen wird leichter, indem ihm sein älterer Camerad aus der eigenen Erfahrung belehrt, wie er mit dem Gelde umzugehen hat, und wie er durch Nebenverdienst sich noch bessern und leichtern Unterhalt erwerben könne. Auch für die Moralität des Soldaten wird durch diese Einrichtung gut gesorgt. Er sollte wenigstens bey seinem ältern Cameraden keine Beyspiele vom Laster sehen, und durch diesen abgehalten werden, lasterhaft zu werden.

Ein großes Hülfsmittel, um die Menschen gesitteter zu machen, und ihnen Grundsätze einzuflößen, die einen bessern Lebenswandel zur Folge haben, ist die Religion. Religionsübungen sind daher sowohl in Friedenszeiten, als im Felde, bey den Soldaten von erster Wichtigkeit, und Friedrich der Zweyte hielt pünktlich bey seinen Heeren darauf, daß der Gottesdienst mit gehöriger Ehrfurcht gehalten und von den Soldaten fleißig besucht wurde. Die Wahl der Feldprediger ist daher für einen Befehlshaber ein Gegenstand von großer Wichtigkeit, da Männer, denen die Seele der Soldaten anvertrauet ist, um sie zur Tugend und zu einem guten Lebenswandel zu leiten, auf das Betragen derselben den geradesten Einfluß haben, und sie durch die wichtigsten Gründe zur Tapferkeit, zum Gehorsam gegen ihre Vorgesetzten, zur Liebe für das Vaterland,

und zu allen den großen Pflichten ermuntern können, die den Soldaten, besonders im Kriege, obliegen. Die Preußische Armee hat immer das Glück gehabt, mehrere ausgezeichnete Männer unter ihre Feldprediger zu zählen, und jetzt zeigt das Magazin für Feldprediger, welches mit ruhmvollem Fleiße von den meisten Preußischen Feldpredigern geschrieben wird, auf eine auffallende Art, welchen Nutzen ein Heer sich zu versprechen hat, wenn es viele gute, und um das Seelenheil ihrer Soldaten besorgte Prediger unter sich zählt. Durch das liebevolle Zutrauen, welches sich ein Feldprediger zu erwerben sucht, und durch Ermahnungen, Warnungen und freundschaftliches Zureden, wird ein Feldprediger bey einem Regiment oft größern Nutzen schaffen, als die Befehlshaber durch alle Befehle, Drohungen und Bestrafungen.

Zweyter Theil.

Anstalten zur Heilung der Krankheiten der Soldaten im Felde.

Zweyter Theil.

Anstalten zur Heilung der Krankheiten der Soldaten im Felde.

Einleitung.

Umfang, Wichtigkeit, Schwierigkeit des Gegenstandes.

Der Soldat ist berechtiget, von dem Staate, dem er dient, zu erwarten, daß er Sorge für ihn trage, wenn er entweder durch eine innerliche Ursache erkranket, oder im Treffen verwundet worden ist. Sein Sold ist nicht von dem Belang, daß er sich bey seinen Krankheiten für sein eigenes Geld von einem Arzte oder Wundarzte besorgen lassen, und daß er den Aufwand bestreiten könnte, welchen die Arzneyen fordern. Da man unter den Soldaten den ehelosen Stand immer noch mehr begünstiget, als den Ehestand, so würde es auch im Frieden und in dem Standquartier wenigstens sehr vielen Soldaten an der bey jeder Krankheit nothwendigen Wartung und Pflege gebrechen, falls der Staat dafür nicht besondere Sorge trüge, und ohne diese besondere Sorge des Staates würde es im Felde unmöglich für den Soldaten seyn, bey seinen Krankheiten Obdach, Wartung, Pflege, angemessene Kost, Arzneyen u. s. w. ja wohl auch Aerzte und Wundärzte zu finden, denen er sich anvertrauen könnte.

Gehörig eingerichtete Anstalten zur Heilung des kranken Soldaten sind daher für jeden Staat, der Armeen zu unterhalten hat, von erster Wichtigkeit. Er hat die Obliegenheit, nicht allein in Friedenszeiten dafür zu sorgen, daß der Soldat im kranken Zustande verpfleget und geheilet werde, da ihm nothwendig daran liegen muß, daß sein Heer, bestehend aus gesunden und starken Streitern, dem Feinde entgegen geführet werde, und da ein kranker Soldat dem Zwecke, weswegen der Staat mit großen Kosten Soldaten unterhält, in keinem Betracht entspricht, sondern er muß auch, besonders in Kriegszeiten, alle erdenkliche Sorgfalt anwenden, daß sowohl Krankheiten, die von keinem Heer entfernt bleiben, bey den Soldaten nicht tief einreißen und sich nicht zu sehr über das Heer verbreiten, sondern daß diese Krankheiten auch bey jedem, der von ihnen befallen wird, sicher und geschwind geheilet werden. Er muß alle erdenkliche Anstalten treffen, daß für Verpflegung und Heilung der Verwundeten gesorgt werde, damit die Zahl derer, die an ihren Wunden sterben, möglichst vermindert, und auch der Abgang, den ein Heer an Invaliden leidet, die zu versorgen noch außerdem Pflicht des Staates ist, möglichst vermindert werde. Es muß auch durch gute Lazarethanstalten dahin gesehen werden, daß die Krankheiten, die in den Lazarethen herrschen, sich nicht über die gesunden Soldaten verbreiten, und daß nicht von dem Lazareth aus sich diese oder jene ansteckende Krankheit über die Bewohner des Landes, in welchem der Krieg geführt wird, und über die Oerter, in welchen das Lazareth ist, verbreite.

Diese Anstalten, den kranken oder verwundeten Soldaten zu heilen, können ihrer Natur nach nicht anders, als sehr zusammengesetzt und sehr kostbar seyn. Die mannigfaltigen Bedürfnisse, welche der kranke Zustand des Menschen,

schen, und also auch des Soldaten fordert, müssen mit dem Heer von einem Orte zum andern wandeln. Es muß immer für gehörige Vorräthe von den Bedürfnissen gesorgt werden, die man nicht immer in der gehörigen Menge, und noch seltener in der gehörigen Güte haben kann. Eine Menge von Menschen muß der Staat, und manche darunter für hohen Preis blos zum Dienst bey den verwundeten und kranken Soldaten unterhalten, Oberärzte, Unterärzte, Oberchirurgen, Unterchirurgen, Krankenwärter, Köchinnen, Wäscherinnen, und eine Menge von andern Menschen, die beym Lazareth angestellt sind. Nicht immer können die Menschen, die zum Dienst der Kranken bestimmt sind, so ausgewählet werden, wie sie ausgewählet werden sollten. Das Beschwerliche des Dienstes im Felde scheucht viele zurück, die Kenntnisse genug und ein menschenfreundliches Herz hätten, ihren Brüdern, die bey dem großen Geschäft, ihr Vaterland zu vertheidigen, krank werden, beyzustehen: andere scheucht die Furcht, selbst ein Opfer dieser oder jener Seuche zu werden, die im Felde gewöhlich wüthet, zurück, und wenn einmal Mangel an Aerzten und Wundärzten bey einer Armee ist, so sucht man diesen, besonders im Verfolg des Krieges, zu ersetzen, auf welche Art man kann, und kann da nicht allemal auf die Fähigkeiten genau sehen, die ein Mitglied von dem Medicinalpersonale bey einer Armee haben muß, welches bey derselben mit Ehre für sich und mit Nutzen für die kranken Soldaten dienen will.

Im Ganzen glaube ich, daß man für die Heilung des im Felde krank gewordenen und verstümmelten Soldaten bis jetzt zu wenig gesorgt hat. Ich kenne die guten Absichten Josephs des Zweyten wohl, der keine Kosten sparete, und keine Mühe scheuete, durch welche bessere Wundärzte für seine Armee gebildet werden konnten. Die Josephinische

sche medicinisch-chirurgische Militärakademie, diese Anstalt, wo man alles zusammengestellt hat, was zur Bildung geschickter Wundärzte nur immer erforderlich seyn mag, bey der man so gar auf manche Gegenstände große Kosten, bey einer sonst sparsamen und jeden zu vermeidenden Aufwand hassenden Regierung, verwendete, die des Aufwandes nicht allemal werth seyn mochten, ist ein Beweis von den guten Endzwecken des Regenten für das Wohl seiner kranken und verwundeten Streiter, und wenn auch diese Akademie das noch nicht geleistet hat, was man von ihr erwartete; wenn durch die Preußischen Wundärzte, bey unendlich weniger kostspieligen Anstalten, weit mehr geleistet worden ist, als durch die Oesterreichischen; so hängt dieses eines Theils sehr oft von zufälligen Umständen ab, und andern Theils ist die Anstalt noch so neu, daß sich der große Nutzen, den sie auf jeden Fall für das Heer haben muß, erst in der Folge zeigen wird.

Aber eben diese Anstalt zeigt, daß man selbst über die ersten Principien des Medicinalwesens bey Armeen noch nicht einig ist. Man sucht in Wien aus den Wundärzten zugleich mit Aerzte zu bilden, um die eigentlich so genannten Feldärzte zu entbehren: bey den Preußischen Heeren hat man noch immer nicht daran gedacht, die Geschäfte des Arztes und des Wundarztes bey Heeren zu vermengen, und durch einerley Personen verrichten zu lassen. Die Ursachen, weswegen man in Wien bey den Armeen die Aerzte entbehren, und alles durch Wundärzte verrichten zu können glaubt, sind bekannt genug, und falls es der Akademie gelingen sollte, aus ihren Zöglingen solche freylich in unsern Tagen seltene Menschen zu bilden, die zugleich gute Aerzte und Wundärzte sind, so glaube ich, würde durch diese Anordnung, welche die Aerzte bey Heeren entbehrlich macht, sehr viel gewonnen werden. Die Besorgung der Kranken

im Felde würde weniger kostbar seyn, wenn man keine Ober- und Unterärzte mehr zu unterhalten hätte, und die Besorgung der Kranken würde selbst mehr simplificirt werden. Dieser Umstand ist bey Lazarethen, wo die Menge der Geschäfte so groß ist, von vieler Wichtigkeit, indem unter übrigens gleichen Umständen, eine Sache allemal besser und richtiger besorgt wird, wenn sie nur ein, aber seines Geschäfts völlig kundiger, und demselben gewachsener Mann leitet, als wenn mehrere zur Leitung des nämlichen Geschäfts wirken müssen.

Ein Grund für die Besorgung innerlicher Krankheiten der Soldaten durch Wundärzte, sowohl in Friedenszeiten, als im Felde, ist auch der, daß man im Felde der Wundärzte bey Besorgung innerlicher Krankheiten nicht entbehren kann, wenn die Lazarethe nur einigermaaßen mit Kranken angefüllt sind. Dann müssen, weil die Aerzte nicht hinreichen, die Wundärzte auch solche Kranke besorgen, die an innerlichen Krankheiten liegen, und weil die Unterwundärzte gewöhnlich keine oder nur eine oberflächliche und unbestimmte Kenntniß von den innerlichen Krankheiten und deren Behandlung haben, so dürfen sie die innerlichen Krankheiten nicht anders, als nach einer gewissen Norm behandeln. Diese Norm, wie sie bey den Preußischen Armeen in dem Bayerischen Successionskriege eingeführt war, und schon in dem siebenjährigen Kriege beobachtet hatte werden müssen, hat der sel. Fritze in seinem für die Kriegsarzneywissenschaft äußerst wichtigen Werk: das Königlich Preußische Feldlazareth nach seiner medicinal und ökonomischen Verfassung der zweyten Armee im Kriege 1778 und 1779 und dessen Mängel aus Documenten erwiesen, nebst dem Dispensatorio, das bey der in Schlesien gestandenen Armee eingeführt war. Leipzig 1780. abdrucken lassen, und sie muß bey jedem sachkundigen

Manne,

Manne, der sie liest, sehr ernsthafte Betrachtungen erregen. Gesetzt aber auch, daß es bessere Vorschriften giebt, wie es denn ausgemacht richtig ist, daß z. B. van Swietens Anleitung: description abregée des maladies, qui regnent le plus communement dans les armées, avec la methode de les traites. Vienne 1759. Desgleichen die von dem Freyherrn von Störk und dem würdigen Generalchirurgus Theden zu dem nämlichen Endzweck geschriebenen Bücher unter die bessern dieser Art gehören, so wird eine solche allgemeine Anleitung zur Heilmethode innerlicher Krankheiten für die Unterwundärzte doch immer ihrer Natur nach mangelhaft bleiben müssen, und nicht so bestimmt dargestellt werden können, als es die Umstände wenigstens oft fordern. Da bis jetzt auf die Bildung der Wundärzte in Deutschland zu wenig Sorge gewendet worden ist, und bey Armeen sehr viele Unterwundärzte angestellt werden, die höchstens, außer den gewöhnlichen Verrichtungen des Bartscheerens, Aderlassens und Schröpfens, ein Pflaster schmieren und eine Wunde verbinden können; so können auch die besten Vorschriften von ihnen nicht anders, als schlecht befolgt werden. Sie werden weder in den Sinn der Vorschrift eindringen, noch, im Fall dieses ja geschehen könnte, die Vorschrift auf den bestimmten Fall anzuwenden verstehen, also Fehler auf Fehler häufen.

Eine bessere Bildung der Wundärzte, besonders derer, die Wundärzte bey Armeen werden wollen, ist daher unumgänglich nothwendig. Nur bey wenigen Armeen werden die Vorschläge Brambilla's ausgeführt werden, alle medicinische Hülfe den Soldaten durch Wundärzte angedeihen zu lassen: aber auch für solche Armeen, die ihre Generalstaabsärzte, Staabsärzte und Feldärzte beybehalten, ist es von erster Wichtigkeit, bessere Feldwundärzte zu haben, als man sie gewöhnlich findet. Sie sollten eines

Theils

Theils weitere Fortschritte in der Chirurgie gemacht haben, als sie gewöhnlich gemacht haben, und sollten andern Theils auch durch mündlichen Unterricht sowohl, als durch praktische Uebungen den nothwendigen und höchstwichtigen Unterricht erhalten haben, wie sie sich bey den im Felde gewöhnlich vorfallenden innerlichen Krankheiten zu verhalten, wie sie die bey dem Lazareth einer Armee eingeführte Vorschrift gehörig zu befolgen hätten. Eine Menge von Mißgriffen würde dadurch verhütet werden. Viele eines bessern Schicksals werthe, brave Soldaten würden erhalten werden, und nicht durch Unwissenheit und Unfähigkeit der Wundärzte umkommen, und selbst den Lazarethärzten würde ihr Geschäft unendlich erleichtert werden, falls die Wundärzte, die im Lazareth dienen, und die ihnen zum Beystand zugeordnet sind, bessere und fähigere Leute wären, als sie es gewöhnlich sind.

Alle Lazarethordnungen, die wir bis jetzt haben, sind noch mangelhaft. Diejenigen, welche im siebenjährigen Krieg bey den Preußischen Heeren beobachtet wurde, gehörte unter die vorzüglichsten jener Zeiten. Sie wurde aber schlechter, weil sich in der Theorie und Kurmethode der Feldkrankheiten vieles in der Folge änderte, und eben die Lazarethordnung, die im siebenjährigen Krieg vorzüglich gewesen war, es aber in der Folge nicht mehr war, wurde auch in den Böhmischen Successionskrieg noch bey den Preußischen Heeren beobachtet. Friedrich Wilhem gab durch ein neues Feldlazareth-Reglement, welches im Jahr 1787 die gesetzmäßige Kraft bey den Preußischen Heeren erhielt, einen glänzenden Beweis, wie sehr ihm das Wohl seiner Soldaten am Herzen liege, und wie angelegentlich er für ihre Verpflegung und Heilung bey ihren Krankheiten im Felde sorge. Dieses Reglement ist unstreitig das beste und vollständigste, welches wir über diesen Gegenstand haben. Fritze hatte die Fehler des vorigen Reglements,

und überhaupt der ehedem gewöhnlichen Verpflegung der kranken Soldaten im Felde und der Heilung derselben gerügt, er selbst war auf Veranlassung eines berühmten Arztes zu Friedrich den Zweyten gerufen worden, um Hand an die Verbesserung der Einrichtung der Feldlazarethe zu legen, und wenn auch das neue Preußische Feldlazareth-Reglement nicht sein Werk war, so wurde doch ein grosser Theil desselben auf seine Vorschläge, und auf seine Bemerkungen gebauet.

Bey Heeren anderer Völker giebt es hin und wieder sehr weitläuftige, aber auch sehr zweckwidrige Feldlazareth-Reglements. Welchen Nutzen kann es z. B. haben, wenn das Reglement vorzüglich darauf sieht, daß der Rang eines jeden Chirurgen genau bestimmt werde, daß es genau angiebt, was ein Wundarzt von jedem bestimmten Range für ein Kleid, was für Schnüren, Epauletts, Borten, und dergleichen er tragen soll, daß es genau angiebt, wie viele Rationen, Portionen und Besoldung jeder Wundarzt haben soll, dabey aber das weit wichtigere, das Detail der Pflichten aller beym Feldlazareth angestellter Personen vernachläßigt und fast verabsäumt?

Erstes Kapitel.

Anstalten zur Verpflegung des kranken Soldaten im Allgemeinen.

Der Soldat hat das Recht, vom Staate zu fordern, daß er sich seiner, falls er krank wird, annimmt. Es ist Pflicht für den Staat, dieses mit aller Angelegenheit zu thun, weil er den kranken Soldaten ernähren und besolden muß, aber keinen Nutzen von ihm hat, indem er während seiner Krankheit keine Dienste leisten kann. Sowohl in Friedenszeiten, als im Krieg, sind daher die Anstalten zur Verpflegung der kranken Soldaten von erster Wichtigkeit.

In Friedenszeiten, wo die Regimenter in größern oder kleinern Garnisons und Standquartieren liegen, wo in mehrern Ländern die Cavallerie den Sommer hindurch auf dem Lande in Dörfern zerstreuet liegt: können die Anstalten zur Verpflegung der krank gewordenen Soldaten nicht nach einer Norm, die überall gleich beobachtet wird, eingerichtet seyn. Im Allgemeinen ist aber doch die Einrichtung die, daß, da in Friedenszeiten bey solchen Heeren, welche die Aerzte für nothwendig zur Heilung der Krankheiten der Soldaten im Felde halten, doch außer den obersten Aerzten und etlichen Staabsärzten, keine Aerzte bey der Armee angenommen und besoldet werden, die Wundärzte auch für die innerlichen Krankheiten der Soldaten zu sorgen haben. Die Compagnie- und Bataillonswundärzte haben die nothwendige Erkundigung bey den Kranken einzuziehen, und können in leichten Fällen dem Kranken selbst, ohne Zuziehung eines andern, Verhalten und Heilmittel anordnen. In Fällen, die ihnen nur einigermaaßen bedenk-

denklich sind, dürfen sie nichts unternehmen, ohne dem Regimentschirurgus Bericht abgestattet und dessen Rath eingeholt zu haben, und der Regimentswundarzt hat die Pflicht auf sich, die Kranken zu besuchen und zu besorgen. Eben dieses gilt auch von äußerlichen Krankheiten. Die Unterwundärzte dürfen keine Operation, unternehmen, als mit Erlaubniß und unter der Aufsicht des Regimentswundarztes. Die Regimentswundärzte, die immer aus Anstalten genommen werden, wo sie sich in der Theorie und Praxis vorzügliche Kenntnisse erwerben können, sind gewöhnlich solide, ihres Faches durchaus kundige, erfahrne Männer. Von ihnen hängt das medicinische Wohl eines Regiments in eigenem Sinn des Wortes ab. Sie sind solchen Obern untergeordnet, die gewöhnlich von ihnen weit entfernt sind, deren Rath sie sich also in schweren Fällen schwer oder nicht bedienen können.

Da bey einer solchen Einrichtung der Regimentswundarzt diejenige Person ist, die in allen Fällen innerlicher und äußerlicher Krankheiten, welche bey einem Regiment vorkommen, und die Fähigkeiten der Unterwundärzte übersteigen, allein zu rathen und zu handeln hat, und da er sich des Rathes seiner Obern entweder nicht, oder nur selten bedienen kann: so ist es von großer Wichtigkeit, daß zu Regimentswundärzten nur solche gewählt werden, denen man die Gesundheit eines Regiments von Soldaten mit Zuversicht anvertrauen kann. Man wählt sie gewöhnlich aus Heilungsanstalten, wo sie sich durch eigenes Handeln Fertigkeit in ihrer Kunst erwerben konnten, und wo sie auch den gehörigen Grund im Theoretischen ihrer Wissenschaft legen konnten. Bey den Preußischen Heeren werden die Regimentswundärzte größtentheils von den Königlichen Pensionärchirurgen genommen, die bey der Charite' in Berlin angestellt sind, und die Preußischen Regiments-

wund-

wundärzte zeichnen sich, wie nicht allein die Erfahrung und der Augenschein, sondern auch die Proben lehren, die sie hin und wieder, besonders in Schmuckers vermischten chirurgischen Schriften, gegeben haben, durch ihre Kenntnisse und Geschicklichkeit rühmlich aus. Die Generalchirurge haben in Friedenszeiten bey den Preußischen Heeren gewöhnlich auch eigene Regimenter als Chirurgen zu versehen, und können überhaupt wegen der Entlegenheit der Regimenter von ihnen, nur selten den Regimentschirurgen mit ihrem Rath in schweren Fällen beystehen.

Nach dem Oesterreichischen Reglement für die Feldchirurgen, welches den Protochirurg Brambilla zum Verfasser hat, hat der Protochirurgus die erste Stelle. Dann kommen die Professoren der Josephinischen medicinisch-chirurgischen Militärakademie, dann die Staabschirurge, Regimentschirurge, Oberchirurge, dann die Bataillonswundärzte, dann die Unterbataillonschirurge bey dem Grenadierbataillons, dann die bey den Regimentern und Corps angestellten Unterchirurge, zuletzt die Zöglinge der medicinisch-chirurgischen Schule. Alle hängen im Bezug auf die gute Dienstordnung, der Direction, des Heilungsgeschäfts bey Kranken, der Arzneyanordnung, des Medicamentenwesens, einzig und allein von dem Protochirurgus ab. Die Regimentschirurgen sind den Staabswundärzten untergeordnet, so wie dagegen die Bataillons- und andere Wundärzte dem Regimentswundarzt untergeordnet sind.

Bey Heeren, wo die Aerzte als nothwendig zur Heilung der Krankheiten der Soldaten angesehen werden, sind, wo starke Besatzungen liegen, eigene Garnisonsärzte angestellt, die für die medicinische Pflege und Hülfe der kranken Soldaten zu sorgen haben.

Der kranke Soldat wird in Friedenszeiten entweder in seinem Quartier, wenn er entweder bey andere Soldaten

ten, oder bey einem Bürger seine Wohnung hat, besorgt, oder er muß in das Lazareth gebracht werden. Das erstere ist, wo es, der geringen Menge der Kranken wegen, und wegen der Art, wie die Soldaten einquartiert sind, geschehen kann, für die Gesundheit der Soldaten im Ganzen genommen zuträglicher, als das letztere, theils wegen der bey den Soldaten auch in Friedenszeiten sehr gewöhnlichen Lazarethfurcht, und weil in Lazarethen, gesetzt daß man auch die Kranken auf das pünktlichste behandelt, allemal mehrere sterben, als außer demselben, theils weil sich jeder Kranke von den Seinigen, mit denen er bekannt ist, denen er also seine Leiden klagen, und von denen er sich Trost und Erleichterung versprechen kann, lieber warten und pflegen läßt, als von gedungenen Wärtern. Dieses aber kann nur in kleinen Städten, wo die Zahl der Soldaten nicht sehr groß ist, Statt haben, in größern Städten, die starke Besatzungen haben, und wo die Soldaten in Casernen wohnen, würde es Nachtheile bringen, wenn man die Kranken unter andere zerstreuet ließe. Da müssen sie in das Lazareth gebracht, und in diesem besorgt werden.

Für den Krieg sind eigene, und ins Große gehende Lazarethanstalten im höchsten Grad nothwendig. Der Soldat kann unmöglich seinen Dienst mit Zutrauen und Freudigkeit verrichten, wenn er nicht überzeugt ist, daß bey den vielen Unfällen, denen er im Laufe des Kriegs ausgesetzt ist, bey den vielen Ursachen innerlicher und äußerlicher Krankheiten, die auf ihn wirken, bey der leichten Möglichkeit blessirt zu werden, und der Hülfe der Aerzte und Wundärzte zu bedürfen, dafür gesorgt ist, daß gute Aerzte, erfahrne und geschickte Wundärzte da sind, denen er sich anvertrauen kann, und daß Anstalten zu seiner Verpflegung, so gut als sie nur die Lage der Sachen im Felde möglich macht, vorhanden sind. Aber man thut für die

Laza-

Lazarethanstalten bey den meisten Armeen wirklich zu wenig, und sorgt in Friedenszeiten nicht für das, was, so bald ein Feldzug eröffnet wird, ein Gegenstand der ersten Nothwendigkeit wird. Man sollte, sagt der sel. Fritze, ein der Sache vollkommen kundiger Mann, der ganz aus eigener Erfahrung spricht, den Feldlazareth-Etat schon im Frieden so einrichten, daß er nicht erst im Kriege mühsam sein Daseyn erhielt. Der oberste Feldarzt muß, wie sein König, zubereitet seyn, daß er nur wenige Wochen zur Instandsetzung des Lazareths nöthig hat.

Bey den Heeren der Staaten von mittlerer Größe in Deutschland denkt man in Friedenszeiten für die Einrichtungen des Lazareths für den Krieg gar nicht. Jedes Regiment hat seinen Regimentswundarzt, seine Bataillons- und Compagniewundärzte. Höchstens ist etwa einem Arzte in der Residenz, oder einem oder dem andern Lehrer bey einer medicinisch-chirurgischen Anstalt zum Unterricht und Prüfung der Wundärzte die Oberaufsicht über das Medicinalwesen der Armeen anvertraut. Wenn dann ein solches Heer ins Feld zieht, werden erst Feldärzte und Chirurgen für die Feldlazarethe angenommen, und das Lazareth wird im eigentlichen Sinn des Wortes erst gebildet, wenn die Armee oft schon im Felde steht.

Bey den Kaiserlichen Heeren wird, so bald ein Krieg erkläret ist, der Protochirurg vom Hofkriegsrath unterrichtet, wie viele Corps d'Armee agiren werden, und wie viele Lazarethe errichtet werden müssen, damit er wissen kann, wie viele Feldstaabschirurge, Ober- und Unterchirurge er aufzubringen hat. Zu Staabschirurgen wählt er theils solche aus, die im Lande angestellt, und in den Provinzen nicht unumgänglich nothwendig sind, ist aber deren Zahl nicht hinreichend, so wählt er zur Vollmachung derselben aus den Regimentswundärzten die besten und erfahren-

fahrensten. Eine Hofkriegsrathsverordnung verständigt den Protochirurg, wie groß die Anzahl der Unterchirurgen seyn müsse, die theils den ins Feld rückenden Regimentern auf den Kriegsfuß zugetheilt, theils an die neu errichteten Corps abgegeben werden müssen. Zu diesen Unterwundärzten werden Zöglinge aus der medicinisch-chirurgischen Akademie genommen. Die Spitäler werden immer nur mit einer verhältnißmäßigen Anzahl von Wundärzten versehen. So wie die Umstände, Schlachten, Krankheiten, mehrere nöthig machen, werden auch mehrere an die Lazarethe abgegeben. Zu Anfang des Feldzugs haben daher die Lazarethe nur sehr wenige Wundärzte, weil die Kranken da weniger sind, in der Folge aber mehrere. Die mehrern, welche gebraucht werden, werden aus der Akademie zu Wien an die Armee abgeschickt. Die Unterwundärzte bey den Regimentern werden durch die bessern und geübtern Wundärzte, die bey den Spitälern stehen, ersetzt, oder aus der Akademie genommen, falls sich in den Spitälern keine entbehrlichen vorfinden.

Bey andern Armeen in Deutschland sind die Stellen des Generalfeldstaabsarztes und des Oberfeldstaabsarztes bleibende Stellen, die auch in Friedenszeiten besetzt werden. Beyde haben gewöhnlich noch eine andere Stelle, z. B. als Aerzte an einem Spital, z. B. am Invalidenhause u. s. f. zu versehen. Diese haben auch in Friedenszeiten für manches, was die Lazarethanstalten in Kriegszeiten angeht, zu sorgen, z. B. für Abfassung eines zweckmäßigen Felddispensatoriums, durch welches sich unlängst der Herr Generalfeldstaabsmedicus Riemer bey der Preußischen Armee ein ausgezeichnetes Verdienst erworben hat, für Abfassung eines deutlichen, wohldurchgedachten und vernünftig entworfenen Unterrichts für die unwissenden und unerfahrnen Untergebenen, denen die Besorgung der Kranken im Kriege anvertrauet werden muß. Bey Ausbruch

eines

eines Krieges müssen diese beyden Aerzte, nebst dem Lazarethdirector, der ein einsichtsvoller, rechtschaffener und thätiger Staabsofficier seyn muß, und der Generalchirurgen alle diejenigen Anordnungen und Verfügungen treffen, die zur Etablirung und Mobilmachung der Lazarethe nothwendig sind. Sie müssen gemeinschaftlich einen der jedesmaligen Stärke der Armee angemessenen Lazareth-Etat entwerfen, und solchen dem Könige zur Vollziehung vorlegen.

Der Generalfeldstaabsarzt führt die Direction über das, was das Medicinische und Pharmaceutische bey einer Armee betrifft: alles was auf die Chirurgie Bezug hat, wird vom Generalchirurgus dirigirt. Bey einer zweyten Hauptarmee ist der Oberstaabsarzt Director im medicinischen und pharmaceutischen, der zweyte Generalchirurgus aber im chirurchischen Fache. Diese ersten Aerzte und Wundärzte sind verbunden, sorgfältig über ihre Untergebene zu wachen, und letztere sind verpflichtet, die Befehle und Anordnungen der erstern aufs pünktlichste und thätigste zu befolgen. Auch sind die ersten Aerzte und Wundärzte schuldig, die Lazarethe unerwartet zu visitiren, und die Detaschirten wo möglich zu bereisen, damit wenn der König von Zeit zu Zeit einen General in das Lazareth zur Untersuchung der Lazarethanstalten sendet, dieselben jederzeit in der bestmöglichsten Ordnung seyn.

Die Feldärzte werden bey den Preußischen Heeren von den Generalfeldstaabsmedicus vorgeschlagen. Das Königliche Lazareth-Reglement will ausdrücklich, „daß es Männer von nicht geringer Erfahrung, gründlichen Kenntnissen, und bekannter Rechtschaffenheit seyn sollen.“ Die besoldeten Garnisonsärzte, deren Dienst im Krieg ohnedem, wenigstens bey vielen Garnisons, aufhört, wenn die Regimenter sie verlassen und zu Felde ziehen, sollen verbunden

seyn, das Amt der Feldärzte zu übernehmen. Außerdem werden zu Feldärzten die geschicktesten Aerzte von denjenigen gewählt, von denen das Obercollegium Medicum zu Berlin immer eine Liste zu halten hat.

Zunächst unter dem Generalfeldstaabsarzt und Oberfeldstaabsarzt stehen die Staabsärzte, die als Stellvertreter des Generalfeldstaabs- und Oberstaabsarztes dienen. Sie werden als dirigirende Aerzte den detachirten stehenden Lazarethen vorgesetzt, stehen aber unter der Haupt-Feldlazareth-Direction, und sind verbunden, an diese von allem gehörigen Bericht zu erstatten. Unter den Staabsärzten stehen die Feldärzte, und wenn diese zur Besorgung der innerlichen Krankheiten nicht hinreichend sind, so müssen die geschicktesten Staabspensionairs und Oberwundärzte die innerliche Behandlung der Kranken mit übernehmen. In dringenden Fällen können auch benachbarte Aerzte zur Besorgung der Kranken berufen werden, so wie es überhaupt in dringenden Fällen der Hauptdirection der Feldlazarethe überlassen ist, die Zahl derer, die bey den Lazarethen angestellt sind, zu vermehren.

Die Generalchirurgen führen die Direction über alles, was im Lazareth die Chirurgie betrifft, und zugleich in Gemeinschaft mit dem Lazarethdirector und dem obersten Arzt die Direction über das ganze Lazareth. Unter ihnen stehen in den Lazarethen die Staabs- und Oberwundärzte und besonders die erstern müssen Männer von erprobten Kenntnissen und fähig seyn, in detachirten Lazarethen die Stelle des Generalchirurgus, der beym Hauptlazareth immer bleibt, zu vertreten, auch den Unterwundärzten die gehörige Anleitung und den nothwendigen Unterricht zu geben. Auch die Unterwundärzte müssen insgesammt Beweise von ihren guten Kenntnissen gegeben haben, und damit das Feldlazareth sogleich eine Anzahl gute, geschickte

und mit der Ausübung der Wundarzneykunst unter den Soldaten bekannten Wundärzte erhalte, so muß bey entstehendem Kriege ein jeder Regimentswundarzt von der Infanterie zwey, und von der Cavallerie einen seiner besten Compagniewundärzte an das Feldlazareth abgeben.

Das Königlich Preußische Feldlazareth-Reglement befiehlt ausdrücklich, daß, falls die erforderliche Anzahl geschickter Unterwundärzte bey einem entstehenden Kriege nicht zu erhalten seyn sollte, die Aerzte, die Staabs- und Pensionairwundärzte die Ungeübten mit dem Militär- und Lazarethdienst bekannt machen und sie gehörig unterrichten sollen. Sogar die Generalchirurgen sollen, wenn es Zeit und Umstände erlauben, Vorlesungen in ihrer Wissenschaft halten, und dadurch bessere Kenntnisse über die Wundärzte verbreiten.

Die Oberfeldapotheker müssen, nach dem Königlich Preußischen Lazareth-Reglement schon in Friedenszeiten gewählt und angenommen werden, und bereits bey einer Feldapotheke, oder einem andern großen Krankenhause gestanden seyn.

Aus dem, was von den verschiedenen Einrichtungen, die bey verschiedenen Armeen mit den Medicinalpersonen zum Medicinalwesen getroffen werden, gesagt worden ist, erhellet, daß bey der Oesterreichischen Armee gar keine Aerzte für nothwendig gehalten werden. Die Wundärzte besorgen alle Kranke, so wohl innerliche, als äußerliche, und nur die Verordnung ist gegeben, daß die von ihnen sogenannten Internisten, oder innerlich Kranken, und die Externisten, oder äußerlich Kranken, in besondern Zimmern verpfleget und behandelt werden. Ja das Kaiserlich-Königliche Reglement befiehlt ausdrücklich, daß „alle Monate, oder längstens alle zwey Monate sowohl die Ober-

„als

„als die Unterchirurgen umgewechselt werden sollen, daß „ist, daß jene, so die Zeit hindurch bey den Internisten ange„stellt, zu den Externisten übergehen sollen, und so umge„kehrt, damit die Chirurge in der Medicin und Chirurgie „gleich viele Erfahrung zu machen Gelegenheit erhalten und „auf diese Art mit der Zeit tüchtige Subjecte für die Armee „und das Land gebildet werden.“ Junge Aerzte, die sich in der löblichen Absicht melden, sich praktische Kenntnisse in den Spitälern zu erwerben, können nicht als Aerzte bey den Oesterreichischen Armeen dienen, sondern sie werden, wenn sie angenommen werden, jederzeit als Oberwundärzte angenommen, können aber bey den Kranken in dem so genannten numero medico (bey den Internisten) angestellt werden, jedoch mit dem Beding, daß sie über das Reglement, welches die Oberwundärzte zu beobachten haben, nicht hinaus gehen, und daß sie auch die mindern chirurgischen Operationen zu verrichten im Stande seyn müssen.

Vereinfacht wird durch diese Einrichtung bey den Kaiserlich-Königlichen Armeen, welche die Aerzte entbehrlich macht, sehr viel. Die Concurrenz mehrerer Kunstverständigen, die oft auf einander scheel herabsehen, wird verhütet, und selbst der Lazarethdirection wird es weit lieber seyn, wenn sie nur mit einer Classe von Medicinalpersonen zu schaffen hat. Oft sind auch so wohl bey der Direction, als bey der Behandlung einzelner Kranken, die Aerzte und Wundärzte einander sehr entgegen. Aus Haß, Partheysucht, Eigendünkel und Rechthaberey geschieht nicht, oder unvollständig, was bey den Kranken geschehen sollte, und der arme Kranke, den natürlich alle diese Partheylichkeiten nichts angehen, ist derjenige, der davon zu leiden hat. Da noch überdies bey solchen Armeen, wo Aerzte und Wundärzte zum Medicinal-Etat gehören, die Unterchirurgen unter der Aufsicht der Aerzte die Kranken zu besorgen

sorgen haben, oder auch wohl nach der vom Generalfeldstaabsarzt vorgeschriebenen Norm selbst handeln dürfen, wenigstens immer die Befehle der Aerzte ausführen müssen, so wird unstreitig von diesen sehr oft aus Nachläßigkeit, Unwissenheit, oder auch aus dem Princip, daß sie glauben, die Sache besser zu verstehen, als der Feldarzt, gesündigt; da dagegen, wenn ein Mann gleich geschickt ist, innerliche und äußerliche Kranke zu behandeln, alle diese Anstöße entweder wegfallen, oder in weit geringerm Maaß vorhanden sind. Zu wünschen wäre es aber freylich nur, daß es viele Menschen gäbe, die die Fähigkeit, die Lust und die Gelegenheit haben, sich gleich große Kenntnisse in der theoretischen und practischen Arzneywissenschaft und in der Chirurgie zu erwerben, und denen man also das wichtige Geschäft, innerliche und äußerliche Krankheiten der Soldaten, sie mögen seyn von welcher Art sie wollen, zu heilen, anvertrauen kann. Nur selten hat ein Mensch für diese beyden Zweige der medicinischen Wissenschaften gleiche Fähigkeiten, und es läßt sich wohl vermuthen, daß die medicinisch-chirurgische Militärakademie zu Wien, auch bey allem Eifer, und bey vorausgesetzter größten Geschicklichkeit der Lehrer, und bey der genauesten Aufsicht über Betragen und Fleiß der Zöglinge, nicht immer Leute zur Armee werde abgeben können, denen sich jeder Internist und Externist mit unbeschränktem Zutrauen anvertrauen könnte.

Auch dieses ist bey unsern Einrichtungen der Lazarethe und der Anstellung der Medicinalpersonen bey denselben ein großer Fehler, daß beym Lazareth Leute ankommen können, die in dem Lazareth und an den Kranken lernen wollen, wie man Kranke zu behandeln hat. Ich weiß wohl, daß der Arzt sowohl, als der Wundarzt nie auslernt, und daß auch der geschickteste Arzt und Wundarzt, je länger er lebt, und je mehr er beobachtet, handelt, und studiert,

auch

auch desto mehr von der Mangelhaftigkeit seiner Kenntniss überzeugt wird. Aber Lehrlinge, und solche bey Feldlazarethen anzustellen, die in diesen, oft auf Kosten der Menschheit, auf Kosten des Lebens und der Gesundheit der Soldaten erst lernen sollen, wie man Kranke behandelt, da sie mit dieser Kunst gerade äußerst bekannt seyn sollten, wenn sie in das Lazareth kommen, ist durchaus unthunlich, und widerspricht dem Zwecke, den alle Lazareth- und Medicinalanstalten bey einer Armee haben müssen. Wenn ein Staat Krieg führt, so beruht in jedem Fall seine politische Ehre und Achtung auf der Güte der Armee, oft beruht auf der Armee allein die Existenz und das Wohl des Staats. Was würde der Preußische Staat jetzt seyn, wenn Friedrich nicht eine tapfere, wohl disciplinirte, von Patriotismus glühende, zahlreiche und gesunde Armee seinen Feinden im siebenjährigen Kriege entgegen gestellt hätte? Und muß sich nicht ein Theil der Zuversichtlichkeit und des frohen Muthes bey den Soldaten verlieren, wenn sie sehen und hören, daß in den Lazarethen viele ihrer Brüder von solchen, die die Praxis lernen wollen, vernachläßigt, verabsäumt, falsch behandelt, oder aus allen diesen Ursachen zu Invaliden gemacht werden? Solche Aerzte und Wundärzte sind so gut fähig, die Glieder einer Armee dünner zu machen, als das wohl gerichtete und wohl angebrachte Feuer des Feindes. Der Lazarethartzt und der Lazarethwundarzt im Felde sollte durchaus ein Mann von der geprüftesten Geschicklichkeit, und immer ein Mann von Erfahrung seyn. Diese beyden Eigenschaften, verbunden mit Menschenliebe, Redlichkeit und gutem Willen, gewähren dann die nothwendigen Eigenschaften eines Feldarztes und Feldwundarztes, Entschlossenheit, schnelle Uebersicht der Krankheit und dessen, was für die Genesung gethan werden muß, und schnelle und sichere Ausführung dieser Beschlüsse.

Man

Man hat gesehen, daß es schädlich war, wenn einem Arzte die Direction über das Medicinalwesen einer Armee anvertrauet wurde, der mit den mediciniſchen Bedürfniſſen einer Armee nicht bekannt war, der also von seiner Studierstube aus Verordnungen gab, Reglements machte, wie Krankheiten im Felde zu behandeln wären, der Felddispensatorien schrieb, ohne nur im geringsten zu wissen, was für Krankheiten bey einer Armee gewöhnlich vorkommen, welche Natur sie haben, und was für Mittel sie am meisten fordern. So hat man den Fall erlebt, daß eine Feldapotheke sich mit Compositionen, in Quantitäten in den Feldarzneykästen vorhanden, schleppen mußte, die kaum alle Monate einmal nothwendig waren, und daß dagegen die wichtigsten einfachen und zusammengesetzten Mittel, die bey Feldkrankheiten alle Tage gebraucht werden, die Tamarinde, die Fieberrinde u. s. w. in sehr geringer Quantität da waren, daher nie zureichten, und oft fehlten.

Der erste Feldarzt sollte aus diesen Gründen immer ein Mann seyn, der bey einer Armee schon gedient hat, der also mit den Krankheiten im Felde und deren Behandlung schon bekannt ist. Von eben dieser Art sollten, wo nicht alle, doch die meisten Feldärzte seyn, sie sollten wenigsten in großen Krankenhäusern prakticiert und da gelernt haben, eine Menge von Kranken in gehöriger Ordnung zu besorgen. Von eben der Beschaffenheit sollten die Wundärzte seyn. Kein unerfahrner, kein Lehrling in der Kunst sollte aufgenommen werden, und falls er aufgenommen worden ist, nur zu Diensten gebraucht werden, wo er nicht schaden kann. In den großen Spitälern in Wien, Berlin, u. s. f. sind schon viele Wundärzte und Aerzte gebildet worden, die den Kranken im Felde mit Ruhm und Ehre beystanden, und solche Krankenanstalten sollte man in Friedenszeiten zur Bildung der Feldärzte und der Feldwundärzte

besser

besser nutzen, und die Zöglinge in diesem Anstalten besonders vor einer Pest zu verwahren suchen, die wenigstens in vielen Spitälern schleicht, und zwar überall, aber besonders in Feldlazarethen schrecklich ist, ich meyne Gleichgültigkeit gegen die Kranken und ihre Leiden, und Geringschätzung des Menschen, wenn er ein gemeiner Soldat und krank ist.

Von den nothwendigsten Bedürfnissen der Feldlazarethe sollten in Friedenszeiten schon Vorräthe aufgehäuft werden, damit man sie gleich haben kann, und bey ausbrechendem Krieg durch ihren Mangel nicht in seinen Fortschritten gehindert werde, auch damit man diese Bedürfnisse in gehöriger Qualität erhalte. Die Artikel, welche eine Feldapotheke haben muß, sind wenigstens größtentheils von der Art, daß sie durch langes Aufbewahren an Güte und Wirksamkeit verlieren; so bald es aber einem Staate wahrscheinlich wird, daß er seine Rechte oder seine Existenz mit bewaffneter Hand werde vertheidigen müssen, sobald muß für Herbeyschaffung solcher Vorräthe gesorgt werden. Von andern Bedürfnissen können und müssen Vorräthe daseyn, und so wie es ein Beweis von der schlechtesten militärischen Vorsorge für ein Land wäre, wenn man beym Ausbruch eines Krieges erst Salpeter zum Schießpulver sieden, Kugeln gießen, Stückgießereyen anlegen, und das nothwendige Gewehr verfertigen wollte; eben so schlecht würde man von der Vorsorge urtheilen müssen, wenn man die Instrumente, deren man zur Heilung besonders äußerlicher Krankheiten bedarf, erst machen, oder wohl gar aus entlegenen Ländern kommen lassen wollte. Für solche Bedürfnisse müssen Magazine vorhanden seyn, und bestellte, geschickte Aufseher müssen dafür haften, daß sie in den Magazinen vom Rost, Moder, u. s. w. nicht verderben. In Wien sind die Magazine für die Instrumente der Wundärzte, Binden, u. s. w. in dem Akademiegebäude. Alles

ist

ist in Küsten, nach dem verschiedenen Bedürfniß, aufgehoben. Aus diesen Magazinen werden sie genommen und der Armee und den Lazarethen zugeführet.

Eine von einem erfahrnen und sachkundigen Manne entworfene Lazarethordnung ist durchaus nothwendig. Ein Lazareth einer großen Armee muß immer, besonders im Verlauf und gegen das Ende eines Feldzuges, für viele Kranke berechnet seyn, es müssen also viele Personen, so wohl zur Besorgung der Kranken, als Aerzte, Wundärzte, und deren Gehülfen, als zur Herbeyschaffung und Bereitung der Arzneyen (die Feldapotheker und deren Provisoren und Gehülfen) als auch zur Wartung der Kranken, (Krankenwärter, Wäscherinnen, Köchinnen, solche Weibspersonen, die auf die Reinigung der Zimmer zu sehen haben, Lazarethgeistliche, Leichenwärter und Wärterinnen, u. s. f.) vorhanden seyn. Das Lazareth muß mit allem, was zum Wohl der Kranken nohwendig ist, versehen seyn, es müssen also Verpflegungsbeamten für das Lazareth vorhanden seyn, die das nothwendige aus ihren Vorräthen abzuliefern und zu berechnen haben. Der Kranke bedarf bekanntlich mancher Dinge nothwendig, die ein Gesunder entbehren kann. Die Vorräthe für Speisen, Getränk, Bedeckung, Kleidung und andere Bequemlichkeiten der Kranken im Lazareth müssen also nach einem ganz andern Calcul berechnet seyn, als die Vorräthe für Gesunde, und es darf an allem, was die Genesung der Kranken befördern kann, nicht fehlen. Es müssen für die Herbeyschaffung und Besorgung solcher Bedürfnisse für die Lazarethe Leute angenommen seyn, die von der Haupt- Feld- Lazareth- Direction abhängen, und deren Befehle annehmen und befolgen müssen. Es müssen Beamte und Rechnungsführer vorhanden seyn, welche über alles, was eingeht und abgegeben wird, gehörige Rechnung halten müssen, welche, was für die Verpflegung der

Kriegs-

Kriegsgefangenen verwendet wird, besonders berechnen müssen, welche auch Listen über die in das Lazareth kommenden, von demselben abgehenden, über die Genesenen und Verstorbenen führen müssen. Es muß endlich eine nach Beschaffenheit der Umstände stärkere oder schwächere Bedeckung in das Lazareth commandirt seyn, sowohl um dasselbe gegen streifende Partheyen der Feinde zu schützen, wenn der schlimme Fall eintritt, daß das Lazareth zu sehr exponirt ist, als auch um Ordnung und Pünktlichkeit im Dienst zu erhalten, und selbst um bey der Verpflegung und Wartung der Kranken gebraucht zu werden. Damit aber dieses ganze, große Personale nach dem einzigen großen Zweck bey jedem Feldlazareth handele, das Wohl der Kranken zu befördern, muß eine Lazarethordnung vorhanden seyn, die jedem, der beym Lazareth angestellt ist, seine Verrichtnng anweißt, und deren Nichtbefolgung ernsthaft bestraft wird.

Solcher Ordnungen existiren mehrere, z. B. der allgemeine Unterricht von den Königlich Preußischen Feldlazarethen, der dabey angestellten Officianten und deren Verrichtungen, den Herr von Zinnendorf, ehemaliger erster Arzt bey den Preußischen Armeen, entworfen hatte, und der in Fritzens Werk: das Königlich Preußische Feldlazareth nach seiner medicinal- und ökonomischen Verfassung von S. 321 abgedruckt ist, dann das im September 1787 publicirte Königlich Preußische Feldlazareth-Reglement. Für die Oesterreichischen Armeen ließ Joseph der Zweyte, der Freund seiner Soldaten, der auf die Errichtung der medicinisch-chirurgischen Akademie, die vorzüglich dazu bestimmt ist, die Armee mit tüchtigen Leuten zu versehen, die beydes äußerliche und innerliche Krankheiten heilen können, große Kosten verwendete, und am frühen Abend seines Lebens, die eines Heerführers würdigen Worte sagte: „Was „immer zur Heilung der erkrankten und verwundeten Mann-

„schaft

„schaft, zu ihrer Erleichterung und Erhaltung ersonnen „werden konnte, habe er nie aus der Acht gelassen, und „jeder einzelne Soldat sey ihm schätzbar gewesen:“ durch den Protochirurgus Brambilla ein Reglement für die Kaiserlich-Königlichen Feldchirurgen abfassen, welches mit aber in mehr als einem Stücke mangelhaft, auf der einen Seite zu unvollständig, auf der andern zu überladen, und durchaus nicht in der Ordnung abgefaßt zu seyn scheint, in der ein Buch, welches von so vielen und so heterogenen Köpfen verstanden werden sollte, abgefaßt seyn muß. Ein großer Theil des Reglements beschäftiget sich mit Dingen, die gar nicht in dasselbe gehören, mit dem Charakter und Rang der Feldwundärzte, ihrem Solde, ihren Pensionen nach geendigtem Kriege, oder wenn sie invalid geworden sind, und was für Hosen, was für Röck', was für Achselzierrathen u. s. w. jede einzelne Classe der Feldwundärzte tragen sollen. Es kommen ferner in diesem Reglement Vorschläge vor, die man sich wundern muß, in einem Reglement für Feldwundärzte zu finden, als: 1 Th. Kap. 9. Vorschriften den Ertrunkenen beyzuspringen. Kap. 10. Vorschriften den in mephitischen Dünsten Erstickten beyzuspringen. Kap. 11. Vorschriften den wüthigen Hundsbiß und die Wasserscheue (hydrophobia) betreffend. Kap. 14. §. 22. wenn der Wundarzt die Manna anzuwenden habe, §. 23. wenn er Brechmittel zu geben habe, und daß man den Brechweinstein meiden, dagegen die Ippecacuanncha zu zwölf bis funfzehn Granen geben soll, §. 24. daß er bey Entzündungsfiebern Salpeter verordnen soll u. s. f. Viel zu sehr ist auch in jedem Fall auf dem Herrn Protochirurg verwiesen, den man immer fragen, und von dem man immer Rath holen soll, sogar in solchen Fällen, wo es für das Ganze sehr gefährlich ist, auf eingeholten Rath zu warten, der, da so vieles an den Protochirurg gelangt, oft lange ausbleiben muß, gesetzt, daß er auch der thätigste

Mann

Mann sey. So soll nach Reglement 1 Th. Kap. 5. §. 13. „Wenn eine Epidemie oder Endemie (?) unter den Trup„pen einer Garnison oder Provinz einreißt, der Staabs„chirurgus auf der Stelle den commandirenden Herrn Ge„neral und den Protochirurg davon verständigen, dem letz„tern aber die offenbaren oder muthmaßlichen Ursachen, „den Charakter der Krankheit, ihren Ausgang und die an„gewendeten Heilmittel in einem schriftlichen Detail ein„schicken, und von diesem die weitern Anmerkungen über sein „Verhalten erwarten.“ Ich kenne wirklich keine auffallendere und sonderbarere Verordnung als diese. Der Staabschirurgus soll nicht selbst handeln (denn sonst hätte er ja von dem Herrn Protochirurg keine Anordnungen zu erwarten), und doch soll er dem Herrn Protochirurg die angewendeten Heilmittel einschicken. Der Sinn der Verordnung scheint der zu seyn, daß man, wenn eine Seuche sich zeigt, nicht selbst handele, sondern den Herrn Protochirurg frage, wie man zu handeln habe. Aber wie wird der die Behandlung bestimmen können, wenn er die Seuche nicht selbst beobachtet hat? Wie wird er die Abweichungen und Wendungen, welche die Seuchen überhaupt, und bey einzelnen Individuen nehmen, und die eine eigene Heilungsmethode fordern, bestimmen können? Und gesetzt, daß ein solcher Oedipus alles errathen könnte, daß man also die weitern Anordnungen des Herrn Protochirurgus mit Sicherheit allemal befolgen könnte, was vor Verwüstungen werden nicht bey einem Heere muthwillig veranlaßt werden, wenn das Heer mehr als hundert Meilen von der Residenz steht, und der Staabschirurg bey einer z. B. in Valenciennes eingerissenen Seuche nach Wien schreiben, und die weitern Anordnungen des Protochirurgs erwarten soll? Warlich die halbe Besatzung, und neunzehn Zwanzigtheile der Kranken können von der Seuche hingerissen, die Stadt selbst kann ein allgemeiner Todtenacker werden, ehe

die

die Verordnung, wie die Seuche in Valenciennes zu behandeln sey, von Wien kommt.

Ueberhaupt erlauben sich die Aerzte, die bey Lazareten als Directoren angestellt sind, gewöhnlich Anmaaßlichkeiten dieser Art, die aber oft wegen der unfähigen Aerzte und Wundärzte, die in dem Lazareth ihr Wesen treiben, nothwendig sind, oder wenigstens Entschuldigung finden. Es war bey der zweyten Armee des Königs im Bayerischen Successionskrieg der gleiche Fall, und der Oberfeldstaabsmedicus machte die nämliche Verordnung, die Herr von Brambilla machte, daß nemlich kein Feldarzt neue und selbsterdichtete Compositionen von Mitteln vorschreiben sollte. Fritze drückt sich (das Königlich Preußische Feldlazareth. S. 221.) hierüber mit so vieler Wärme, und so vieler Sachkunde aus, daß seine Worte hier eine Stelle verdienen: Ein Staabs- oder Feldmedicus, sagt er, bey einem fliegenden oder bey einem Depot eines Lazareths, so wie ein Staabs- und Oberwundarzt sollen erstlich viele Meilen weit mit dem Oberfeldmedicus oder Generalchirurgus Rücksprache zu halten gezwungen seyn, wenn ihnen, wie's täglich geschieht, Kranke aufstossen, die eine andere Curmethode erfordern, als das geringfügige Dispensatorium befiehlt. Entweder glaubten diese eigendenkende Männer im Ernst, daß sie nur allein praktisches Genie, und allen Reichthum von Erfahrung allein gesammlet hätten, und daß, in Vergleichung mit ihnen, alle Feld- und Wundärzte, Männer ohne Gehirn und Herz wären, und diese nur blos als Maschinen beym Hospital angestellt werden müßten; oder es ist eine unverzeihliche, und für den unglücklichen Kranken, höchst gefährliche Herrsucht. Der mildeste Ausdruck, den ich gebrauchen will!

Hat man sich in der Wahl der Aerzte, aus Freundschaft, Mangel der Kenntnisse ihrer Geschicklichkeit, und

aus

aus andern Nebenabsichten übereilt, so muß man andern rechtschaffnen Männern den Zwang nicht anlegen wollen, daß sie ohne eine solche sclavische Anweisung selbst denken, und ihren Kranken praktisch nützlich werden können. Man muß Männer, die mit einem lebhaften Gefühl von Menschenliebe und Ehre zur Armee abgiengen, und dazu angenommen und verpflichtet waren, nach ihren besten Gewissen, und nach ihren möglichsten Kräften alles zur Menschenrettung beyzutragen, nicht so schimpflich behandeln, und sie wegen eigenen Denkens und dringenden Gefühls von eigener Thätigkeit, auf eine erniedrigende Art von der Armee stoßen wollen. Der Fall ist zwar geschehen, aber dem rechtschaffenen Feldarzt würd' es rühmlich gewesen seyn, auf diese Art ein Märtyrer geworden zu seyn. Denn sicher erhält das Medicinalwesen bey der Armee nicht eher Würde, Kraft, Beständigkeit, bis nicht ein oder der andre Redliche es wagt, das, was sie oft mündlich oder schriftlich für die Kranken vergebens erflehten, dann einmal laut ans Publikum appelliren, um hie und da einen Großmüthigen zu erwecken, der zur Linderung der Lazarethnoth gemeinschaftliche Sache mit ihnen mache. Freylich ist dies der Weg nicht, reichliche Pfründen, einträglichere Physikate, und anderer Ehrenstellen zu erhalten! Dies hieße für Lohn gearbeitet, und wäre kein Verdienst für die Menschheit.

Aber dann müßten die Feldärzte auch Männer seyn, denen es nicht blos darum zu thun ist, ihre noch unzulängliche Erfahrung auf Unkosten des Hospitalkranken zu erweitern, und die ihre Probejahre in dem Hospital ausstehen wollen, oder die wohl gar, um eines niedrigen Gewinnstes willen, und weil ihnen an andern Orten, aus Mangel der Talente, das Glück nicht günstig gewesen ist, sich aus dem Grunde nur mit den Lazaretharbeiten beschäftigen, weil's etwas mehr, als zu Hause einbringt. Letztere verdienen

dienen Verachtung und ihre Entlassung, wenn man sie als Lohnknechte kennen lernt, erstere freundschaftliche Zurechtweisung, und die genaueste Subordination unter einem geschickten Arzt. Dergleichen Maaßregeln hat man aber nicht einmal nöthig zu nehmen, sobald man Männer von Ehre und Geschicklichkeit wählt, denen die genaueste Befolgung ihrer Pflichten selbst Wohlthat ist.

Und hat man dann eine gute Auswahl von rechtschaffenen und geschickten Aerzten getroffen, und setzt man in ihrer Geschicklichkeit und deren richtigen Anwendung weiter keinen Zweifel, wozu denn der Zwang, daß sie sich bey der Heilung der ihnen anvertrauten Kranken nach gewissen Vorschriften formen sollen? Es ist ja dies ein redender Beweis, daß man in ihre Kenntnisse ein Mißtrauen setzt, und sie für das nicht hält, wofür sie schon ganze Collegia, und die Stimme des vernünftigen Publikums schon längst erklärt hatten, ehe sie sich beym Hospital zum Dienst für's Vaterland verpflichteten. In den Augen des obersten Feldarztes der Armee, ist vielleicht ein Feldarzt das, was ein Compagniefeldscheer in den Augen des Regimentwundarztes ist, der nach dem Sinn und Befehl desselben, die ihm aufgetragene Patienten besorgen muß. Und ist dies wirklich die niedrige Idee, die die befehlenden Aerzte von denen ihnen untergeordneten Aerzten haben, denn werden wirklich viele tausend Thaler zu ihrer Erhaltung umsonst verschwendet, da dieses handwerksmäßige Geschäfte, von einem jeden Unterwundarzt, der nur einigermaaßen Einsicht und Erfahrung hat, besorgt werden kann.

Erstaunen muß die vernünftige Welt, daß man die Feldärzte mit solcher Gewaltthätigkeit aus aller Wirksamkeit und Selbstdenken hat heraussetzen wollen. Es giebt so unendlich viele feine Nüancen bey einem jeden Kranken, bey einer jeden besondern Epidemie, eines jeden Jahrs,

die den scharfsichtigsten Beobachter, und den erfahrensten Arzt zu eben so vielen Abänderungen in seinen Verordnungen bestimmen müssen, wenn er glücklich heilen will.

Und was das Sonderbarste ist, so hatten die Staabs- und Oberwundärzte nicht die geringste Anleitung zur Heilung ihrer äußerlichen Kranken. Ein jeder that, was ihm gelüstete; und ließ sich einmal ein Feldarzt einkommen, sie freundschaftlich zu recht zu weisen, so stützten sie sich auf das Ansehen ihres Generalchirurgus, wenn er auch viele Meilen entfernt war, und glaubten ihre dümmesten Handlungen dadurch gerechtfertiget. Ich habe Oberwundärzte gekannt, die den Unterwundärzten auf's frechste begegneten, und die keine Wunde zu erweitern wußten. Ein Beweiß, daß man ihnen mehr zutraute, als versuchten Aerzten.

Ein jeder sich fühlender Arzt, den ökonomische Bedürfnisse weislich zu wandeln lehren, wird sich zwar dieser despotischen Methode unterwerfen, aber gewiß nur aus Furcht, vielleicht künftig eine einträgliche Stelle — ein Physikat zu verscherzen; dürfte er freyer nach seinen Einsichten handeln, der Kranke und seine innere Zufriedenheit würden unendlich dabey gewinnen. Doch gab es noch Aerzte, die sich über diese Furcht und den Despotismus hinwegsetzten, und die bey dem Bewußtseyn ihrer guten Sache das Urtheil und die Folgen über die Rechtmäßigkeit oder Unrechtmäßigkeit ihrer Handlungen noch immer ruhig erwarten.

Denn von handwerksmäßigen Practikern, die aus blinden Gehorsam, und aus Habsucht dieser Methode folgten, ist hier die Rede nicht. Sie fanden sich außerordentlich wohl dabey, daß man sie eignen Denkens überhob; was ihnen starb, starb auf Rechnung ihrer Obern, weil sie alles in tiefster Unterwürfigkeit, und ohne alles Raisonnement, und kurz befehlsmäßig gethan hatten.

Unter diesen Verhältnissen gieng bey der zweyten Armee des Königs die Verordnungssucht so weit, daß es von dem Oberfeldstaabsarzt dem Feldarzt zur Bedingung gemacht werden wollte, über das nothwendige Aderlassen und die Verordnung der Brech- und Purgiermittel, weil damit öfters vieler Schaden geschähe, Belehrung von dem Oberfeldstaabsmedicus einzuholen.

In einer Lazarethordnung sollte, wie die Kranken zu behandeln sind, gar nicht verordnet werden. Denn wenn sie solche Verordnungen enthalten sollte, so müßte sie keine Lazarethordnung, sondern eine Anleitung zur Kenntniß und Kur der Krankheiten seyn, die im Felde vorfallen, und ungemein weitläuftig seyn. Es läßt sich überdies auch in dem, was die Behandlung der Krankheiten im Allgemeinen betrifft, nie etwas bestimmtes mit Sicherheit anordnen. Brambilla verbietet z. B. den Brechweinstein, weil er wohl, von ungeschickten Leuten verordnet, zuweilen geschadet haben mag. Er empfiehlt statt dessen wenige Grane von der Brechwurz, die wohl auch zuweilen sich nützlich und hinreichend bewiesen haben mögen: aber aus diesen an sich richtigen Bemerkungen eine allgemeine Regel für die Behandlung der Kranken im Felde zu machen, ist höchst unrecht, indem es Fälle giebt, wo das eine, und Fälle, wo das andere Mittel zur Erreichung des Zweckes unumgänglich nothwendig ist. Der von Unreinigkeiten volle Magen eines Bosniaken wird sicher durch die dem Wundarzt zu geben erlaubten funfzehn Grane Ippecacuañncha zu wenig bewegt werden, da eben diese funfzehn Grane von dem Mittel für ein zärtliches Fräulein in Wien hinreichend seyn können.

So lange als der Verfasser einer Lazarethordnung solche Verordnungen mit einfließen lassen muß, welche die Art und Weise, wie Krankheiten zu heilen und Arzneyen anzuwenden sind, betreffen, kann es mit der Ausübung

der Heilkunde im Felde nie gut stehen. Es setzen Verordnungen dieser Art allemal voraus, daß Medicinalpersonen bey Lazarethen noch angestellt werden, die derselben bedürfen, die also Neulinge in der großen Kunst, Kranke zu heilen, sind. Aber dies sollte nicht seyn. Der Arzt und Wundarzt, der bey einem Lazareth angestellt wird, um da zu handeln, um das Gesundheitswohl von Tausenden zu besorgen, um da, oft in der Geschwindigkeit, Entschlüsse zu fassen und Heilungen anzuordnen, sollte durchaus ein Veteran seyn, und nie sollte es den subalternen Aerzten und Wundärzten im Felde zum Gesetz gemacht werden, bey ihren Obern anzufragen. Wenn dem geschickten Manne ein zweifelhafter Fall vorkommt, so wird er dann schon selbst sich mit seinen Collegen besprechen, er wird seinen Obern gern sagen, was er gethan hat, und Rath mit ihnen pflegen über das, was in Zukunft gethan werden soll.

Ueberdies wäre auch die Last für den obersten Feldarzt zu groß, falls über das nöthige Aderlassen und über die Anwendbarkeit von Brech- und Purgiermitteln bey ihm allemal Rath eingeholt werden müßte. Man denke sich ein Hauptlazareth für eine Armee nur von 50,000 Mann, in welchem 4,000 Kranke liegen, eine am Ende des Sommers noch geringe und mäßige Zahl, und den einzeln dastehenden General- oder Oberfeldstaabsarzt, der nun in jedem einzelnen Fall über das nöthige Aderlassen, Brechen und Purgieren seinen Rath ertheilen soll! Er wird dies, eben der Menge der Fragen wegen, nicht können, und falls er sich doch so einem Geschäft aus Herrschsucht unterzieht, so wird er seine Anordnungen so ohne Ueberlegung geben, daß wir den Kranken bedauren würden, bey dem auf eine solche Anordnung eine nur einigermaaßen wichtige Heilungsmethode eingeschlagen würde.

Die obersten Aerzte bey einem Feldlazareth sind auch warlich nicht allein deswegen da, um, wenn sie solche Vorschläge

schläge geben und auf deren Beobachtung dringen, die guten Köpfe unter ihren Subalternen stumpf zu machen, sondern sie sind da, um theils selbst Kranke zu behandeln, theils um darauf zu sehen, daß von den Subalternen alles nach der festgesetzten und in dem Lazareth-Reglement bestimmten Ordnung und Vorschrift ausgeführt werde. Sie sind, als Mitglieder der Haupt-Feldlazareth-Direction, verbunden, für das Wohl des Ganzen zu sorgen, und auf ihre Vorschläge und Anordnungen hat die Direction besondere Rücksicht zu nehmen. Vergl. Königl. Preußisches Feldlazareth-Reglement. Kap. 1. §. 2. und 4.

Eine Lazarethordnung muß sich hauptsächlich damit beschäftigen, das Elend der Kranken und der Verwundeten so schnell und so bequem als möglich zu heben, oder kann das nicht seyn, ihre Noth auf die möglichste und menschenfreundlichste Art zu erleichtern. In den zwey Puncten lausen alle Zwecke einer Lazarethordnung zusammen: 1) daß das Elend der Kranken und Verwundeten möglichst erleichtert werde; 2) daß von den Kranken so viele, als es nur immer möglich, beym Leben erhalten, und bald wieder im dienstfähigen Zustand gesetzt werden. Auf diese Zwecke hin muß alles arbeiten, was nur in die Maschine eingefügt ist. Der Lazarethdirector, der oberste Arzt und der Generalchirurgus müssen Männer seyn, die den Mechanismus dieses Triebwerks kennen, und es in der zweckmäßigen Bewegung halten müssen, und die untergeordneten Mitarbeiter müssen durchaus harmonisch wirken, wenn das That werden soll, was man zu bewirken gedenkt. Es müssen Gesetze da seyn, ohne welche keine Ordnung bestehen kann, und diese Gesetze müssen möglichst genau beobachtet werden. Diese Gesetze müssen kurz, verständlich, der Lage der Dinge angemessen, leicht zu beobachten seyn, und alles fassen, was nur immer Bezug auf das Feldlazareth haben kann.

Das

Das Königlich Preußische Feldlazareth-Reglement, durch welches Friedrich Wilhelm nicht lange nach Antritt seiner Regierung einen Beweis seiner Menschenliebe und seiner Neigung für sein Heer gab, ist das beste und zweckmäßigste, welches wir nur immer besitzen. Es geht von dem Grundsatz aus, daß das Heer mit braven Aerzten und Wundärzten versehen sey, es schreibt also nur jeder Classe von Aerzten und Wundärzten ihre Pflichten vor, nicht aber wie, und mit welchen Mitteln sie ihre Kranken behandeln, oder mit welchen sie dieselben nicht behandeln sollen.

Es handelt in der ersten Abtheilung von den Eigenschaften, Pflichten und Verhältnissen der Lazareth-Officianten, und im ersten Kapitel von den ersten Vorgesetzten, und der Haupt-Feldlazareth-Direction, also von dem Lazarethdirector, von dem General- und Oberstaabsmedicus, und dem ersten und zweyten Generalchirurgus, von den fernern Pflichten und Amtsgeschäften der ersten Vorgesetzten, von der Haupt-Feldlazareth-Direction, und von der Direction bey den detaschirten stehenden Feldlazarethen. Das zweyte Kapitel handelt von den Feldärzten, von den Eigenschaften und der Wahl derselben, ihrer Anzahl und Eintheilung, ihren Pflichten und Geschäften. Das dritte Kapitel handelt von den Staabs-Pensionär, Ober- und Unterwundärzten, und zwar erst von den Eigenschaften, der Wahl und Anzahl der Staabs- und Oberwundärzte, von den Pflichten und dem Geschäfte der obern Wundärzte, von den Eigenschaften, der Wahl und Anzahl der Unterwundärzte, von den Pflichten und Geschäften derderselben. Im vierten Kapitel von den Feldapothekern wird die Wahl und Anzahl derselben, die Eigenschaften, Pflichten und Geschäfte der Oberfeldapotheker, die Eigenschaften, Pflichten und Geschäfte der Reise- und Unterapotheker, bestimmt. Das fünfte Kapitel von der Feldapotheke bestimmt die allgemeinen Eigenschaften der Feldapotheke, es giebt die

noth-

nothwendigen Verordnungen, den Ankauf und die Zubereitung der Arzneyen betreffend, und die Personen, welche die Arzneymittel unentgeldlich erhalten, oder welche sie bezahlen müssen. Sechstes Kapitel, von den Oekonomie-Officianten. Von den Pflichten und dem Geschäfte des Oeconomiedirectors. Von den Lazareth-Lieutenants. Wahl, Anzahl, Pflichten, Geschäfte der Lazareth-Inspectoren. Von den Aufsehern. Von den Krankenwärtern und Wärterinnen. Von den Köchinnen oder den Kochweibern. Von den Waschweibern. Siebentes Kapitel. Von den Lazareth-Cassen-Officianten, und der Haupt-Lazareth-Casse. Von den Rendanten, dem Cassier, dem Controlleur oder Buchhalter. Achtes Kapitel. Von den Lazarethpredigern und Küstern, dem Haupt-Lazareth-Secretair, den von der Armee in das Lazareth commandirten Officieren und Unterofficieren, und den Lazareth-Officianten bey einer dritten Armee.

Die zweyte Abtheilung des Reglements handelt von Anlegung, Einrichtung und Besorgung der Feldlazarethe. Erstes Kapitel. Von den stehenden Feldlazarethen. Von dem Orte, der Lage und der Anzahl der stehenden Feldlazarethe im Allgemeinen. Wahl, Lage und innere Beschaffenheit der einzelnen Krankenhäuser. Zweytes Kapitel. Von den Utensilien der Feldlazarethe. Von den Lagerstätten. Von den Bettstellen, den Hemden, Strümpfen, Schuhen und Handtüchern. Von dem Nachtgeschirre. Fernere Utensilien. Bandagen und Charpie. Drittes Kapitel. Von der Ankunft und dem Transport der Kranken aus dem Lager in das Feldlazareth. Wie der Transport anzustellen, und was dabey zu beobachten ist. Viertes Kapitel. Von den Speisen und dem Getränk der Kranken. Von dem Brode, dem Fleische, den Speisen aus dem Pflanzenreich, vom Wasser und wässerichten Getränk, vom Wein, Bier, Brandtewein, Kaffe, Milch, Taback. Fünftes Kapitel. Von der allgemeinen Verpflegung. Von der Einziehung des Soldes und der allgemei-

gemeinen Verpflegungscasse. Nähere Bestimmung der Speisen. Sechstes Kapitel. Von den Reconvalescenten und Invaliden. Siebentes Kapitel. Von den Todten und dem Begräbniß derselben. Achtes Kapitel. Von dem beweglichen oder ambulirenden Feldlazareth. Bestimmung und Einrichtung desselben. Von der Verpflegung bey dem beweglichen Feldlazareth. Von dem Transport der Kranken in das stehende Feldlazareth.

Was ich hier von dem Königl. Preußischen Feldlazareth-Reglement geliefert habe, ist blos eine trockene Inhaltsanzeige desselben. Meine Leser werden indessen doch schon aus dieser sehen, daß dieses Reglement sehr vollständig ist. Es ist durchaus in einem verständlichen Ton abgefaßt, und die Pflichten eines jeden sind genau in demselben verzeichnet. Es enthält auch nur was einer leisten kann, nicht übermässige und die Kräfte des Menschen in diesen Verhältnissen übersteigende Forderungen, die man zuweilen in Reglements macht, welche daher, so wie sie gegeben werden, nicht beobachtet werden können, und der Nachlässigkeit und Unordnung Thor und Thür öffnen. Wenn man dieses Reglement mit dem von den Generalfeldstaabsmedicus von Zinnendorf im Jahr 1778 entworfenen allgemeinen Unterricht von den Königl. Preußischen Feldlazarethen, den dabey angesetzten Officianten und derselben Verrichtungen, welchen Fritze in seinem schon mehrmals angeführten Werk: das Königl. Preussische Feldlazareth, S. 321. hat abdrucken lassen, vergleicht, so sieht man mit Vergnügen, wie große Fortschritte die Lazaretheinrichtungen in einem so kurzen Zeitraume im Preußischen gemacht haben, und welch eine große und genaue Ordnung die Preußische Regierung auch in diesem Zweig der Verpflegung der Soldaten zu bringen gewußt hat.

Zweytes Kapitel.

Transportirung der Kranken in die Lazarethe. Transportirung derselben von einem Lazareth in das andere.

Wenn ein Soldat im Felde krank wird, so muß er, die Krankheit sey welche sie wolle, von seinen noch gesunden Zeltkammeraden sogleich getrennt werden. Es muß daher bey Visitation der Zelte von den Unterofficieren genaue Aufsicht über diesen Punkt gehalten werden, und auch selbst die Soldaten müssen überhaupt mit der Gefahr, einen kranken Kammeraden unter sich zu haben, und von diesem vielleicht angesteckt zu werden, unterrichtet werden. Bey ansteckenden und epidemischen Krankheiten ist diese baldige Trennung der Kranken von den Gesunden noch weit nothwendiger.

Sind Gebäude in der Nähe des Lagers, die luftig und gesund liegen, so werden die Kranken einstweilen in diese gebracht. Sind aber keine solchen Gebäude in der Nähe, so sollte ein jedes Regiment wenigstens zwey große Zelte mit sich führen, die nur allein für Kranke bestimmt seyn, und an solchen Gegenden unweit des Lagers aufgeschlagen werden müssen, die mit dem gesunden Theil desselben keine zu nahe Verbindung haben, und wo der Wind die faulen und gefährlichen Dünste nicht bis zum Regiment überführen kann. Dergleichen Zelter werden entweder mit doppelter dichter Leinwand, oder noch besser mit Wachsleinwand ausgefüttert, oder aus dichter und getheerter Leinwand verfertiget, damit der Regen nicht durchdringen könne, und der feuchte Boden, besonders zur Nachtzeit im Sommer, durch seine starken Ausdünstungen das Strohlager nicht verderbe, denn dieses ist für die Kranken sehr

gefähr-

gefährlich. Zu dem Ende müßte man auch wachstuchene Decken bey sich führen, die unmittelbar auf die Erde gebreitet werden, und auf welche das Strohlager zu liegen kommt. Noch vortheilhafter ist es, den Fußboden mit Dielen auszulegen, wenn es die Umstände erlauben, oder Bettstellen von Brettern zu machen, die nicht auf der blossen Erde, sondern auf hölzernen Querbalken liegen müssen. Auch hält sich das Stroh in Strohsäcken länger, daher es gut ist, bey jedem Regiment eine Quantität davon zu haben, damit das Stroh länger erhalten werde, weil frisches Stroh im Felde oft sehr schwer zu erhalten ist, und man daher so sparsam als möglich mit demselben umgehen muß.

Wenn auf diese Art die Kranken eines jeden Regiments von den Gesunden abgesondert an einem Ort gehalten werden, der der Genesung derselben kein Hinderniß im Weg legt, und an diesem Orte von den Compagniewundärzten unter der Aufsicht des Regimentswundarzts besorgt und mit Arzneyen versehen werden, so wird durchaus durch diese Anordnung verhütet, daß leichte Kranke in das Lazareth gebracht werden. Die Transporte der Kranken werden vermindert, man bedarf des Fuhrwesens weniger, die Lazarethe werden ohne Noth mit Kranken nicht vollgefüllt, und die Kranken genesen außer dem Lazareth, in freyer Luft, geschwinder und leichter, weil sie der Ansteckung weit weniger, als im Lazareth, ausgesetzt sind.

In diesen Krankenzelten, oder kleinern Lazarethdepots für die einzelnen Regimenter, die mit guten Strohlagern versehen sind, und in denen man die Feuchtigkeit des Strohes möglichst abzuhalten gesucht hat, werden die Kranken so lange besorgt, als man sieht, daß die Krankheit entweder sehr gefährlich, oder langwierig werden werde, oder so lange als die Stellung und die Märsche der

Ar-

Armee es verstatten. In diesem letztern Fall werden die Kranken entweder in das Hauptlazareth abgeliefert, oder sie werden auf Wagen dem Regimente nachgeführt.

Solche Kranke, die dem Tode nahe und sehr gefährlich krank sind, bey denen also der Transport nicht gewagt werden kann, müssen von den Regimentswundärzten ebenfalls so lange als möglich in den Zelten für die Kranken jedes einzelnen Regiments behalten werden, weil eines Theils der Transport für solche so sehr geschwächte Kranke gefährlich und den Tod befördernd seyn würde, andern Theils aber auch ein Kranker, der gefährlich darnieder liegt, im Lazareth allemal dem Tode leichter unterworfen ist, als außer demselben. Doch muß sich der Wundarzt in Acht nehmen, daß die Zahl der Kranken sich nicht zu sehr häufe, weil er bey unvermuthetem Aufbruch der Armee wegen der Fortschaffung aus Mangel der Wagen leicht in Verlegenheit kommen kann. Das Preußische Reglement wegen des Transports der Kranken verordnet ausdrücklich, daß der Regimentswundarzt nie mehr Kranke beym Regiment haben soll, als der Regimentskrankenwagen, der der Armee folgt, faßen kann. Dieser Regimentswagen ist bedeckt, und blos für die Kranken des Regiments, zu dem er gehört, eingerichtet, deren er acht fassen kann. Er steht ganz und allein unter der Aufsicht und Disposition des Regimentsfeldscheers. Bey einem solchen Wagen befinden sich zwey Knechte, wovon der eine auf den Transport das Geschäft des Krankenwärters übernehmen muß. Er ist nicht allein bestimmt, die Kranken des Regiments, die man in das Lazareth nicht bringen wollte, oder nicht bringen konnte, auch die, welche auf dem Marsch krank werden, fortzuschaffen, sondern kann auch zum Transport der Kranken vom Regiment und der Armee in das Lazareth, gebraucht werden. Da diese Wägen ganz allein zum Transport

der

der Kranken bestimmt sind, so kann man ihnen auch noch auser dem Stroh und der Bedeckung andere Gemächlichkeiten geben, von denen unten die Rede seyn wird. Es wäre gut, wenn die Zahl der Krankenwägen bey jedem Regiment wenigstens um einen noch vermehrt würde, damit man des für die Kranken und das übrige Fuhrwerk gleich lästigen und ekelhaften Transports der Kranken auf den Proviantfuhrwagen wenigstens größtentheils überhoben seyn könnte. Diese Regimentskrankenwägen werden auch, wenn die Regimenter oft weite Märsche machen, um zusammenzustossen, beym Rückzug in die Winterquartiere, bey Transportirung der Kriegsgefangenen, u. s. f. von großem Nutzen seyn, besonders für den letztern Zweck, da immer mit der Gefangenschaft aus vielen und natürlichen Ursachen, Krankheiten verbunden seyn müssen. Es muß das Mitleid auch dessen erregen, der mit eigentlichem Haß gegen die feindliche Nation und deren Heere eingenommen ist, wenn er sieht, daß bey den Transporten der Kriegsgefangenen von dieser Nation oft zahlreiche Kranke, auf Bauernwägen geworfen, und kaum etliche Bündel Stroh zur Unterlage habend, durch die stoßensten Wege oft hundert und mehrere Meilen weit transportirt werden. Der Feind verzeiht nicht, er braucht gewöhnlich Repressalien, und die Folgen der Nachlässigkeit, Gleichgültigkeit und Geringschätzung fallen gewöhnlich auf das Heer zurück, welches das erste Beyspiel dieser Art gab, und Unschuldige müssen dann gewöhnlich das Loos derer tragen, die eine solche Vergeltung wohl verdient hätten.

Bey und nach einem vorgefallenen Treffen ist es von Wichtigkeit, daß die Verwundeten bald von dem Schlachtfelde weggeschaft und verbunden werden. Es müssen daher sich die Wundärzte der Regimenter hinter der Fronte, an einen gegen die Kugeln, und auch gegen die Beschädigun-

gen

gen bey einem vielleicht erfolgenden Rückzug gedeckten Ort aufhalten, an diese Orte sind ihnen die Verwundeten, wenigstens so viel es möglich ist, zu zu bringen, und da wird den schwer Verwundeten der erste Verband angelegt, Operationen aber werden auf dem Schlachtfelde nicht vorgenommen, als allenfalls solche, die in kurzen gemacht, und unumgänglich nothwendig sind. Unter diesen Umständen können die Wundärzte den nothwendigen Vorrath von Binden und Charpie nicht bey sich führen, ein vorsichtiger und wegen künftiger Fälle besorgter Soldat wird aber immer eine Binde und Charpie in seinem Tornister haben. Man hat vorgeschlagen, daß der Chef einer jeden Compagnie für einen jeden Soldaten zwo Circularbinden, wovon die eine breiter, als die andere seyn muß, den kleinen Montirungsstücken bey Anfang eines Feldzuges beylegen lassen solle, und daß der Unterofficier fleißig nachsehen solle, ob der Soldat diese ihm gegebene Vorräthe noch habe.

Die Kranken und Verwundeten werden nun entweder in das bewegliche oder ambulirende, oder in das stehende Feldlazareth gebracht, oder man bringt sie, ehe sie in eines oder das andere dieser Lazarethe gebracht werden können, in Depotlazarethe, die so nahe als möglich hinter dem Hauptcorps und den Flügeln der Armee angelegt werden, und nach Beschaffenheit der Umstände, der Weite des Transports u. s. w. vervielfältiget werden müssen. In diesen Lazarethen erhalten die Verwundeten den ersten bessern Verband, den man ihnen auf dem Schlachtfelde nicht geben konnte, und werden dann aus denselben in das bewegliche oder stehende Feldlazareth transportirt.

Der Transport der Verwundeten von dem Schlachtfelde an den Ort, wo die Wundärzte sind, oder in das Depotlazareth, kann auf Wägen selten, oder nicht erfolgen. Wer an den obern Theilen seines Leibes verwundet worden

ist,

ist, und nur einige Kräfte hat, der sucht sich schon selbst der Gefahr zu entziehen und eilt, so gut er kann, dem Depotlazareth zu. Wer aber entweder heftig verwundet ist, und vieles Blut verlohren hat, oder wer an den untern Theilen verwundet ist, dem fehlen die Kräfte und die Fähigkeit zum Gehen, und für solche Soldaten sollte gesorgt werden, daß sie durch Träger aus dem Getümmel der Schlacht herausgebracht und der schrecklichsten aller Situationen entrissen würden, der Furcht von Menschen und Pferden zertreten, vom Feinde geplündert und gemordet zu werden, oder auch wohl in der schrecklichsten Pein Stunden, ja Tage lang liegen zu müssen, bis die Reihe des Aufhebens und Verbindens an sie kommt.

Der Transport von den Depotlazarethen in das ambulirende oder stehende Lazareth kann nicht anders, als auf Wägen geschehen. Nur die Officiers, und unter diesen nicht alle, haben beym Transport in die Lazarethe eine grössere Bequemlichkeit. Es müssen also bey den Depotlazarethen immer Wägen in gehöriger Menge vorhanden seyn, damit die Verwundeten auf diese gelegt und weiter gefahren werden können.

Die Regiments- und Bataillonswundärzte, und die beym Artillerietrain und dem Proviantwesen angestellten Wundärzte haben dahin zu sehen, daß dem aufsehenden Arzte oder Wundarzte des Lazareths eine genaue Liste überschickt würde, worinnen die Namen der Regimenter und Compagnien, der Name des Kranken und der Krankheit, der Tag, wenn er krank geworden, wenn es die Zeit verstattet, die wichtigsten Zufälle der Krankheit und die gebrauchten Mittel, den Namen des commandirten Feldscheers, Unterofficiers, Verpflegungsbeamten, die den Transport begleiten, bemerkt seyn müssen. Fritze bemerkt, daß man im Bayerischen Successionskriege viele Kranke schon sprachlos, oder gar todt in die Lazarethe abgeliefert habe, ohne

daß

daß man sie in den Todtenlisten aufführen konnte, und dieses brachte viele Unordnungen in Hinsicht auf die Oekonomie und andere wichtige Verhältnisse. Die Oberwundärzte und Feldscheerer beym Artillerietrain und Proviantfuhrwesen ließen sich die unverantwortlichsten Nachläßigkeiten in diesem Stück zu Schulden kommen. Oft setzten sie an den Thüren der Lazarethe die gefährlichsten Kranken ab, ohne bey dem dirigirenden Arzt oder Wundarzt sich zu melden, oder irgend eine Liste zurückzulassen. — Geschieht ein unvermutheter Aufbruch der Armee, der eine schnelle Abführung der Kranken nothwendig macht, oder sind der Verwundeten nach einem Treffen zu viele, als daß dergleichen Anordnungen sorgfältig gemacht werden können, so muß der Wundarzt, der beym Depotlazareth dirigirt, den Rapport mündlich in dem fliegenden Lazareth abstatten lassen. Immer sollten aber wenigstens die Kranken nach Vor- und Zunamen, und nach dem Regiment und der Compagnie auf der Liste, die dem dirigirenden Arzt in dem Lazareth mitzutheilen ist, verzeichnet seyn; denn die Kranken, die ins Lazareth kommen, sind oft so schwach, daß sie nicht antworten können, oder sie können von ihrer Krankheit nur unvollständige Nachricht geben, oder sie sprechen nur eine fremde, ungewöhnliche Sprache, z. B. Polnisch, Russisch u. s. w. oder ihr Dialect ist unverständlich. Die Regimenter verlangen die Todtenlisten, die Convalescentenlisten und die Verzeichnisse der Genesenen vom Lazarethe, und es trift zuweilen der Fall, daß man nicht weiß, wohin man die Genesenen schicken soll. Es trift nicht selten, daß die Genesenen von einem Regiment zum andern, und von einem Orte zum andern alsdann geschickt werden müssen, wenn die Namen und Regimenter derselben entweder nicht, oder unrichtig verzeichnet worden sind. Besonders die Stück- und Proviantknechte sind dieser Lage bey Vernachläßigungen dieser Art sehr oft ausgesetzt.

Die tabellarische Form leistet bey Listen dieser Art die besten Dienste, und es ist bey den meisten Armeen gewöhnlich, daß dergleichen gedruckte Tabellen, mit leergelassenem Raum zum Ausfüllen an die Aerzte und Wundärzte abgegeben werden.

Ein Gegenstand der ersten Wichtigkeit ist der Transport der Kranken vom Depotlazareth in das ambulirende, und von diesem in das stehende, überhaupt in jede Art des Lazareths, die dem Orte, wo sich der Kranke befindet, am nächsten ist. Im Allgemeinen sind bey dem Transport der Kranken folgende Regeln zu beobachten: 1) In den Depotlazarethen müssen die Kranken nicht so sehr aufgehäuft werden. Diese sind gewöhnlich klein, und haben für die Kranken nicht hinlängliche Bequemlichkeit. Auch können sie nicht mit so vielen Aerzten und Wundärzten, innerlichen Arzneyen, Binden, u. s. f. versehen werden, als die Nothwendigkeit bey vielen Kranken fordert. 2) In das ambulirende Lazareth können mehrere Kranke aus dem Depotlazareth, aus dem Lager, oder von dem Schlachtfeld gebracht werden. Dieses muß immer mit der gehörigen Menge von Aerzten, Wundärzten, Officianten, und Wärtern und dergleichen versehen seyn, und ist seiner Natur nach eigentlich darzu bestimmt, daß Kranke und Verwundete in demselben wenigstens auf eine Zeitlang, behandelt werden sollen. Ein solches Lazareth wird also immer die nothwendige Ausdehnung und Bequemlichkeit zur Behandlung der Kranken haben müssen. Da es aber die Armee begleiten muß, so kann es die Kranken und Verwundeten nur so lange aufnehmen, bis sie in das stehende Lazareth gebracht werden können, und es kann sich mit sehr vielen Kranken, die viele Wägen, und einen oft nicht zu habenden Transport fordern, nicht befassen. Auch für die Kranken ist das öftere Weitertransportiren von einem Ort zum andern höchst beschwerlich, und es muß allemal, zu ihren

Nach-

Nachtheil, oft eine längere oft eine kürzere Zeit hingehen, bis man zu ihrer Aufnahme und Pflege in dem neuen Ort neue Anstalten macht, welchen Ort das Lazareth oft schnell genug verlassen muß, um einen neuen zu wählen, und die Anstalten von neuen zu machen. 3) So bald es also möglich ist, müssen die Kranken in das stehende, oder in das Hauptlazareth geschafft werden. Dieses ist gewöhnlich mit allen Bequemlichkeiten versehen, die man in einem Lazareth haben kann, oder sollte wenigstens damit versehen seyn. Es ist gewöhnlich gegen Ueberfälle und dergleichen gedeckt, und der Soldat findet in demselben, bey der bessern und sicherern Ruhe, die er hat, und bey der bessern Behandlung, reichliche Vergeltung für die Plage des Transports in das Hauptlazareth. Da aber das Hauptlazareth gewöhnlich von der Armee mehrere Meilen weit entfernt ist, und der Transport in das Lazareth unter die Dinge gehört, die einem Kranken am beschwerlichsten sind, so versteht sich's, daß man weder solche Kranke, die bald und leicht genesen, noch solche, die dem Tode nahe sind, den oft langen und weiten Weg in das Lazareth machen läßt.

In Hinsicht auf die Art wie, und die Wagen, durch welche die Kranken in das ambulirende Lazareth transportirt werden, ist sehr vieles zu erinnern. Es ist bey der jetzigen Art Krieg durch große Heere zu führen, und bey der Menge schweren Geschützes, welches im Felde mitgeführt wird, eine große Menge von Pferden zum Fuhrwesen, und eine solche Menge von Wagen nothwendig geworden, daß dieser Troß einem Heerführer oft bey schnellen Expeditionen die größten Hindernisse in den Weg legt, und daß auch der Kosten wegen, welche das große Fuhrwesen bey Armeen verursacht, man mit allem Fleiß darauf sehen muß, daß die Zahl der Wagen und Pferde möglichst vermindert werde. Man glaubt daher allerdings

viel zu gewinnen, wenn man einerley Wagen und Pferde zu verschiedenen Endzwecken gebrauchen kann. Gewöhnlich befinden sich die größern Lazarethe, so wohl das ambulirende, als das Hauptlazareth, bey dem Feldkriegscommissariat, der Kriegscasse, dem Hauptmagazin und der Feldbäckerey, also an einem Orte, von welchem unaufhörlich beladene Wagen zur Armee gehen müssen, die gewöhnlich von der Armee leer zurückfahren, um Brod, Stroh, Heu, Geld, u. s. f. aufzuladen.

Diese leeren Wagen nützt man gewöhnlich zum Transport der Kranken, weil man außerdem eigene Wagen zu diesem Endzweck halten, und also die Zahl der Wagen und Pferde bey einer Armee beträchtlich vermehren müßte. Nach dem Königlich Preußischen Feldlazareth-Reglement ist dem Feldkriegscommissariat aufgetragen, für die Wagen zu sorgen, und es ist ausdrücklich befohlen, daß man die zu den Magazinen und der Feldbäckerey gehenden Mehl- und Proviantwagen zum Transport der Kranken benutzen soll.

Aber außer den außerordentlichen Unbequemlichkeiten, die ein gewöhnlicher Bauernwagen zum Transport kranker oder schwer verwundeter Menschen hat, und von den ich gleich reden will, hat eine solche Einrichtung auch die schädlichsten Einflüsse auf die Gesunden. „Wer denkt nicht, sagt Fritze: mit dem gerechtesten Ekel und Widerwillen an die gewöhnlichen Transporte der Dysenteristen? Diese wurden größtentheils auf den Wagen, welche das Commißbrod der Armee überbringen sollten, dem Lazarethe überliefert. In eben diesen Wagen, die mit der Ruhrjauche und faulen Kerkergift angefüllt waren, wurde noch an eben diesem Tage für die Gesunden der Armee das Brod eingeladen. Es erschüttert alle menschliche Empfindungen, wenn man die Folgen davon sich ernsthaft hindenkt.“ Es ist freylich

in

in den Lazareth-Reglements anbefohlen, daß die Wagen erst fleißig gewaschen werden sollen, ehe man sie mit Brod beladet. Aber wer steht dafür, daß dieses immer mit der nothwendigen Sorgfalt geschieht? Und gesetzt es geschieht auch, wird wohl das so inhäsive Contagium fäulichter Krankheiten, der Ruhr und des Lazarethfiebers durch ein solches Auswaschen zerstöhrt werden, wenn statt des gemeinen Wassers nicht Kalkwasser genommen wird? Auf jeden Fall läßt sich nichts ekelhafters denken, als Kranke, sie mögen seyn, von welcher Art sie wollen, auf Brodwagen zu transportiren, und es zeugt von einer Gleichgültigkeit gegen den Soldaten, wenn man, den höchsten Nothfall ausgenommen, die menschliche Delicatesse so sehr aus den Augen setzt, und dem Soldaten sogar das Brod, seine einzige Nahrung, zum Ekel macht, und zuweilen sogar vergiftet. Auch auf Strohwägen sollten eigentlich keine Kranken geladen werden. Wenn einmal diese Wagen mit dem Contagium des Lazarethfiebers und der Ruhr erfüllet sind, so kann dieses oft dem Stroh, und durch dasselbe den Menschen mitgetheilet werden, denen solches Stroh in die Zelte ausgetheilet wird.

Wenn daher ja Wagen, die von den Magazinen zur Armee und von derselben wieder zu den Magazinen gehen, zur Transportirung der Kranken gebraucht werden sollen, so dürfen keine andern genommen werden, als solche, welche Heu und Stroh, überhaupt Futter für die Cavallerie führen.

Man muß den Kranken, die auf den Wagen transportirt werden, vieles Stroh zur Unterlage geben, damit sie weich liegen, und die Stöße des Wagens weniger empfinden. Das Stroh, welches ihnen gegeben wird, muß frisch und nicht etwa schon in den Zeltern gebraucht worden seyn. In dem Königlich Preußischen Feldlazareth-Reglement ist

ausdrücklich anbefohlen, daß die schwer Verwundeten besonders viel Stroh erhalten, weitläuftig gelegt und sanft gefahren werden sollen.

Jeder Kranker muß nach Beschaffenheit des Wetters, der Krankheit und der Verwundung ein oder zwey wollene Decken erhalten, welche in den Lazarethen abgegeben und da wieder gereinigt werden müssen. Das Lazareth giebt eben so viele reine Decken wieder zurück, für die künftigen Transporte. — Die Zahl der Kranken und Verwundeten, die auf einem Wagen fahren, richtet sich natürlicher Weise nach den Umständen und nach der Menge derer, die fortgeschaft werden müssen. Wenn ein gehörig weiter und großer Wagen mit Stroh gehörig ausgefüttert worden ist, so können im äußersten Nothfall sechs Kranke auf einen Wagen transportirt werden. Am gewöhnlichsten ist es, vier Kranke auf einen Wagen zu legen. Es ist Grundregel, daß die Kranken und Verwundeten von dem Transport desto weniger leiden, je weniger man sie enge zusammen legt.

Die zu transportirenden Soldaten müssen Decken haben, damit sie sich gegen die Kälte schützen können, und die Wagen selbst müssen bedeckt seyn, doch so, daß die Circulation der Luft dabey nicht zu sehr leide. Bey großer Hitze haben die Kranken von den Einflüssen der Sonnenstrahlen zu viel zu leiden, falls die Wagen nicht bedeckt sind, bey kaltem und rauhem Wetter hält die Decke den Wind wenigstens einigermaßen ab, und beym Regenwetter schützt die Decke des Wagens die Kranken gegen die Nässe, die außerdem durch die Decken leicht durchdringen, und sie und das Stroh, auf dem sie liegen, durchnässen würde. Die beste Bedeckung der Krankenwägen besteht aus einem aus Reifen und dünnen Stangen verfertigten künstlichen Dach, welches bey starkem Regen mit Stroh

aus-

ausgefüttert, oder auch nur mit doppelter getheerter Leinwand überzogen wird. Zu Folge des Preußischen Reglements müssen bey heißem Wetter die Wagen, wo möglich mit grünen Zweigen besteckt seyn, welche den Kranken Schutz gegen die Sonne und eine angenehme Kühlung geben, ohne doch der Circulation der Luft entgegen zu seyn. Wachsleinwand schickt sich zu den Bedeckungen der Krankenwagen weniger, weil sie bey öfterm Gebrauch leicht bricht, und dann den Regen überall durchläßt. Die feinere Wachsleinwand zerbricht zwar nicht so leicht, solche wird aber, ihres hohen Preises wegen, seltener angewendet.

Diese Transportwagen der Kranken, die auch zu andern Endzwecken bey der Armee mit dienen, haben in sofern viel Vortheilhaftes, daß sie die eigentlich zum Transport der Kranken bestimmten Wagen entbehrlich machen, und dieses ist ein so großer Vortheil, daß ich kaum glaube, daß bey einer großen, ohnedem mit sehr vielen Wagen belasteten Armee, je andere Transportwagen für die Kranken werden eingeführt werden können. Sie leisten freylich den Nutzen nicht, den sie leisten könnten und sollten, weil die Kranken auf denselben elend und unbequem liegen, und sehr zusammengerüttelt und gestoßen werden. Ist ein solcher Wagen zu fest und dicht bedeckt, so kann keine Luft in ihn eindringen, und die Kranken ersticken fast in der verdorbenen Atmosphäre: sind sie aber unbedeckt, so sind die Kranken allem Ungemach von Wind und Wetter ausgesetzt. Sie können auch auf solchen Wagen nicht gehörig behandelt und verpflegt werden. Wenn nun vollends auf einem solchen Wagen, und in einer solchen Lage, oft bey den schlimmsten und unebensten Wegen schwer Verwundete, solche, deren Knochen zerbrochen sind, Kranke, die heftiges Fieber, Bauchflüsse, heftige Schmerzen haben, transportirt werden, so ist, wie auch Colombier richtig bemerkt, das Elend

solcher Leute unbeschreiblich. Jeder Stoß des Wagens verursacht ihnen die heftigsten Schmerzen, und sie selbst beschweren einander aufs äußerste und vermehren sich selbst durch das Rütteln und Zusammenstoßen ihre Quaalen. Das erbärmliche und anhaltende Geschrey der Blessirten, das durch diese vermehrten Schmerzen verursachet wird, macht einem jeden, der in der Nähe eines solchen Transports ist, die Haut schaudern, und selbst die Unbarmherzigsten werden dadurch zum Mitleiden bewegt.

Um diese allerdings wahren und gegründeten Unbequemlichkeiten zu vermeiden, hat man vorgeschlagen, wenigstens schwer Verwundete in größere und höhere Wagen zu legen, und diese mit Hangmatten zu versehen, damit der Körper nicht so fest aufliege, und die Wirkungen der Stöße nicht so heftig empfinde. Schon im Bayerischen Successionskriege wurden Wagen dieser Art bey der Königlich Preußischen Armee in Vorschlag gebracht, ich glaube aber nicht, daß der Vorschlag ausgeführt worden ist. Colombier hat solche Wagen mit Hangmatten zuerst genau beschrieben. Er meynt, daß vier solcher Hangmatten in jedem Wagen angebracht werden könnten. Vorn und hinten sollten zwey leere Plätze zum Sitzen für einen Wundarzt und einen Krankenwärter eingerichtet werden. Er meynt, daß diese Wagen, da sie nur für den Krankentransport bestimmt sind, von leichtem Holz dünne gearbeitet seyn könnten. Sie sollten Seitenwände von Weidengeflechte und eine gewölbte Bedeckung haben, aus Leinwand, mit Oelfirniß überzogen. Die Decke soll nach Belieben ganz geöffnet werden können: hinten und vorn soll der Wagen mit Glasfenstern versehen werden, damit man die Luft im Wagen nach Nothdurft verbessern könne, wenn die Decke wegen der Witterung zugehalten wird.

Die vier Hangmatten werden an drey starken Balken, welche in der gehörigen Entfernung von einander an den

Seiten

Seitentheilen des Wagens angebracht sind, befestiget. Die Betten bestehen aus einem Strohsacke, einer Decke und Kissen. Der Rand auf beyden Seiten muß so breit, und der Raum unter den Hangbetten so hoch seyn, daß die verschiedenen Bewegungen des Fuhrwerks den Kranken durch schädliches Stoßen und Rütteln im mindesten nicht können beschwerlich fallen. Die Nischen oder Sitze am vordern und hintern Theil des Wagens für den Chirurgus und Krankenwärter müssen ebenfalls oben bedeckt seyn. Diese Sitze müssen so befestigt werden, daß man sie wegnehmen kann, weil hier die Kranken in den Wagen und aus demselben gebracht werden. Der Wagenkasten soll ein Gestell von vier Rädern haben, und in Hangwerk hängen, wie die gewöhnlichen Chaisen.

Colombier hat auch solche Hangmattenwagen mit doppelten Hangmatten vorgeschlagen. Er rechnet für jede Hangmatte eine Breite von zwey Schuhen: der Wagen würde also, wenn zwey Matten neben einander hiengen, eine Breite von ungefähr fünf Schuhen bekommen, und da die Länge eines Bettes fünf und einen halben Schuh erfordert, so bekommt der Wagen durch zwey Betten die Länge von eilf Schuhen. Die Sitze für den Wundarzt und Krankenwärter machen drey Schuhe nothwendig, und die volle Länge des Wagens beträgt daher vierzehn Schuhe.

Auf eine oder die andere Art, sagt Colombier, könnten vier Kranke in jedem Wagen bequem und gut verpflegt fortgebracht werden. Wenn wir nun den höchsten Fall setzen, daß nach einer verlohrnen Bataille von einer Armee von 60,000 Mann 1200 Blessirte transportirt werden müßten, so würde man zur Fortbringung derselben dreyhundert Wägen nothwendig haben. Eine solche Anzahl Lazarethwägen würde freylich die gewöhnliche bey weitem übertreffen, und ein Beträchtliches mehr kosten: allein man

muß

muß auch annehmen, daß, wenn der Kostenaufwand dadurch vermehrt würde, der Nutzen davon gewiß hundertfältig, folglich auch der Vorschlag thunlich und ausführbar ist. Ueberhaupt lobt Colombier diese Art von Wagen ungemein. Er versichert, er habe einen solchen Wagen zur Probe verfertigen lassen, der freylich sehr zusammengesetzt, dennoch aber so leichte war, als ein gewöhnlicher Proviantwagen, und alle mögliche Bequemlichkeiten hatte.

Ich zweifle überhaupt aber sehr, daß diese von Colombier vorgeschlagenen Wagen in Deutschland auch nur bey schwer Verwundeten werde angewendet werden können. Man kann einem Heerführer nicht zumuthen, daß er, außer dem Krankenwagen eines jeden Regiments, die man auch schon zu verdoppeln vorgeschlagen hat, noch hundert und funfzig bis drey hundert Hangemattenwagen mit sich führe, zu denen allein wenigstens drey hundert, auch wohl sechs bis neun hundert Pferde nothwendig seyn würden, und diese Hangematten selbst scheinen mir, in Deutschland wenigstens, auf den Wägen den Kranken keine große Bequemlichkeit zu verschaffen. Colombier that den Vorschlag zu solchen Wagen in Frankreich, wo die Straßen durchaus eben und mit vielem Fleiß und Aufwand gebauet sind, und ich glaube es gern, daß der Probewagen, den Colombier nach seinen Vorschlägen mit Hangematten bauen ließ, alle mögliche Bequemlichkeit gewährte, und daß man auf den Französischen Chausseen sehr bequem damit fahren konnte. Aber man denke sich einen solchen Wagen, der in den Böhmischen, Mährischen, Schlesischen, Sächsischen Gebürgen und Defilees gebraucht werden soll. Die Kranken, die in den Hangematten liegen, werden auf den unebenen Felsenwegen hin und hergeworfen, und ärger geschüttelt und gestoßen werden, als wenn sie mit einem tüchtigen Lager von Stroh versehen, sanft und behutsam auf gewöhnlichen Baurenwagen den Lazarethen zugeführet werden.

In

In Frankreich hat man jetzt eine Einrichtung mit den Krankenwagen getroffen, die Nachahmung verdient. Es sind gewöhnlich, nur etwas weiter gebauete Bauernwagen, die unten und auf den Seiten mit Weidengeflechte versehen sind, und in Federn hängen. Diese Wagen sind leicht, kosten wenig mehr als andere und können, wenn die Kranken auf ihnen transportirt worden sind, auch zu andern Endzwecken angewendet werden. Sie vermehren also die Menge von Wagen, die ohnedem ein Heer begleitet, nicht, wenigstens nicht beträchtlich, und die Kranken haben den großen Vortheil, daß sie die Stöße des Wagens wenigstens nicht sehr empfinden.

Diese Empfindung von den Stößen, die peinlichste für einen Verwundeten und Kranken, die ich kenne, wird auch verhütet, oder wenigstens möglichst vermindert, wenn die Fuhrknechte angehalten werden, langsam zu fahren, und wenn von Zeit zu Zeit Pausen im Fahren gemacht werden. Der Transport muß daher, wenn er weit ist, öfters unterbrochen werden. Er darf auch niemals die Nacht hindurch fortgehen, sondern die Kranken und Verwundeten müssen alle Nächte in Quartiere gebracht werden. In der Nacht unter freyem Himmel zu bleiben, darf gar nicht erlaubt werden, am wenigsten wenn die Luft kalt, rauh, oder wenn das Wetter regnerisch ist.

Es muß daher durch vorausgeschickte Quartiermacher den Kranken immer schon ein Obdach bereitet seyn, wenn sie ankommen, damit sie sogleich von den Wagen herabgenommen und in ihre Quartiere gebracht werden können. Man muß immer die gesundesten, luftigsten, und trockensten Quartiere für sie aussuchen. Sie müssen entweder in die Häuser der Bürger und Bauern verlegt werden, oder, da dieses sowohl wegen Verbreitung der Krankheiten oft gefährlich und unthunlich, als auch wegen der zu sehr ver-

theilten Wartung und Pflege mühsam ist, und veranlaßt, daß die Kranken entweder keine, oder eine zweckwidrige Pflege erhalten, so ist es allerdings besser, daß man sie, wie auch das Preußische Lazareth-Reglement verlangt, in große Scheuren, Remisen, auch wohl in große Ställe bringet, oder in Orten, wo Häuser leer stehen, in diese einquartirt. Diese Lager müssen nun immer die Eigenschaft haben, daß sie nicht feuchte, dumpfig und ungesund sind, sondern sie müssen der Luft freyen Zugang und freye Circulation gewähren. Ställe müssen daher nur im äußersten Nothfall, und mit großer Vorsicht zum Einquartieren der Kranken gewählet werden.

Die Lager müssen mit vielem und reinem Stroh versehen werden, damit der Kranke weich liege, und nicht durch das verdorbene Stroh noch kränker werde. Einfache, oder nach Befinden der Umstände doppelte Decken müssen unter die Kranken vertheilt werden, damit sie ihren Körper gegen die Kälte schützen können. Es muß daher immer ein Vorrath von trockenen und reinen Decken mitgeführt werden, damit diese statt der naßen und beschmutzten vertheilt werden können. — Wenn, wie oft der Fall beym Transport in das Hauptlazareth ist, dieses von dem Heere und dem ambulirenden Lazareth weit entlegen ist, so muß allemal am dritten Tag des Transports ein Rasttag gehalten und den Kranken die nothwendige Ruhe gegönnet werden. Dieser Tag wird auch gebraucht, um die Wäsche der Kranken zu wechseln, die abgelegte zu waschen, die Decken zu säubern, die Wagen mit frischem Stroh zu versehen, u. s. w.

Diejenigen, welche die Nachtquartiere für die Kranken besorgen, müssen nicht blos für diese sorgen, sondern auch dafür, daß Vorräthe zur Speisung der Kranken vorhanden sind, und daß diese Vorräthe zur Nahrung der

Kran-

Kranken gehörig bereitet werden. Es müssen also, falls dergleichen Vorräthe in den Quartieren nicht zu haben wären, Wagen mit Hafergrütze, abgehülster Gerste, Reis, Hirsen, gebranntem Mehl, Zwieback, Fleischbrühtäfelein, u. s. w. vorausgehen, und mit diesen die nothwendigen Köchinnen, welche die Nahrung bereiten, damit sie die Kranken bey ihrer Ankunft sogleich fertig finden. Eben so müssen auch an jeden Ort, wo Mittag gemacht werden soll, solche Vorräthe, nebst den Weibern, die das Kochen besorgen, hingeschickt werden, damit der kranke Soldat seine Speise sogleich, und gehörig bereitet erhalte.

Die weiteste Reise, die ein Krankentransport an einem Tag machen darf, darf nicht über allerhöchstens acht Stunden betragen. Fünf bis sechs Stunden ist die gewöhnliche Strecke, die man mit Kranken zurückelegt. Im Herbst ist der Transport bey Tage, im Sommer dagegen, um Hitze zu vermeiden in den Frühstunden am vortheilhaftesten.

Nach dem Königlich Preußischen Feldlazareth-Reglement erhält ein Transport von vier bis fünfhundert Mann gewöhnlich folgende Personen zu seiner Begleitung: einen Staabswundarzt, zwey Oberwundärzte, zwanzig Unterwundärzte, einen Lazareth-Inspector, welcher das Geld zur Bestreitung der Transporte gegen zu leistende Berechnung erhält, zwey Lazarethaufseher, zwey Koch- und zwey Waschweiber, zwanzig Krankenwärter, einen Transportwagen mit Victualien, dem Koch- und Eßgeschirre, einen andern zu den Arzneymitteln, den Klystierspritzen, den Stechbecken, und den Geräthschaften der Unterwundärzte und endlich eine hinlängliche Bedeckung.

Kleinere Transporte erhalten blos einen Oberwundarzt, welcher die Transportgelder empfänget, eine verhältnißmäßige Anzahl Unterwundärzte, und Krankenwärtern,

tern, einen Aufseher, eine Köchin, die nöthigen Arzneymittel, Victualien, u. s. w.

Diese begleitenden Officianten müssen die Kranken und Verwundeten auf dem Transport nach den jedesmaligen Umständen bestens behandeln und verpflegen.

Während des Transports hat man besonders auf die Beobachtung folgender Vorschriften zu sehen:

1. Man muß die Kranken auf den Wagen nicht untereinander, aber auch nicht immer, wie in fast allen Lazareth-Reglements verordnet ist, nur einerley Kranke auf einen Wagen legen. Bey der Anordnung, was für Kranke auf einen Wagen zu legen sind, kommt es besonders darauf an, zu beurtheilen, ob sie den Zug der Wagen aufhalten, also den Fortgang des Transports langsamer, als man wünschen muß, und als es für die Kranken selbst gut ist, machen werden. In die Wagen von der ersten Abtheilung kommen daher solche Verwundete und Kranke, die sich nicht in einem hohen Grad schlecht befinden, und die nicht mit Ausleerungen behaftet sind, welche ein unaufhörliches Hinderniß in dem Fortrücken des Transports abgeben. Mit diesen Kranken kann man schneller fahren, und sie schneller und eher in das Quartier bringen. In die zweyte Division kommen schwer Verwundete und solche innerliche Kranke, die sehr langsam gefahren werden müssen, und von Zeit zu Zeit die Bedienung des Wärters und die Hülfe des Wundarztes fordern. Diese rücken der Natur der Sache nach langsamer fort, und hindern durch ihren Aufenthalt die vordern Wagen nicht. In die letzte Division kommen die an Faulfiebern und Ruhren kranken Soldaten. Diese müssen nothwendig von den mit andern Krankheiten Behafteten oder Verwundeten getrennt seyn, weil es nicht allein höchst ekelhaft ist, neben sol-

chen

chen Kranken zu liegen, sondern auch das Contagium dieser beyden tödtlichsten Feldkrankheiten sich weiter über die übrigen Kranken verbreiten könnte.

2. Es muß mit großem Fleiße dahin gesehen werden, daß Kranke, die eine heftige Ausleerung aus dem obern oder untern Hauptcanal des Körpers haben, nicht ihr Lager, sich und ihre kranken Kammeraden beschmutzen. Stechbecken müssen immer bey der Hand, und schon auf den Wagen der Ruhrkranken gepackt seyn, damit man sich derselben bedienen könne, wenn es Noth thut. Auch solche, die sich erbrechen, dürfen das Lager nicht beschmutzen. Man sollte glauben, daß es gerade nicht nothwendig sey, Anordnungen dieser Art zu geben; aber die Gleichgültigkeit vieler Soldaten gegen alles, was auf Gesundheit Bezug hat, ist wahrhaft unbeschreiblich, und viele, die noch Kräfte genug hätten, um reinlich zu seyn, die sehr gut noch selbst, oder mit geringer Beyhülfe vom Wagen herabsteigen könnten, sind unreinlich aus Nachlässigkeit, Indolenz und Faulheit. Solche Menschen müssen durch Ernst und genaue Aufsicht zur Reinlichkeit angehalten werden.

3. Alle Unordnungen unter den Kranken, und alles, was die Beschwerlichkeit des Transports, die ohnedem groß genug ist, vermehren kann, muß auf das sorgfältigste verhütet werden. Man darf nie solche, die eine ansteckende Krankheit haben, zu solchen legen, die keine solche Krankheit haben. Schwer Verwundete, die dem Tode nahe sind, überhaupt alle diejenigen, welche sehr heftige und solche Krankheiten haben, in welchen immer es sich in wenigen Tagen wegen des Lebens oder des Todes entscheidet, sollten nicht in das Hauptlazareth transportirt, sondern in dem ambulirenden oder Depotlazareth gelassen werden. Es ist außerordentlich

hart,

hart, und erregt das innigste Mitleid, zuweilen Menschen transportiren sehen zu müssen, die bey dem ungünstigsten Wetter, bey dem heftigsten Schütteln des Wagens, bey dem stärksten Drängen ihrer mit auf dem Wagen liegenden stärkern Kammeraden die letzten Minuten ihres Lebens in solchen Jammer zu bringen, und in demselben die Seele aushauchen müssen. Gefährlich Kranke muß man immer zusammenlegen, und zwar so wenige als möglich auf einen Wagen, und so weich als möglich. Die Fuhrleute müssen äußerst langsam fahren, daher die Wagen mit den gefährlichsten Kranken immer die letzten bey den Transports seyn müssen. Die Wärter und Wundärzte müssen bey diesen Wagen besonders geschäftig seyn, und alles anwenden, um ihren kranken Brüdern die letzten Tage und Minuten ihres Lebens erträglich zu machen.

4. Bey dieser genauen Aufsicht wird es überhaupt nicht leicht geschehen können, daß ein sterbender Soldat von seinen kranken Mitsoldaten, mit denen er das Unglück hat, auf einen Wagen zu seyn, weggedrängt, sonst verletzt, oder wohl gar halbtodt von dem Wagen herabgeworfen wird. Fälle hat man indessen gehabt von Unmenschen, die sich dergleichen Verbrechen wider die Menschheit zu Schulden kommen ließen, im Krieg, der ja überhaupt immer beugend genug für die Menschheit ist.

5. Die Wundärzte und Aufseher haben mit äußerster Genauigkeit dahin zu sehen, daß, falls ein Kranker das Unglück haben sollte zu sterben, dieser möglichst bald von der Gemeinschaft der übrigen Kranken, die auf dem Wagen sind, getrennt werde. Es empört die menschliche Natur, lange in Gemeinschaft der Todten zu seyn, und es ist daher von Wichtigkeit und der guten

Ord-

Ordnung gemäß, daß die Todten entweder bis zum nächsten Nachtquartier, oder bis zum Lazareth auf eigenen Wagen geführet werden.

6. An Ordnung im Arzneygebrauch ist bey Transports in Lazarethe wohl nicht zu denken, doch muß, besonders bey gefährlichen Kranken etwas gethan, und die äußerlich verletzt sind, müssen täglich, manche zweymal und noch öfter, verbunden werden. Ein Wagen mit den nothwendigen Arzneyen, mit dem nothwendigen chirurgischen Werkzeug und Binden, muß also immer den Transport begleiten, und die Kranken müssen, so bald sie ins Quartier kommen, gehörig besorgt werden. Der Medicinwagen ist aber eigentlich doch mehr für chirurgische, als für medicinische Bedürfnisse: letztere können sich auf dem Transport weniger auf Arzneyen erstrecken, sie müssen sich mehr auf diätetische Bedürfnisse einschränken.

7. Diese sind aber auch von erster Wichtigkeit. Der mit den Victualien beladene Wagen muß Reis, Grütze, abgehülste Gerste, gedörrtes Obst, geröstetes Mehl, frische Butter, Essig, Wein, einigen Vorrath von Branntewein enthalten, oder, falls man überzeugt ist, daß man diese Bedürfnisse alle im Nachtquartiere und im Mittagsquartiere haben kann, so müssen nur immer Leute vorausgeschickt werden, die das Nothwendige in jedem Quartiere anordnen und bestellen. Essig und Wein sind Bedürfnisse, die die Kranken auch auf den Wagen gebrauchen. — Man denke sich einen Fieber-, einen Ruhrkranken, der des Getränkes drey, vier, oder auch mehrere Stunden entbehren sollte. — Man füllt für jeden Wagen ein oder mehrere Feldflaschen voll Wasser mit Essig oder Wein gemischt, nach Befinden der Umstände, und läßt die Kranken mit Hülfe des Wärters davon trinken, wenn sie es verlangen.

8. Die Quantität der Arzneyen und der diätetischen Mittel, die bey dem Transport mitgenommen werden, richtet sich immer nach der Menge der zu transportirenden Kranken, nach ihrer Krankheit, und nach der Entlegenheit des Lazareths, also nach der Länge der Zeit, die der Transport dauern wird. Im Ganzen genommen sind, wenn es seyn kann, kleine Transporte den größern immer vorzuziehen, weil sie weniger Aufenthalt machen, und die Besorgung der Kranken, wegen ihrer geringen Menge, erleichtert wird, und dann besser und zweckmäßiger seyn kann. Es bedarf keiner so großen Menge von Officianten, Wundärzten und Wärtern zur Begleitung, und wenige Kranke können immer leichter untergebracht werden, als viele. Sie können leichter verpflegt und besser besorgt werden, weil eine kleine Menge leichter übersehen werden kann, als eine große.

9. Man wähle immer zu dem Transport die menschlichsten Officianten, die menschlichsten Wärter, die menschlichsten und besten Wundärzte. Man bedenke, daß es überhaupt schlimm genug ist, krank zu seyn, noch schlimmer als Kranker sich zehn Meilen weit, und oft noch weiter auf den zuweilen elendesten Wegen fahren lassen zu müssen, und am allerschlimmsten auf einer solchen Reise und unter solchen Umständen in die Hände unbarmherziger, ungeschickter und keinen Antheil am menschlichen Unglück nehmender Menschen zu fallen. Der kranke und verwundete Soldat hat den größten Anspruch auf Pflege, Mitleid und thätiges Bestreben, sein Unglück ihm so wenig fühlbar zu machen, als es nur seyn kann, und die Soldaten werden immer wenig Zuversicht zu sich selbst, und wenig Zutrauen zu ihren Obern haben, wenn es bey dem Heer bekannt ist, daß die verwundeten oder kranken Soldaten schlecht behandelt werden.

Die

Die höchst tadelnswürdige Gewohnheit, sagt Fritze, zur Medicinalbesorgung der Kranken, auf dem Transport, eben solche Lazarethfeldscheere auszusuchen, die bey dem Hospital als unbrauchbar und überflüssig angesehen werden, müßte künftig gar nicht mehr bemerkt werden. Der Arzt, oder Staabswundarzt, der nichtswürdigen Menschen zu solchem ehrenvollen Geschäfte Befehle giebt, muß für alle nothwendig daraus fließende Folgen Bürgschaft leisten. Denn dergleichen unwissende Menschen, die mit weit mehrern Vortheil dem Vaterland als Soldat oder Stückknecht dienen würden, oder dem Bürger einer Stadt, vielleicht noch ganz geschickt den Bart scheeren könnten, sind grösstentheils leichtsinnige Zuschauer des Elendes der Kranken und Blessirten, anstatt daß sie mit thätiger Wirksamkeit und Menschenliebe dergleichen Hülfsbedürftigen nützlich seyn sollten. So erhabene Pflichten der Menschenliebe erfordern die geschicktesten Männer und die willigsten Herzen. Zur Belohnung muß man es ihnen anrechnen, wenn man sie würdiget, die Gesundheit und das Leben des unglücklichsten Theils der Armee ihnen anzuvertrauen.

Aber dann muß man auch dergleichen Subjekte nach einem geschehenem Transport, z. B. in dem Hauptlazareth nicht zurückhalten, wie's bey der zwoten Armee in Torgau gar oft geschah. Eine Woche quält man sich wohl mit Dummköpfen, die die Stelle der kommandirten Feldscheere vertreten, aber aus einem jeden Klotz kann man nicht einen Merkur schnitzen; und hat sich einmal ein Feldarzt einen oder mehrere Wundärzte zugezogen, sie mit seiner Heil- und ganzen Denkungsart bekannt gemacht, dann ist's für die Aerzte und Wundärzte die Hälfte der Arbeit, und bey diesem allen gewinnt der Kranke am meisten.

10. Bey der ganzen militärischen Einrichtung muß überhaupt jeder einzelne Theil zum Hauptzweck des Ganzen zusammenstimmen, und so muß es auch mit der Pflege und Besorgung der Kranken seyn. Hauptzweck aller so kostspieligen, und so mühsamen Lazarethanstalten ist, den Kranken so viele Erleichterung zu schaffen, als möglich ist, und ihre Genesung so bald zu bewirken, als es möglich ist, und zwar ihre vollkommene Genesung: denn Invaliden bleiben allemal dem Staate eine Last, die zu tragen seine Pflicht ist, und vermindern die Zahl der streitbaren Männer, deren man eben zu Kriegszeiten sehr nothwendig bedarf. Wenn daher die Kranken schon in den Depot- und fliegenden Lazarethen gehörig verpflegt und behandelt worden sind, und auch auf dem Transport die möglichste Erleichterung erhalten haben, so ist es nothwendig, daß sie in dem stehenden Feldlazareth sogleich aufgenommen, gehörig verpfleget und gehörig geheilt werden.

11. Der Soldat darf auch als Kranker nicht ohne seinem Gewehr, wenigstens nicht ohne etlichen Stücken desselben seyn. Seinen Tornister hat er ohnedem, er müßte ihn denn durch einen ungünstigen Zufall verlohren haben. Diese Armaturen und Gepäcke, sind beym Transport sehr lästig, und sollten kaum auf den Krankenwagen gelegt werden, außer dem Tornister, in dem der kranke Soldat manches Bedürfniß, dessen er ungern entbehrt, und oft nicht entbehren kann, stecken hat. Die Wagen, auf welchen die zum Transport gehörigen Bedürfnisse geführt werden, müssen auch dieses Gepäck fassen, welches außerdem dadurch, daß es auf dem Wagen hin und her geworfen wird, die Kranken sehr beschwert.

12. Das Lazareth, in welches die Kranken transportirt werden sollen, muß vorher unterrichtet seyn, wie viele Kranke an der bestimmten Zeit ankommen werden, wie viel innerlich Kranke, wie viel Verwundete, und wie viele an hitzigen, wie viele an langwierigen Krankheiten Leidende, besonders wie viele mit der eben herrschenden Epidemie, der Ruhr, dem Faulfieber, u. s. w. Behaftete. Nun trifft man im Lazareth schon vorher seine Einrichtungen, man schafft Obdach, Lagerstätten, man bereitet Speisen, Getränke, vielleicht auch, falls die eigentliche Natur der Seuche schon bekannt ist, Arzneyen, und es ist alles bereit, um die Kranken nur aufzunehmen, und ihnen alle ersinnliche Erleichterung zu verschaffen. Gut ist es, wenn bey der vorläufigen Nachricht auch bemerkt wird, von welchen Regimentern die Kranken sind, damit man in Hinsicht auf die Lagerstätte die Einrichtungen treffen kann, weil es die Arbeit in dem, was Abfassung der Listen betrift, ungemein erleichtert, wenn die Kranken in den Lazarethen Regimenterweise gelegt werden. Jedes Regiment verlangt von Zeit zu Zeit vom Lazareth Listen über seine Kranken, über die Todten und über die Genesenen. Bey dieser Einrichtung ist die Arbeit leicht, da sie bey Vernachlässigung derselben äußerst erschwert wird.

Wie wichtig dieses sey, hat die Erfahrung gelehrt. Einer der aufgeklärtesten und erfahrensten Feldärzte sagt: Sehr vortheilhaft würde es seyn, ehe ein dergleichen Transport zum stehenden Lazareth abgienge, diesem so frühzeitig, als möglich, davon Nachricht zu geben, um desto bessere Vorkehrungen zur Aufnahme der Kranken zu treffen. Die Verabsäumung dieser Maaßregel ist in dem Bayerischen Successionskrieg von sehr schädlichen Folgen gewesen. Vermöge der zwischen

den Königl. Preußischen und Churfürstl. Sächsischen Hofe geschloßnen Konvention sollten in Dresden nicht mehr denn höchstens 400 Kranke, von Königl. Preußischer Seite, untergebracht werden. Buchstäblich konnte dies nun ohnmöglich erfüllt werden, weil die veränderte Stellung der Armee, deren Rückmarsch und vorgefallene Rencontres diese bestimmte Anzahl von Kranken und Verwundeten nothwendig übersteigend machen mußten. So kamen zum Beyspiel einige hundert dysenterische und andere schwere Kranke von Gabel nach Dresden. Die angewiesenen Lazarethe waren schon gedrängt voll, und die konventionsmäßige Anzahl von Kranken überschritten. Die bedaurenswürdigen Kranken hatten unterwegs weiter keine Pflege genossen, als ihr grobes Commißbrod, und nun mußten sie noch in der Friedrichsstadt zu Dresden von Mittag bis spät gegen die Nacht auf der Straße liegen, bis man sie nach vieler! vieler Mühe, endlich so eben leidlich unterbringen konnte.

13. Die Transporte der Soldaten aus einem Lazareth in das andere dürfen nicht übereilt werden: denn man muß doch nothwendiger Weise vor dem Transport die nothwendigen Anstalten zu demselben treffen. Im Bayerischen Successionskrieg wurde auch für diesen Punct nicht gehörig gesorgt. Bisweilen bekam man erst zu Mittag Nachricht, daß ein Krankentransport abgehen sollte, und den Nachmittag um 2 Uhr sollten die Schiffe schon abgehen. In der Eile konnte man ohnmöglich die nöthigen Zubereitungen zur medicinischdiätetischen Pflege machen, man konnte keine Listen der Kranken anfertigen, noch die nöthigen Wundärzte zur Hülfleistung derselben anstellen: kaum, daß man so viel Zeit gewann, die zum Transport schicklichen Mannschaften auszuheben. Alle diese Umstände wurden noch dadurch

er-

erschwert, daß der dirigirende Arzt zu Dresden die Anweisung erhielt, sich fernerhin mit dem Transport der Kranken nicht abzugeben, sondern solchen lediglich der Oekonomiedirection zu überlassen. Man folgte dieser Verfügung, aber mit unglücklichem Erfolg für die Kranken. Zweimal wurden die Schiffer gezwungen, wegen eines heftigen Sturms wieder ans Land zu setzen, und die Hinfälligen, von Kälte ganz durchschüttelten Kranken, mußten den Weg nach den Lazarethen wieder zu Fuß, und das zur Nachtzeit machen. Gewöhnlich fand ich den Morgen drey bis vier Todte, und viele von heftigern Recidiven der Ruhr, und der vorgehabten Krankheiten befallen, die nach einigen Tagen auch tödtlich wurden.

14. Die höhern Officiers werden, wenn sie schwer verwundet sind, in Feldbetten, oder in einem besondern Tragezeug, welches man nach Beschaffenheit der Wege und der Berge durch Riemen erhöhen und erniedrigen kann, durch Hülfe der Pferde getragen. — Wenn solche Anstalten zum Tragen nicht vorhanden sind, so werden die Officiers auf eigenen Wagen, je zwey und zwey, oder auch nur einer auf einem Wagen transportirt.

15. Die Bedeckung beym Transport muß darauf sehen, daß Ordnung erhalten, und der Zug nicht gestöhrt werde. In den letzten Jahren des siebenjährigen Krieges trat oft der Fall ein, daß man, um die Kranken zu transportiren, mehrmals eine kleine Schlacht liefern mußte. Die zur Bedeckung des Transports beorderte Cavallerie hat besonders die Wälder, engen Pässe und Defilees fleißig zu untersuchen, damit unvorhergesehene Hindernisse und Angriffe keinen langen Auffenthalt im Zug verursachen.

Drittes Kapitel.

Feldlazarethe. Hauptlazarethe für ganze Armeen. — Lazarethe für detachirte Corps. — Das ambulirende Lazareth. — Depotlazarethe. — Lazarethe für Garnisonen im unbelagerten Zustande. — Lazarethe für Garnisonen und Bürger im belagerten Zustande.

Man rechnet gewöhnlich auf eine Armee von 100,000 Mann 10,000 Kranke. Dieses ist aber nur die Mittelzahl, die man annimmt. Zu Anfang, und in den ersten Monaten eines Feldzuges ist die Zahl der Kranken gewöhnlich geringer, im Verfolg desselben, besonders im Spätsommer und Herbst, aber größer. Mancherley zufällige Umstände vermehren die Zahl der Kranken, das Lager an ungesunden, sumpfichten Orten, die keine freye Circulation der Luft haben, schlechte Nahrung, schlechtes Wetter, beständige Anstrengung der Kräfte der Soldaten unter diesen Umständen, weite Märsche bey sparsamen Vorräthen, besonders in den heißesten Tagen des Sommers, die Ansteckung, blutige Schlachten, öftere Scharmützel und kleinere Angriffe, die der Armee keine Ruhe lassen und verursachen, daß viele verwundet werden.

Ein Regiment kann sich immer glücklich schätzen, wenn es gegen das Ende eines Feldzuges nur den zehnten Mann im Lazarethe hat. Es giebt Fälle, wo es den dritten, vierten Mann ins Lazareth schicken muß. Dies kann geschehen, weil auf gewisse Regimenter beym Treffen allemal der Hauptangriff des Feindes fallen muß, von denen also natürlich sehr viel fallen und verwundet werden müssen. In der Schlacht bey Mollwitz fiel der Hauptangriff der Oesterreicher auf das erste Bataillon Garde des Königs, unstreitig

tig das schönste und auserlesenste Corps von Soldaten, das man in Europa nur sehen konnte. Es verlohr dabey die Hälfte seiner Officiere, und von den achthundert Mann, woraus es bestanden war, blieben nur hundert und achtzig im dienstfähigen Zustand übrig.

Indessen frißt das Schwerdt des Feindes, unter übrigens gleichen Umständen gewöhnlich wenigere, als von innerlichen Krankheiten befallen werden. Ruhren und Faulfieber sind die bey Heeren gewöhnlichsten und tödtlichsten Krankheiten. Für Kranke beyder Art, sowohl für Verwundete, als für solche, die aus andern Ursachen krank und zum Dienst unfähig sind, muß der Staat sorgen, sie verpflegen, und ihre Heilung beschleunigen. Je zweckmäßiger und schneller dieses geschieht, desto wenigern Abgang leidet die Armee, desto fähiger bleibt sie, sich den Absichten des Feindes entgegen zu setzen.

Ein Heer ohne Anstalten, in welchen verwundete und kranke Soldaten aufgenommen, verpfleget und geheilet werden, ist als ein Unding anzusehen. Bey der weit größern Tödtlichkeit der Kriege in den ältesten Zeiten, wo Mann gegen Mann stritt, und oft vierzig und mehrere tausend Streiter in einer Schlacht fielen, wo also die Zahl der Verwundeten sehr beträchtlich seyn mußte, scheint man für Verwundete und Kranke wenig oder nicht gesorgt zu haben. Die Griechen wußten von Medicinalanstalten für die kranken Soldaten nichts. Die Römer eroberten die Welt, und wußten von Medicinalanstalten nichts, durch welche der kranke und verwundete Soldat erleichtert wurde. Die Saracenen fielen zuerst auf den Gedanken, hinter ihren Armeen Lazarethe ziehen zu lassen, und dieses, was erst Gewohnheit war, ist in der Folge Nothwendigkeit geworden.

Die stehenden Lazarethe für größere Heere müssen, falls es nur immer geschehen kann, nicht in eins zusammengedrängt,

gedrängt, sondern möglichst vertheilt werden. Wenn eine Armee von 100,000 Mann ihre 10,000 Kranken in ein Lazareth zusammen legen wollte, so würde man eines Theils nur wenige Orte in der Nähe der Armee haben, die diese große Zahl der Kranken fassen könnten, und andern Theils würde durch die Menge der Kranken denselben die Genesung erschwert, und die Sterblichkeit unter ihnen vermehrt werden, als sie ohnedem leider in Lazarethen gewöhnlich ist. Ueberdem würde die Stadt durch die zu große Menge der Kranken der Ansteckung von den gewöhnlichen Feldkrankheiten ausgesetzt seyn, und die Einwohner in eine sehr große Gefahr gerathen, die vermindert werden kann, wenn man die Zahl der Kranken nicht zu sehr vervielfältiget, und die Pflege und Versorgung der Kranken kann viel leichter und pünktlicher erfolgen, wenn die Zahl der Kranken an einem Ort nicht zu groß ist.

Es ist daher von großer Wichtigkeit, daß das Hauptlazareth einer großen Armee getheilt wird, und daß nicht zu viele Kranke in ein Lazareth zu liegen kommen. Ist das Land, in welchem der Krieg geführet wird, blühend, und hat es viele Städte und beträchtliche Flecken und Dörfer, so können die stehenden Lazarethe bequem so vertheilt werden, daß weder die Aufsicht über das Ganze zu sehr beschwert wird, noch auch die Kranken zu sehr gehäuft werden. Wo möglich müssen die Feldlazarethe jederzeit in große Städte, und zwar so angelegt werden, daß sie weder unter sich, noch von der Armee sehr weit entfernt sind. Die um die große Stadt gelegenen Dörfer und kleinern Städte können bequem mit zum Hauptlazareth gezogen werden, und einen Theil der Kranken aufnehmen. Sicherheit des Ortes, hinlängliche Bequemlichkeit für die Kranken, und leichte Fortschaffung derselben sind die Haupteigenschaften, auf welche die Befehlshaber einer Armee zu

sehen

sehen haben, wenn sie die Anlegung der Feldlazarethe befehlen und die Orte zu denselben anweisen.

Die Anzahl und Größe des Lazareths, die zusammen das Ganze, oder das Hauptlazareth ausmachen, muß sich nach der Anzahl der Truppen, die für das Lazareth bestimmt ist, nach der Lage der Armee, und nach der Beschaffenheit des Krieges richten. Eine Armee von 100,000 Mann agirt selten so, daß sie gar keine Detaschements macht, und dann ist oft wegen der vielen und starken detaschirten Corps die Armee, für welche das Lazareth bestimmt ist, bey weitem nicht so groß, als man wohl glauben sollte. Indessen ist es durchaus richtig und ausgemacht, daß ein Lazareth nicht zu groß seyn kann, und daß ein zu kleines Lazareth, in welches die Kranken zu eng zusammengelegt werden müssen, weit schädlicher und tödtlicher ist, als ein großes, in welches noch viele Kranke kommen können. Ueberdem ist oft der Fall auch so, daß ein Lazareth zu einer Zeit zu groß seyn kann, welches zu einer andern Zeit zu klein wird, wenn sich die Krankheiten vervielfältigen und die Zahl der Verwundeten nach einer vorgefallenen Schlacht den vorher großen und weiten Raum beenget.

Gedeckt muß ein Lazareth gegen die Anfälle des Feindes, besonders gegen die Anfälle streifender Partheyen seyn, weil sonst bey den Kranken durch die Furcht vor der Gefahr die Genesung noch mehr erschweret werden könnte, und weil es Pflicht ist, den Soldaten, der auf eine edelmüthige Art für seinen Fürsten seine Glieder und seine Gesundheit aufgeopfert hat, möglichst zu schützen. Wenn die Armee des Feindes, wie dieses bey den Oesterreichern, Russen und Türken der Fall leicht seyn kann, sehr viele leichte Truppen und Freycorps hat, denen das andere Heer nicht so viele entgegenstellen kann, so hat sich zuweilen

weilen der Fall ereignet, daß die gegen die Anfälle regulirter Corps sicher gestellten Lazarethe von Freycorps angefallen, und geplündert wurden, und daß diese über die kranken Soldaten alles Elend häufeten, was nur auf einen Menschen fallen kann.

Um dieses zu verhüten, sucht man entweder einen festen Ort zum Hauptlazareth aus, oder, noch besser, wenn mehrere in der Linie und nicht weit von einander liegen, so wählt man sie insgesammt zu Lazarethen, damit die Kranken in einer Festung nicht zu sehr vervielfältiget werden. So haben die Oesterreicher in diesem Feldzug wider die Franzosen ihre Hauptlazarethe zu Valenciennes, Condé und Quesnoy gehabt, und dadurch sich Gelegenheit verschafft, ihre Kranken gehörig aus einander zu legen. Gedeckt ist freylich der kranke Soldat in einer Festung gegen die Anfälle der Feinde, wenigstens jeder streifenden Parthey, und eine Festung kann auch bekanntlich nicht eher belagert werden, als bis die Armee, die sie schützt, entweder zurückgeschlagen, oder so weit gebracht worden ist, daß sie nichts mehr wagen kann. Sicherheit hätte also der kranke Soldat in einer Festung auf jeden Fall mehr, als in offenen Plätzen; aber zu großen Lazarethen ist kein Platz außerdem weniger geschickt, als eine Festung, die hohen Mauern hindern den Luftzug und verderben die Luft, die Graben wirken auf gleiche Art. Selten sind in Festungen weitläuftige Gebäude, in welchen die Kranken gehörig weit auseinander gelegt werden können, die Kranken verderben also in ihrer eigenen Atmosphäre, und verderben zugleich die Atmosphäre ihrer Cammeraden, die sie und die ihnen anvertraute Festung vertheidigen sollen. Städte von weitem Umfang, wie z. B. Dresden im siebenjährigen Krieg, Prag in dem Krieg von 1742 gaben die beste Gelegenheit zu guten Lazarethen, weil man in diesen öffentliche

Ge-

Gebäude genug hat, um die Kranken hineinzulegen. Auch Torgau und Wittenberg, desgleichen Neiße, Breslau, Glaz, Schweidnitz, Cosel, Brieg, waren im siebenjährigen Krieg lange die Städte, in denen die Hauptlazarethe für die Armeen des Königs waren. Diese Städte wurden ihrer Wichtigkeit wegen so lange, als es nur möglich war, vertheidiget, und das Lazareth war daher in ihnen in keiner Gefahr.

Eine Bedeckung grösser oder geringer, nachdem das Lazareth mehr oder weniger exponirt ist, ist bey jedem Lazareth nothwendig, so wohl um das Lazareth gegen die Anfälle zu schützen, als auch um Ordnung im Lazareth selbst zu erhalten. Der Kranke ist ungern im Lazareth, er mag sich die Verfügungen der Aerzte und Wundärzte nicht allemal gefallen lassen, die gewöhnlich seinen Neigungen und seinem Willen entgegen sind. Wenn er also ohne alle militärische Aufsicht im Lazareth wäre, so würden leicht unter den vielen Kranken Unordnungen vorfallen, die durch die in das Lazareth commandirten Soldaten leicht verhütet werden.

Wenn der Befehlshaber einer Arme die Orte zu den stehenden Feldlazarethen bestimmt hat, so muß, nach dem Königl. Preußischen Feldlazareth-Reglement, der Lazareth-Oekonomie-Director bey den Obrigkeiten des Ortes die Krankenhäuser ausmitteln, alsdann mit dem ersten Arzt und Wundarzt zusammentreten, und nach den Anordnungen und Vorschriften der beyden letztern die Krankenhäuser so wählen und einrichten, daß die Kranken gut verpfleget und bald wieder hergestellt werden können.

Bey der Auswahl der Häuser zum Lager für die Kranken haben natürlicher Weise die Aerzte die erste Stimme. Diese müssen wissen, wie groß der Raum seyn muß, den sie z. B. für fünfhundert Kranke gebrauchen, sie müssen am

besten wissen, welche Häuser ihnen für die Kranken und deren Pflege am bequemsten sind. In den Städten, in welchen Lazarethe angelegt werden sollen, sollten daher die Magistrate in dem, was die Wahl der Häuser betrifft, nichts einzureden haben. Das Wohl der Armee geht hier vor allem, und das Wohl der kranken Soldaten ist ein sehr wesentlicher Theil des Wohls der Armee. Man sollte, wenn einmal ein Ort zu einem Lazareth bestimmt ist, auch keinen Accord mit den Magistraten schließen, wie viele Kranke man in die Stadt verlegen will. Es ist ohnedem der eigenen Sicherheit, dem Wohl der Kranken und der Klugheit gemäß, daß man so wenig Kranke als möglich in ein Lazareth lege, und dasselbe so sehr theile, als es nur geschehen kann, ohne die Besorgung zu sehr zu vervielfältigen. Es ist daher allemal für das Ganze schädlich, wenn sich der Heerführer verpflichtet, nur eine bestimmte Menge Kranke in die Stadt in das Lazareth zu schicken. Unvorhergesehene Vorfälle kommen bey keinem Geschäft in der Welt leichter vor, als im Krieg, und wenn z. B. Seuchen heftig einreißen, wenn der ganze Feldzug, oder ein großer Theil desselben in einer anhaltenden Reihe von Schlachten besteht, und sich also die Verwundeten übermäßig häufen; so ist es natürlich, daß man in die äußerste Verlegenheit kommt, wenn alle Lazarethe besetzt sind, und man doch noch mehrere Kranke unterzubringen hat. Vertragsmäßig sollten in dem Bayerischen Successionskrieg nach Dresden nicht mehr, als höchstens vierhundert Kranke gelegt werden. Man hatte auch für das Lazareth nicht viel mehr Raum eingeräumt, als ungefähr zu so vielen Kranken unumgänglich nothwendig ist. Die Noth veranlaßte oft, daß die vertragsmäßige Menge von Kranken überschritten werden mußte, und nun mußten die Kranken entweder äußerst eng einquartiert werden, welches noch ein Glück war, wenn es nur bald geschehen konn-

konnte, oder sie mußten, besonders wenn keine vorläufige Nachricht von ihnen angelangt war, halbe Tage lang auf der Straße liegen bleiben, bis man sie endlich mit Mühe und Noth elend unterbringen konnte.

Es ist daher durchaus nothwendig, daß die Gebäude, die man zu Lazarethen wählet, gehörig weitläuftig sind, und im Nothfall noch mehrere Kranken fassen können, als wirklich da sind. In dem Feldlazareth zu Neiße im Jahr 1779 waren immer mehrere hundert unbelegte Lagerstellen vorhanden. Es ist Grundregel, daß, je weitläuftiger die Kranken liegen, desto weniger von ihnen sterben, und daß sich auch die Gefahr der Ansteckung für die beym Lazareth angestellten Officianten, in eben dem Maaß vermindert, als die Kranken weiter liegen, und die Atmosphäre weniger anstecken.

Es ist überhaupt von erster Wichtigkeit, daß die Luft in den zu den Krankenhäusern bestimmten Gebäuden einen freyen Zugang habe, daher auch Lazarethe in Festungen, besonders in solchen, die tief und in Morästen liegen, gar nichts taugen. Die Krankenhäuser müssen frey und erhaben liegen, mit reiner Luft umgeben, und nicht weit von fließendem Wasser entfernt seyn. Je mehr man einzelne Krankenhäuser erhalten kann, und je entfernter dieselben von einander liegen, desto heilsamer ist es für die Kranken, für die Lazareth-Officianten, und für die Einwohner des Ortes selbst. Es müssen daher auch nach dem Preußischen Feldlazareth-Reglement nie die Krankenhäuser der leichtern Besorgung, oder des geringern Aufwands wegen, nahe an einander gebracht werden.

Daher haben auch, nach dem eben genannten Reglement, diejenigen Häuser, welche große, geräumige, hohe und luftige Zimmer, besonders Säle mit vielen, großen und hohen Fenstern haben, in welchen die Luft nicht so

leicht verdirbt und leicht erneuert werden kann, den Vorzug. Es müssen daher zu den Krankenhäusern vorzüglich Schlösser, Kirchen, Klöster, Rathhäuser, Kasernen, Schul- und Gildehäuser, Häuser, welche zu öffentlichen Vergnügungen bestimmt sind, Getraidespeicher, Kornböden, Scheunen und Remisen genommen, und letztere im Fall der Nothwendigkeit den niedrigen und dumpfichten Zimmern vorgezogen werden. — Kein für die Aufbewahrung der Kranken bequem gelegenes Gebäude darf verschonet werden, im Fall das Wohl der Verwundeten und Kranken darunter leiden sollte. Im Nothfall kann man Schuppen von Brettern aufbauen lassen, und die Kranken darunter legen. Nachdem die Englische Flotte im Jahr 1758 mehrere und größtentheils fruchtlose Unternehmungen auf die Französische Küste gemacht hatte, bey welcher eine Menge von Seeleuten und Soldaten erkrankten, so mußte man ein großes Lazareth auf der Insel Wight anlegen, auf welcher es an vielen Bequemlichkeiten für die Kranken, besonders an Gelegenheit sie unterzubringen fehlte. Man mußte die Kranken in enge Zimmer zusammenpfropfen; wenn einer gestorben war, die Betten sogleich wieder besetzen; man konnte für Reinheit der Luft gar nicht sorgen, und mußte erfahren, daß eine Menge von Soldaten ein Opfer des Todes wurden. Ein Bett steckte drey Kranke hinter einander an, die alle drey Opfer des Todes wurden. Endlich reichten alle Gebäude, Kornböden und elende Hütten, die man für Geld und um Gottes willen anschaffen konnte, nicht hin, alle Kranke aufzunehmen. In dieser Noth gaben einige Herren vom Hospital den Rath, daß man am Walde eine eigene Hütte dazu aufführen, den Fußboden darinn mit Dielen belegen, das Dach mit neuem Stroh decken lassen sollte, welches Wind und Regen abhalten könnte, und sie so groß sollte machen lassen, daß 120 Kranke und mehr darinn Platz hätten, wofür der Handwerksmann,

der

der den Bau unternahm, 40 Pfund forderte. Diese Hütte wurde wirklich gebauet, und zwar so schlecht, daß sie zu ihrer Bestimmung ganz ungeschickt schien. Man fand aber hernach, daß, ohnerachtet die Kranken, welche darinn gelegen hatten, sowohl eine außerordentliche Kälte, als auch viel Feuchtigkeit ausstehen mußten, dennoch die Anzahl der Todten weit geringer war, ob sie gleich eben die Krankheiten hatten, eben dieselben Arzneymittel, und gleiche Diät und Pflege bekamen. Auch wurden sie weit geschwinder hergestellt, als in den warmen und verschlossenen Hütten, welche man zu Newport gemiethet hatte, wo sie doch überhaupt bessere Pflege zu bekommen schienen.

Bewogen durch diesen guten Erfolg, und weil man diese schnellere und leichtere Genesung der Soldaten, der freyern und bessern Luft zuschrieb, brachte man vier hundert Kranke in das Schloß Carisbrook, welches die reinste und beste Luft hatte, und hoch lag. Aber die Menge der Kranken war zu groß: man mußte viele davon in ein Zimmer zusammenpfropfen, und der Erfolg lehrte, daß in den kleinen und niedrigen Stuben weit mehrere Kranke genasen, als auf diesem Schloß, wo ungeachtet alles Zuges die Luft durch die Kranken zu sehr verderbt, und das Stroh und das Hausgeräthe von den fäulichten Miasmen angesteckt wurden.

Im Jahr 1760 ließ Brocklesby, (aus dessen ökonomischen und medicinischen Beobachtungen zur Verbesserung der Kriegslazarethe und Heilart der Feldkrankheiten, Berlin 1772. diese Thatsachen entlehnt sind) eine Menge von Soldaten, die an dem fäulichten Petechienfieber krank waren, in eine unter freyem Himmel aufgerichtete, auf der Wetterseite und oben mit Stroh gedeckte Hütte an einen Ort bringen, wo die Luft gesund war. Das Strohdach schützte die Kranken gegen die im September schon einbrechende Kälte,

und obgleich viele Kranke in diese Hütte gebracht wurden, welche an dem wahren faulen Fleckfieber krank waren, so starben doch nur zwey davon. Brocklesby schreibt diese glückliche Genesung mehr der reinen und heitern Luft, welche die Kranken in diesen Hütten athmeten, als allen Arzneyen zu, welche sie alle sechs Stunden, und noch öfter nehmen mußten: denn es war alle Gelegenheit da, die Luft vollkommen rein zu erhalten, das Stroh für den Gebrauch der Kranken fleißig zu wechseln, und selbst von Zeit zu Zeit den Sand, der den Boden der Hütte ausmachte, zu entfernen und mit neuem zu verwechseln.

Der Vortheil dieser Hütten zeigte sich auch im Jahr 1761 im Lager zu Winchester. Brocklesby ließ Hütten bauen, deren Boden in die Erde ausgegraben war, und so schädlich dieses auch der Feuchtigkeit wegen ist, die von solchen Hütten fast gar nicht entfernt werden kann, so war doch der Erfolg dieser Anlagen so erwünscht, daß in weniger als vierzehn Tagen die Menge der Kranken um den vierten Theil vermindert wurde. Alle Kranke, die in diesen Hütten aufgenommen wurden, wurden, aufs höchste drey ausgenommen, wieder hergestellt, und noch nie war die Menge der Kranken so gering gewesen, als zu Ende dieses Feldzuges.

Man beobachtete im Jahr 1762 die nemliche Methode, den Kranken Obdach zu verschaffen, und war eben so glücklich. Die Regimenter, deren Chefs wider diese Hütten eingenommen waren, litten weit mehr an Krankheiten und verlohren weit mehr an Todten, als die Regimenter, die ihre Kranken in solche Barracken ablieferten.

Wenn man also keine Bequemlichkeit für die Kranken in Zimmern hat, so sind solche Hütten allerdings als Aufbewahrungsörter für die Kranken zu empfehlen. Sie haben den großen Vortheil der reinen und freyen Luft,

und

und können an Orten angelegt werden, wo die Luft von guter Beschaffenheit ist, und eine solche Luft überwiegt eine Menge von andern Bequemlichkeiten, die man außerdem den Kranken, in Häusern verschaffen kann, durch leichteres und schnelleres Genesen der Kranken, durch die Abwesenheit des Lazarethfiebers, und durch geringere Sterblichkeit.

Auf jeden Fall liegen sie da gesünder, als in den niedrigen, dumpfigen Zimmern, in denen der Luft der Zugang versagt ist. Alle diese Gebäude müssen, wenn es nur immer möglich ist, und so viel es nur möglich ist, nicht nahe an solchen Orten seyn, wo Gesunde wohnen, wo also der Gesunde durch Ekel und Ansteckung einen merklichen Schaden leiden kann. Sie müssen mit hinlänglichem Hofraum und wenn es möglich ist, mit einem Garten, oder einem angränzenden freyen Raum zur Bewegung für die weniger gefährlich Kranken und die Convalescenten, versehen seyn.

Sind aber solche Gebäude entweder nicht, oder nicht in der erforderlichen Menge zu haben, und ist es auch unmöglich, für die Kranken Brethütten zu erbauen; so müssen, besonders wenn das Lazareth nach gelieferten Bataillen, u. s. f. viele Kranke zugeführt erhält, die Häuser und Zimmer genommen werden, wie man sie haben kann, sie müssen aber so unschädlich, als möglich, gemacht werden.

Die kleinen Stuben müssen durch das Einschlagen der Wände erweitert, und wenn sie keine hohen Fenster haben, mit höhern Fenstern, oder Luftlöchern, und wenn sie zu niedrig sind, mit großen Oefnungen in die Decke versehen, und mit dem Boden in Gemeinschaft gesetzt werden.

Wo es nur immer möglich ist, muß man jederzeit die obern Stockwerke den untern vorziehen, und über-

haupt, so viel nur immer geschehen kann, frische Luft in die Krankenzimmer lassen. Je freyer also die Circulation ist, und je wenigere Kranke die Luft verderben, desto besser ist es, desto leichter erfolgt die Genesung der Kranken, und desto weniger wird das Lazarethfieber um sich greifen. Am sichersten verbessert die Erneuerung die verdorbene Luft, denn vermittelst dieser wird an die Stelle der zum Athemholen weniger fähigen, reine, respirable, und mit keinen Miasmen geschwängerte Luft gesetzt. Die erste Anlage der Häuser, in welchen die Kranken seyn sollen, kommt hier vorzüglich im Betracht, und ein Haus, in welchem kein Luftzug ist, und keiner angebracht werden kann, ist durchaus ungeschickt Kranke aufzunehmen. Man bemerkte in den Kirchen in Torgau deutlich, daß die Kranken, die an Faulfiebern und Ruhren auf den Kirchenböden darnieder lagen, leichter genasen, als die, welche unten in der Kirche lagen.

Der beste Weg, die Luft zu bessern, ist der, daß man Luftzüge anlegt, und zwar sind keine künstlichen Ventilatoren da nothwendig: man kann durch sehr einfache Wege die Stelle derselben ersetzen. Man muß nur von der festen Thatsache ausgehen, daß die phlogistisirte, mit menschlichen Ausdünstungen und Miasmen geschwängerte Luft, allemal specivisch schwerer ist, als die reine atmosphärische, daß man also sehr widersinnig handelt, wenn man nur die obern Schichten von Luft erneuert, und gutmüthig glaubt, die untere, gerade die, welche die Kranken athmen, werde sich von selbst erneuern. Es ist daher von erster Wichtigkeit, daß die Luftzüge durch die Krankenzimmer so durchstreichen, daß auch die untern Schichten der Luft erneuert werden, und zu diesem Endzweck ist es am Besten, wenn man in den entgegengesetzten Seiten der Wände welchselseitig Löcher macht, und zwar bald, hoch

bald tief, damit der dadurch erzeugte Zug das ganze Zimmer durchstreichen, und die Luft reinigen kann. Man kann diese Löcher mit Klappen, oder auf andere Art verschließen, wenn die Luft gehörig erneuert worden ist. Auf diesen Grundsatz beruhet die für die Lazarethe sehr wichtige Erfindung des Herrn Generalchirurgus Theden, der in den Krankenzimmern der Lazarethe das untere Fachwerk auf der einen Seite, auf der andern nicht völlig entgegengesetzten aber das obere herauswerfen ließ, und dadurch einen starken anhaltenden, und durch das ganze Zimmer reichenden Luftzug bewirkte. — Man behalte es überhaupt als Thatsache, daß die Fenster nie völlig hinreichend zur Reinigung der Luft sind. Wo man besonders die untern Schichten reinigen will, da müssen nothwendig die Züge unter den Fenstern angebracht werden. Zimmer, die sehr hohe Fenster haben, sind allemal höchst ungesund. In Zuchthäusern sind gewöhnlich die Fenster sehr hoch angebracht, und ungeachtet sie Winter und Sommer offen erhalten werden, und die genaueste Reinlichkeit unter den Züchtlingen erzwungen wird, so kommt man doch oft in Schlafzimmer solcher Anstalten, in denen man die verdorbene Luft kaum einathmen zu können glaubt.

Die Ventilators des Hales sind eher für Schiffe, als für Lazarethe zweckmäßig, in welchen letztern die eben beschriebene Art der Ventilatoren des Herrn Generalchirurgus Thedens besser wirkte. Ueberhaupt ist zu bemerken, daß die Zugluft den Kranken in Lazarethen weit weniger schadet, als die verderbte Luft, und daß höchstens bey solchen, die an Entzündungen leiden, und bey solchen, die in starkem Schweiße sind, die Zugluft offenbar schädlich ist.

Außer dem Luftzug muß man auch die Luft in den Zimmern zu verbessern suchen. Dieses geschieht auf eine doppelte Art: entweder man sucht die Luft möglichst gut

zu erhalten, und zu verhüten, daß die septischen Miasmen nicht in die Wände der Zimmer, in das Täfelwerk, die Meubeln, u. s. w. eindringen, oder man sucht die schlecht gewordene Luft zu verbessern.

Ersteres geschieht besonders auf folgende Arten:

1. Alle Geräthschaften, die nicht die allerstrengste Nothdurft erheischt, müssen von den Krankenzimmern entfernt seyn.

2. Das hölzerne Täfelwerk an den Wänden, muß herausgerissen, oder wenigstens mit frischem Kalk übertüncht seyn.

3. Man beobachtet, auf die Art, die unten beschrieben werden wird, so wohl bey dem Kranken, als an allen Geräthschaften, die zu seinem Lager, und zu den andern Gegenständen seiner Pflege dienen, die äußerste Reinlichkeit. Besonders sucht man zu verhüten, daß keine Geräthschaften von Holz, welches eine rauhe Oberfläche hat, und die faulen Miasmen leicht aufnimmt, in den Krankenzimmern bleiben.

4. Die Zimmer, die zur Lagerstätte der Kranken zubereitet werden, müssen vorher mit frischem Kalk ausgetüncht worden seyn. Dieses kann zu Anfang der Einrichtung des Lazareths bequem geschehen, weil da die Zimmer mit Kranken noch nicht besetzt sind. Auch muß dieses Austünchen der Zimmer von Zeit zu Zeit wiederholet werden. Es ist ein Vorurtheil, zu glauben, daß frisch übertünchte Zimmer der Gesundheit schädlich sind. Sie sind es höchstens nur, so lange sie noch feucht sind, und unter fast allen Mitteln, fäulichte Ausflüsse zu verbessern, hat man die Kalkdämpfe noch als die bewährtesten gefunden.

5. Ein Kranker, der einmal das Mühselige des Transports in ein Lazareth überstanden hat, muß nicht in ein anderes transportirt werden, und am wenigsten, wenn er schon auf den Weg der Genesung ist, wo er auf die unten anzugebende Art zu behandeln ist. Man transportirte, in dem letzten Oesterreichisch-Preußischen Krieg, die Kranken häufig von Dresden nach Torgau, indem ein Transport immer den andern verdrängte, und von Torgau nach Wittenberg. Man mußte also immer die gefährlichsten Kranken in Dresden zurücklassen, und die sich eben zu bessern anfiengen, nach Torgau schaffen. Dies waren Leute, die an der Ruhr und den Lazarethfieber tödtlich darnieder gelegen waren. Der Transport geschah gewöhnlich zu Wasser, die Schiffe waren meistentheils ohne Dach, das Wetter im Spätherbst war stürmisch, regnerisch, rauh, und die meisten Kranken bekamen natürlicher Weise Rückfälle, desto schlimmere, je mehr sie durch die vorhergegangene Krankheit schon geschwächt waren. So gefährlich aber das Transportiren der Kranken von einem Lazareth in das andere ist, so gut ist es, wenn Ruhrkranke und solche, die an Faul- und Lazarethfieber liegen, die Zimmer alle 10 bis 14 Tage wechseln. Sie müssen dann frische Strohsäcke, frisches Stroh, u. s. w. bekommen, und in ein Zimmer gelegt werden, welches neu übertüncht worden ist. Wände und Fußboden der Zimmer, welche diese Kranke verlassen haben, müssen gereinigt, die Wände und die Decke gleich getüncht, und der Fußboden mit Kalkwasser, oder scharfer Seifensiederlauge aufgewaschen werden. Auf diese Art bringt man den Lazarethgeruch am sichersten und geschwindesten aus den Zimmern, und das Zimmer, dessen Wände von septischen Miasmen durchaus durchdrungen waren, wird das gesundeste Zimmer, so bald es getüncht, und

der

der Fußboden mit Lauge oder Kalkwasser recht rein gewaschen worden ist.

Die künstlichern Arten, die in den Lazarethen schlechtgewordene Luft zu verbessern, sind in Feldlazarethen am wenigsten anwendbar, weil die Zeit und oft auch Gelegenheit fehlt, auch die Geräthschaften zu solchen Verbesserungen nicht immer zu haben sind. Frische Luft, durch Luftzüge in alle Winkel des Krankenzimmers geleitet, thut die besten Dienste, und ist allen künstlichen Verbesserungen der Luft vorzuziehen. Der Lazarethgestank, dieser eigentliche Beweis, daß die verdorbene Luft und die fäulichten Miasmen in die Wände selbst und in die Geräthschaften der Kranken eingedrungen sind, wird indessen doch nicht blos durch den Luftzug verbessert. Man muß aber dieses Eindringen der Miasmen verhüten, indem man so wenig Geräthschaften in dem Lazareth läßt, als möglich ist, indem man die Kranken reinlich hält, ihre Wäsche fleißig wechseln läßt, die Decken fleißig mit frischen verwechselt, weil die Wolle besonders geneigt ist, fäulichte Stoffe aufzunehmen, die Strohsäcke von Zeit zu Zeit ausleert und mit frischem Stroh füllt, auch wohl den Strohsack fleißig wechselt, lüftet und reiniget, nach der Art, die unten genauer beschrieben werden wird. Die Wände müssen unfähig gemacht werden, fäulichte Miasmen einzuschlucken, und da steinerne Wände dieses weniger thun, so sind steinerne Gebäude auf jedem Fall zu Krankensälen vorzuziehen. Müssen Brethütten aufgeschlagen werden, so müssen die Breter an der innern Seite abgehobelt und glatt seyn, und mit Kalk, der, wenn es die Umstände verstatten, mit Milch abgelöschet worden, übertüncht seyn. Der auf diese Art abgelöschte Kalk springt nie ab, und giebt einen sehr dauerhaften Ueberzug. Auch die steinernen Wände müssen frisch übertüncht seyn. Da Howard in einen Quarantainenhause am Mittelländischen Meer die Quarantaine hielt, so erhielt er mit Mühe endlich so

vielen

vielen Kalk, daß er sein Zimmer übertünchen lassen konnte. Aller septische Lazarethgeruch war auf einmal verschwunden, und er hatte nicht allein für sich die gesundeste Wohnung, sondern glaubt, daß mancher, der in Zukunft dieses Zimmer beziehen würde, ihm für diese Vorsicht danken werde. Dieses Austünchen der Zimmer muß wenigstens in solchen Zimmern fleißig wiederholt werden, die zum Aufbewahrungsort solcher Kranken bestimmt sind, die an Faulfiebern und Ruhren krank liegen. Auch bey schwer Verwundeten stellen sich aus vielen und natürlichen Ursachen leicht Zufälle des Faulfiebers ein, und auch die für diese Kranken bestimmten Zimmer müssen gerade so gereinigt und rein erhalten werden, wie die Zimmer der Faulfieber- und Ruhrkranken.

Das Räuchern mit Essig ist sehr oft empfohlen worden, und es ist allerdings, besonders in den Sälen der Faulfieber- und Ruhrkranken, anwendbar. Es werden Ziegelsteine glühend gemacht, in das Zimmer gebracht, und mit Essig besprengt, so lange, als sich der Essig durch die Hitze in Dünste auflößt. Sehr oft läßt sich indessen dieses Verbesserungsmittel nicht anwenden, weil es die Luft mit feuchten Dämpfen erfüllt, deren Uebermaaß in den Krankenzimmern verhütet werden muß.

Besser ist auf jeden Fall die Reinigung der Luft durch angezündetes Schießpulver. Bey der Explosion wird die ganze Luft erschüttert und mit Gewalt durch die Zuglöcher ausgetrieben. Reinere Luft setzt sich an die Stelle der ausgetriebenen. Die dephlogistisirte Luft, welche sich bey der Explosion entwickelt, ist das mächtigste Verbesserungsmittel der Luft, das wir kennen. Dieses Anzünden des Schießpulvers muß des Tages öfter, an mehr als einem Orte des Saales, und unten auf dem Boden des Saales geschehen, damit auch die untere Schicht der Luft, gewöhnlich die schädlichste und verdorbenste, in Bewegung gesetzt und erschüttert

schüttert werde. Ich ziehe dieses Verbesserungsmittel der Luft allen andern vor, weil es leicht zu haben, und überall anwendbar ist.

Man hat auch vorgeschlagen, Zweige von Bäumen, besonders von solchen, die einen balsamischen Geruch geben, in die Krankensäle zu bringen. Etwas zur Verbesserung der Luft mögen die Ausdünstungen der Blätter wohl beytragen, ob sie dieselbe gleich auch unter gewissen Umständen phlogistisiren und verderben. Zweige von Birken in die Zimmer gebracht, erfrischen die Luft auf eine angenehme Art. Am besten sind die klein zerhackten frischen Zweige von Fichten und Tannen, die in Deutschland überall zu haben sind, und wegen ihrer balsamischen Düfte die Luft sehr gut verbessern.

Auch das häufige Ausräuchern der Zimmer mit Wacholder, oder einem andern harzigten Stoff, ist von Wichtigkeit. Dieser Rauch verbessert die fäulichten Miasmen sehr kräftig und verbessert den Lazarethgeruch. Man muß indessen alle diese Räucherungen nur neben dem fleißigen Bestreben die Luft zu erneuern, anwenden: denn durch das Räuchern allein wird die Luft, die nicht erneuert wird, nie ganz verbessert.

Unter den künstlichern Arten, die Luft zu verbessern, möchte bey heißem und trockenem Wetter die Regenmaschine des Day angewendet werden können, die dieser Arzt in einem Büchlein: Gedanken über die verschiedenen Methoden und Mittel ansteckende und eingeschlossene Luft zu reinigen, aus dem Englischen, Altenburg, 1788. in 8. bekannt gemacht hat. Das Mittel ist einfach, leicht zu haben, und wirksam. Es bestehet in einer Maschine, durch welche man Kalkwasser in Form der Regentropfen von der Höhe herabfallen und in einem Becken auffangen läßt. Schon das Ausspritzen der Zimmer mit Kalkwasser an sich

würde

würde bey trockenem Wetter sehr gute Dienste in den Krankensälen zur Verbesserung der Luft leisten.

Immer ist aber bey allen diesen künstlichen Verbesserungsmethoden der Luft zu bemerken, daß sie wenig fruchtbar, wenn nicht die Luft von Zeit zu Zeit erneuert wird. Die frische, rein atmosphärische Luft ist der eigentliche Balsam des Lebens, den man den Kranken beständig, und im reichlichsten Maaß zu verschaffen suchen muß. Der Luftzug selbst schadet vielen Kranken gar nicht, z. B. denen, die an Faulfiebern krank sind, denen er sogar noch vortheilhaft ist. Und wenn die Ventilatoren geöffnet werden, kann ja den Kranken, die dem Zuge zu sehr ausgesetzt sind, befohlen werden, daß sie sich so lange, als der Zug wirkt, zudecken. Das Königlich Preußische Feldlazareth-Reglement hat über die Erneuerung der Luft so gute Vorschläge, daß sie hier eine Stelle verdienen.

Um beständig frische und reine Luft, ohne welche der Kranke auch bey der besten Behandlung und Pflege nicht genesen kann, zu erhalten, müssen in jedem Lazarethe Zugröhren oder sogenannte Thedensche Ventilatores auf folgende Art angelegt werden.

Man läßt aus vier Brettern zwölf bis sechzehn Fuß lange und acht Zoll im Durchschnitt weite Röhren verfertigen, die bey dem beweglichen Feldlazarethe aus Blech bestehen können. Eine solche Röhre wird am Fußboden des Zimmers angebracht, so, daß sie sich außerhalb durch die Wand an einem solchen Orte öfnet, woher die reinste Luft erhalten werden kann. Innerhalb wird sie mit einem Stöpsel oder Schieber verwahret. Oben in einer nicht entgegen gesetzten Ecke des Zimmers (damit der Zug nicht zu stark, auch nicht in gerader Linie wirke), wird eine andere trichterförmige Röhre in einer horizontalen Richtung angebracht, die sich in der freyen Luft öfnet, und gleich-

falls

falls mit einem Stöpsel oder Schieber versehen ist. Wenn man nun die Luft in den Zimmern erneuern will, so öfnet man beyde Röhren, da denn die frische Luft durch die Röhre am Fußboden hineindringt, und die verdorbene Luft durch die nach innen gerichtete trichterförmige Röhre herauspreßt. Soll der Zug nicht sehr stark seyn, so wird die Röhre durch den Schieber nicht völlig geöfnet.

Diese Reinigung der Luft geschieht des Morgens, Mittags und Abends vor dem Essen der Kranken, kurz vorher ehe die Aerzte und Wundärzte sie besuchen. Die Röhren bleiben eine halbe Viertelstunde offen, und während dieser Zeit müssen sich die Kranken bedecken. Im Sommer können diese Zugröhren länger offen bleiben, auch dann, wenn es Nothwendigkeit wird, die Kranken näher als gewöhnlich zusammen zu bringen, müssen sie alle zwey Stunden, auch wohl des Nachts, geöfnet werden.

Anstatt der obern Röhren kann man auch in die Wand ein Loch machen, oder wenn die Fenster hoch sind, eine oder mehrere Fensterscheiben herausnehmen, und diese mit einem Stöpsel oder Fensterthüre verschließen. Wenn die untern Röhren nicht herbey geschaft werden können; so muß man ebenfalls auch unten ein Loch in die Wand machen, und es mit einem Stöpsel verschließen. Kann man in den Zimmern Kamine oder Windöfen anbringen, so vermehren diese die Wirkung der Ventilatoren.

Gewöhnliche Oefen, die von außen eingeheitzet werden, dürfen in keinem Lazareth Statt finden, weil sie durch ihre eingeschlossene Wärme die Luft noch mehr verderben. Müssen ja Oefen beybehalten werden, so müssen es solche seyn, die von innen eingeheitzet werden können, indem diese einen starken Luftzug in den Zimmern erregen, der für die Verbesserung der Luft vortheilhaft ist. In großen Sälen sind daher Zugöfen von Eisenblech, die

nicht

nicht rauchen, am besten anzuwenden. Kamine sind freilich noch besser, und reinigen die Luft am meisten: aber wenigstens im nördlichen Deutschland sind wenige Häuser für sie eingerichtet, und vielleicht möchten sie auch große Säle nicht genugsam erhitzen. Die Oefen, welche in den Zimmern eingeheitzet werden, vertreten gewissermaaßen die Stelle der Kamine, und wenn man nur wegen der Feuersgefahr gehörig besorgt ist, und die Gegend des Ofens mit Ziegeln oder Eisenblech belegt, so hat man auch wegen der Feuersgefahr wenig oder nichts zu besorgen. Solche Ofen, wo das Feuer mehrere Etagen durchziehen muß, und die nur in den Zimmern eingeheitzet werden können, schicken sich wegen des starken Luftzuges, den sie verursachen, für die Krankenhäuser ebenfalls sehr gut.

Müssen Oefen beybehalten werden, die nur von außen geheitzet werden können, so muß in diesen Zimmern mit verstärkter Sorgfalt für die Reinigkeit der Luft gesorgt werden. Es muß daher die Gemeinschaft des Zimmers mit der äußerlichen Luft durch Ventilatoren, Lüftung, und dergleichen möglichst unterhalten werden.

Man trenne Kranke, die einander anstecken können, mit der ersinnlichsten Sorgfalt von einander. Unter den langwierigen Krankheiten sind nur zwey Arten, die das Isoliren der damit behafteten Kranken nothwendig machen, die Lustseuche und die Krätze. Kranke, die mit einer von diesen beyden Krankheiten behaftet sind, müssen nothwendig von andern abgesondert werden, damit sie die Ansteckung nicht auf diese verbreiten. Selbst solche, die venerische Localkrankheiten haben, sollten durchaus von denen getrennt werden, die das Unglück haben, an der allgemein gewordenen Seuche zu leiden. Viele Krätzkranke in einem Zimmer genesen zwar allemal weit langsamer, als wenn nur wenige in einem Zimmer sind, weil sie einander immer

mer von neuen wieder anstecken; wenn man aber die weitere Verbreitung dieses ekelhaften Uebels verhüten will, und es ist bekannt, daß es sich nirgends leichter und lieber verbreitet, als unter Soldaten, so ist es durchaus nothwendig, daß die Krätzkranken von andern abgesondert gehalten und so behandelt werden. Noch besser ist es, wenn für die Krätzkranken mehrere Zimmer bestimmt sind. In das eine kommen solche, die erst in die Kur genommen werden, und in ein anderes werden solche einquartirt, bey denen die Kur schon fortgeschritten, und die Krätze im Abnen trocknen ist. Bey letztern steckt die Krankheit nur selten mehr an, da sie dagegen sich von neuen wieder durch die Ansteckung auf diejenigen fortpflanzt, die von derselben bald befreyet zu werden Hoffnung hatten.

Andere Kranke, die an langwierigen Krankheiten liegen, kann man beysammen lassen, doch immer so, daß man diejenigen, die an äußerlichen Uebeln, Geschwüren, u. s. w. leiden, von denen getrennt, welche innerliche Krankheiten haben. Indessen ist es doch gut, daß solche Kranke, die mit krampfhaften Krankheiten behaftet sind, oder solche, die heftige Schmerzen haben, oder auch solche, welche heftig husten, oft aufstehen müssen, u. s. f. zusammengelegt werden. Bey Kranken von der ersten Art ist es nothwendig, wegen des erschütternden Eindruckes, den dergleichen Kranke auf andere machen, bey den Kranken von der zweyten und dritten Art wegen der Unruhe, welche sie in der Nacht und immer machen, wodurch den andern Kranken die Gelegenheit, sich durch den Schlaf zu erholen, benommen wird. Auch Kranke, die vor heftigen Schmerzen schreyen, sollten besonders gelegt werden, theils der Unruhe wegen, die sie andern erregen, theils des Mitleids wegen, welches andere Kranken niederschlägt, und ihre eigene Krankheit verlängert.

Kranke an hitzigen Krankheiten müssen in solche getheilt werden, die ein lauwarmes, und ein kaltes Verhalten fordern. Zu der ersten Classe gehören alle, die mit Entzündungskrankheiten befallen sind, und zum Theil auch solche, die an Bauchflüssen und Ruhren liegen. Zur letzten Classe gehören im Allgemeinen genommen alle, die an hitzigen gallichten Krankheiten, und an Faulfiebern liegen. Alle Entzündungskranke können in einerley temperiret warmen Zimmern liegen. Die Ruhrkranken müssen in besondern, von den übrigen weit abgesonderten, Häusern und Zimmern liegen, weil sich das Contagium der Ruhr sonst weiter verbreiten könnte, und man, es mag von der Unfähigkeit der Ruhr anzustecken, gesagt werden, was da will, doch Fälle genug hat, wo die Ruhr sich durch Ansteckung auf andere im Lazareth verbreitete, nicht besorgt genug seyn kann, um dieses Contagium unkräftig zu machen. Diese Krankheit verdient überhaupt in Hinsicht auf die Absonderung der damit Behafteten von andern Kranken die meiste Aufmerksamkeit, und da sie auch eine der allergewöhnlichsten Feldkrankheiten ist, so muß bey der Anlage und Einrichtung der Lazarethe vorzüglich auf Säle und Zimmer gesehen werden, wo diese Kranken, ohne dem übrigen Lazareth nachtheilig zu seyn, hingelegt werden können.

Gleiche Vorsicht fordern die an Faulfiebern kranken Soldaten. Nirgends nimmt bekanntlich das Faulfieber einen bösartigern und tödtlichern Charakter an, als in Lazarethen, wo es sogar einen eigenen Namen erhalten hat, und die Fähigkeit dieses Fiebers, sein Contagium weiter zu verbreiten, ist erwiesen. Also müssen auch diese Kranken von allen andern getrennt werden, und müssen selbst von den Ruhrkranken entfernt liegen, weil die Verbindung der Ausflüsse von beyden Krankheiten die Luft in dem höchsten Grad verdirbt und das gefährlichste Contagium bilden kann, welches nur immer existiren mag.

Man

Man darf auch Kranke, die an Faulfiebern und Ruhren liegen, nicht immer in einem Zimmer liegen lassen. Auch bey groſser Vorsicht und strenger Beobachtung der Reinlichkeit, zieht sich das fäulichte Contagium in die Wände und in das Holz. Die Ausflüsse desselben vermehren dann die Krankheit, und machen sie bösartiger. Es müssen also immer frische, frisch übertünchte, und wohl ausgefegte Zimmer vorhanden seyn, in welche die neu angekommenen Ruhr- und Faulfieberkranken gelegt werden, und wenn ein Zimmer leer geworden ist, muß es sogleich durch Uebertünchen, fortgesetzter, anhaltender Lüftung und Reinigung des Fußbodens wieder zu künftigen Gebrauch vorbereitet werden. Alles, worauf die Kranken lagen, muß aus demselben geschafft, die Strohsäcke gewaschen, und das Stroh verbrannt, oder in die Erde gegraben werden. Es muß überhaupt dahin gesehen werden, daß nicht der Fall Statt habe, der in dem Lazareth in Dresden Statt fand, wo man eben keinen feinen Geruch zu haben brauchte, wenn man in die Gegenden der Lazarethe kam, um die faule Atmosphäre schon von fern zu wittern. Ein widriger Wind konnte sogar die mephitischen Dämpfe bis zum Schloß und bis zur Stadt hin verbreiten, besonders da das faule Stroh, worauf die Kranken gelegen waren, oft Wochen lang in den Höfen der Lazarethe liegen blieb.

Diejenigen, welche an Entzündungsfiebern krank sind, können im Nothfall in die untern Stockwerke der Häuser gelegt werden, da die an Faulfiebern und Ruhren Kranken in die obern gelegt werden müssen. Die Kranken an Entzündungsfiebern vertragen, im Fall keine obern Zimmer zu haben sind, die untern noch am besten: doch müssen sie nicht dumpfig und feucht seyn.

Die äußerlich Kranken, die Verwundeten, selbst diejenigen, welche aus dieser oder jener Ursache mit Geschwü-

ren behaftet sind, müssen von den innerlichen Kranken getrennt und in eigenen Häusern und Sälen besorgt werden. Dieses ist nicht nur der größern Bequemlichkeit und leichtern Uebersicht wegen unumgänglich nothwendig, sondern es wird durch diese Absonderung auch bewirkt, daß den Kranken von der einen und der andern Classe leichte und sicherere Hülfe geleistet werden kann. Besonders aber ist diese Trennung wirksam, um die Ansteckung der Verwundeten mit den andern Krankheiten des Lazareths zu verhüten. Es ist aus dieser Ursache auch eine Sache von erster Wichtigkeit, solche Verwundete, welche eine innerliche Krankheit haben, die von der Verwundung nicht zunächst abhängt, von den andern, die blos an ihrer Blessur leiden, zu trennen. Alle Krankheiten von Atonie fallen bey Verwundeten häufig vor, und es ist daher wichtig, die zufälligen Gelegenheiten, durch welche sie in diese Krankheiten fallen könnten, zu verhindern.

Zur Reinlichhaltung der Lazarethe hat man auch vorgeschlagen, den Fußboden mit Sand zu bestreuen. Dieses wird aber theils dem Zwecke nicht ganz entsprechen, theils den Staub vermehren, bey der Menge von Wärtern, Medicinalpersonen und andern Officianten, die in Sälen herumgehen. Der Staub vom Sand wird den Schmuz vermehren, und Kranke, die an der Lunge leiden, dürfen sich in keinem solchen mit Sand bestreueten Zimmer aufhalten. Das sicherste Mittel, die Säle reinlich zu halten, ist, sie oft zu fegen und auszureinigen, und so wenige Kranke als möglich in einen Saal zusammen zu legen.

Dieser letzte Umstand ist von äußerster Wichtigkeit. Es ist zwar nicht gut, wenn die Kranken von verschiedenen Regimentern zusammen gelegt werden, sondern es ist allemal besser, wenn sie Regimenterweise beysammen liegen. Dies erleichtert theils das Führen der Listen und überhaupt

die

die Schreiberey, theils gereicht es auch den Kranken zum Trost, wenn sie Cameraden um sich haben, deren Charakter sie kennen, mit denen sie sich unterhalten, und von denen sie Theilnahme erwarten können. Es ist aber deswegen nicht nothwendig, daß man alle Kranke von einem Regiment in ein Haus, oder in einen Saal pfropft.

Die Säle müssen, wo möglich weit, groß und hoch, der Betten in denselben müssen aber wenige seyn. Die Betten müssen in zwey Reihen links und rechts stehen, so daß man vollkommen Raum hat durch zu gehen, sie dürfen auch nicht an der Wand anstehen, sondern sie müssen so stehen, daß man zwischen der Wand und der Lagerstätte bequem hingehen kann. Auch zwischen jedem Bett muß die Entfernung so groß seyn, daß man mit vollkommener Bequemlichkeit durchgehen kann. So muß die Zahl der Betten beschaffen seyn, wenn das Lazareth so voll ist, daß es keinen Kranken mehr aufnehmen kann: wenn aber ein Lazareth für das Heil der Soldaten vollkommen wohl eingerichtet seyn soll, so müssen die Betten der Kranken so von einander stehen, daß jemand, der die Gefahr einer bösen Luft nicht kennt, glauben könnte, es sey für zwey oder drey noch einmal so viel Platz da. Es ist überhaupt unumstößlich feste Regel, daß die Zahl der Kranken und also auch der Lagerstätte in einem Lazareth wohl oft zu groß, nie aber zu klein werden kann, und daß desto wenigere Kranke sterben, je mehr sie von einander getrennt werden, und je weniger sie sich die Luft unter einander vergiften. Man hat also bey Anlage der Lazarethe auf dies besonders zu sehen, daß die Krankenzimmer nie zu eng werden, und man muß immer Häuser und andere Aufbewahrungsörter zur Reserve haben, damit man die Zimmer der Kranken nie mit mehrern Lagerstellen besetzen dürfe, als die Sorge für das Leben der Kranken erlaubt.

Freylich findet die Beobachtung dieser Regel nicht immer Statt: man kann aber auch sicher annehmen, daß die Tödtlichkeit der Krankheiten in den Lazarethen allemal mit der Nichtbeobachtung dieser Regel im Verhältniß steht. Je dicker die Kranken liegen, desto mehrere Todte giebt es, desto weniger, je dünner sie liegen. In dem Bayerischen Successionskrieg, wo sich überhaupt die Anstalten der Preussen für die verwundeten und kranken Soldaten nicht immer vortheilhaft auszeichneten, waren in den Hospitälern in Dresden die Krankenlager gewöhnlich so zusammengeschichtet, daß ein Strohsack den andern berührte, und kaum war so viel Platz übrig, daß man zwischen den Reihen durchgehen konnte. Ja! sehr oft mußte man über die Kranken wegschreiten; und die Füße des einen berührten beynahe den Kopf des andern. Es war auch dann, wenn die Hospitäler durch große Transporte einmal etwas entlediget wurden, ein seltener Fall, daß man einmal rein fegen und den Fußboden scheuren konnte. Wenn da nicht Ansteckung von Ruhr und Kerkerfieber sich fortpflanzen soll, so weiß ichs nicht, wie man es künstlicher anfangen will. Die Ansteckung zeigte sich leider! wirksam genug. Die Blessirten lagen in der Nähe oder neben den Ruhrkranken, der Wundarzt mochte sie mit noch so vieler Geschicklichkeit und Fleiß besorgen, so waren seine Bemühungen doch öfters fruchtlos: denn die Ruhr und das Lazarethfieber ergriff manchen von ihnen; die Wunden wurden bösartiger, und sie starben einen zwiefachen Tod! Die Lazarethfeldscheere und Aufwärter durften kaum einige Tage in den Hospitälern arbeiten, so wurden sie von den Kerkerfieber befallen, und bey vielen war der Ausgang dieser Krankheit tödtlich. Die Inquilinen dieser Wohnungen litten auch sehr durch die Ansteckung; in manchen Häusern starben vier Personen an dem Kerkerfieber. Und mit welcher Gefahr für die übrigen Einwohner waren die Hospitäler größtentheils gewählt!

Sie lagen an den volkreichsten Promenaden an der Osteralee, und unweit des Churfürstlichen Schlosses.

An alle Häuser der Stadt oder des Dorfes, in welchen Kranke sind, oder welche zu andern Endzwecken des Lazareths bestimmt sind, sollte ihre Bestimmung mit Kreide, oder noch besser auf einen mit Nägeln befestigten Täfelein mit Oelfarbe, angegeben seyn. In den Häusern selbst, wo Zimmer für Kranke sind, muß an die Thüre eines jeden Zimmers ein gleiches Täfelein angeheftet seyn, auf welchen die Art der Kranken und die Zahl derselben verzeichnet ist. Dieses ist zur Uebersicht, und bey dem öftern nothwendigen Wechseln der Krankenzimmer nothwendig, und erleichtert den Wärtern, Wundärzten, Aerzten u. s. f. den Dienst sehr.

Vor jedem Hause, in welchen Kranke befindlich sind, muß eine Wache von Soldaten seyn, die ins Lazareth commandirt worden sind. Diese Wache ist da, um Ordnung zu erhalten, besonders um zu verhüten, daß kein Kranker ohne Beglaubigungsschein, oder ein anderes bestimmtes Zeichen herauslaufe, und sich durch üble Kost und andere Ausschweifungen verderbe. Diese Wache muß auch verhüten, daß niemand in das Lazareth komme, als Leute, die in dasselbe gehören und bey demselben angestellt sind. Wenn solche Zuschauer und neugierige Menschen auch weiter nichts Böses thun, so stören sie doch die gute Ordnung, die im Lazareth immer herrschen muß, und erschweren die Besorgung der Kranken. Oft gehen mitleidige, oder gewinnsüchtige Menschen nur deswegen in das Lazareth, um den Kranken verbotene Eßwaaren und Getränke zuzustecken, starkes Bier, Brandtewein, Wein und dergleichen, und thun den Kranken dadurch unersetzlichen Schaden. Der Arzt im Lazareth muß am besten wissen, was für seine Kranke für eine Nahrung, und was für ein Getränk noth-

wendig

wendig ist, und er ist verpflichtet, den Kranken reichen zu lassen, was ihren Umständen gerade nach den Gesetzen der Kunst am passendsten ist. Solche den Kranken zugesteckte Nahrungsmittel und Getränke sollten also immer strenge verboten werden, und am sichersten werden sie verboten, wenn den Kranken keine Gelegenheit gegeben wird, sie zu erhalten. — Oft tragen auch solche ungebetene Zuschauer und Besucher das Contagium einer Krankheit aus dem Lazareth, welches nicht selten die ganze umliegende Gegend unglücklich macht.

Läuse und Flöhe, besonders aber mehrere Arten der Insekten von der erstern Gattung, sind ein sehr gewöhnliches und gleichsam einheimisches Uebel in Lazarethen, und wenn auch viele Soldaten bey einem Heere sind, die in gesunden Tagen diese Plage nicht achten, und sie also im kranken Zustande auch weniger fühlen, so sind doch auch viele Soldaten so an Reinlichkeit und Ordnung gewöhnt, daß ihnen der Aufenthalt im Lazareth auch aus dieser Ursache schwer wird. Fleißiges Ausreinigen der Zimmer, fleißiges Wechseln der Wäsche, der Strohsäcke und des Strohes, überhaupt fleißige Sorge für die Reinlichkeit, tragen ungemein viel bey, diese Plage zu vermindern. Man kann auch die Vorsicht treffen, daß man solche Kranke, die man für verlaust zu halten Ursache hat, neben einander legt, damit sie die andern, reinlichern nicht so leicht anstecken. Fritze hatte zur Vertreibung der Läuse folgende sehr wirksame Methode. Er ließ von Sabadillsaamen und Tobacksblättern ein concentrirtes Decoct verfertigen, und mit diesem, vermittelst kleiner Besen die Lagerstätten, Kleidungsstücken und den Fußboden des Tages etliche mal benetzen. Er versichert, hierdurch in vier und zwanzig Stunden oft beynahe alles Ungeziefer vertilget zu haben.

Ein Hauptlazareth für eine Armee, überhaupt jedes stehende Lazareth, hat folgende Anlagen und Bequemlichkeiten unumgänglich nothwendig:

1. Häuser, Säle und Zimmer für die Kranken, in deren jedem ein Zimmer für die Lazarethfeldscheere und Aufseher seyn sollten, damit beständig wenigstens einer gegenwärtig wäre, der darauf Acht hätte, daß die verordneten Mittel richtig gereicht würden, und im Nothfall den Kranken geschwind könnte geholfen werden.

2. Häuser und Zimmer für die Aerzte, Wundärzte, Aufseher und andere Beamten beym Lazareth. Die Wohnungen der Aerzte und Wundärzte müssen den Krankenhäusern und Zimmern so nahe als möglich seyn. Ist das Lazareth in einem Kloster, oder sonst einem Gebäude, daß mehrere kleinere oder größere Zimmer hat, in Casernen, u. s. w. so ist es am besten, wenn Aerzte, Wundärzte, Aufseher, Wärter, u. s. w. in dem Krankenhause selbst wohnen.

3. Ein besonderes, und von dem Aufenthalte der Kranken ein wenig entlegenes Gebäude muß zur Küche eingerichtet werden. Es ist ekelhaft, wenn die Krankenzimmer der Küche zu nahe sind, und verwirrt auch in mancher Hinsicht den Dienst so wohl bey den Kranken, als in der Küche. Die allzugroße Nähe der Küche macht auch, daß manche Kranken leichter die Vorschriften des Arztes in Hinsicht auf Diät überschreiten. Die in der Küche angestellten Weiber dürfen zu keinem andern Dienst, am wenigsten zum Waschen der Krankenwäsche, gebraucht werden. — Die Küche darf aber auch nicht zu entfernt von den Krankenzimmern seyn, damit die Kranken ihre Speise, und auch die Getränke, die in der Küche bereitet werden, z. B. Theeaufgüsse, warm und zu rechter Zeit erhalten.

4. Es ist ein großer Vortheil und erleichtert die Reinlichkeit sehr, wenn Küche und Waschhaus am Wasser liegen, wenigstens wenn man in beyden das Wasser leicht, von guter Beschaffenheit, und im Ueberfluß haben kann. Es ist eine wichtige Regel, daß das Waschhaus nie mit der Küche vereinigt seyn darf, so wohl der Verhütung der Unreinlichkeit wegen, die dann in der Küche nicht würde vermieden werden können, als auch um zu verhüten, daß das septische Miasma nicht in die Speisen und in die Küchengeschirre dringe. Die Küche, sagt Fritze, muß nie zum Waschhaus gemacht werden; eine unsaubere und schädliche Gewohnheit, die auch in Dresden eingeführt war. Ich bin Augenzeuge, daß man in den kupfernen Gefäßen, die zum Kochen bestimmt waren, auch die besudelte Wäsche der an der Ruhr liegenden Kranken brühete. Aus eben dem Grunde darf man nie erlauben, daß die Wäscherinnen sich außer der Besorgung der Wäsche, noch zugleich mit dem Kochen abgeben sollen. Hierzu müssen eigene Personen angenommen werden. Gut ist es, wenn vor dem Waschhaus ein großer Hof ist, wenn überhaupt dasselbe an einen freyen Platze ist, den die Luft durchstreichen kann. Die schmutzigen Strohsäcke werden dann in den Hof des Waschhauses gebracht, und da ausgefüllt. Das Stroh wird verbrannt. Die Strohsäcke werden gewaschen, getrocknet, desgleichen die Decken und die Wäsche der Kranken. Man sieht wie ungemein vortheilhaft zu allen diesen Geschäften die freye Luft ist.

5. Das Magazin, in welchem die vielen Vorräthe, deren man in einem Lazareth bedarf, aufbewahret werden, muß von der Küche, von dem Waschhause, und auch von den Krankenhäusern nicht weit entfernt seyn, damit man die Vorräthe täglich und leicht haben, und was

man

man nicht braucht wieder in die Niederlage abliefern könne. Es muß ein gehörig weitläuftiges, mit Kellern zur Aufbewahrung der Flüßigkeiten versehenes Gebäude seyn. In dem Hause, wo die Vorräthe aufbewahret werden, müssen die Officianten, die zur Verzeichnung und Berechnung des Aufwandes angestellt sind, wohnen. Ist es möglich, so wohnt in eben diesem Gebäude derjenige Officier, der die Oberdirection über das ganze Feldlazareth hat. Es wohnt darinn der dirigirende Arzt und der dirigirende Wundarzt. Der Ort, wo die Vorräthe sind, und wo die obersten beym Feldlazareth angestellten Personen wohnen, muß gleichsam der Mittelpunkt des Ganzen seyn.

6. Kann die Feldapotheke nicht in dem Gebäude selbst seyn, in welchem die Kranken, wenigstens größtentheils sind, so muß sie entweder in das Magazingebäude, oder zunächst an dieses, verlegt werden. Es muß Raum genug da seyn, damit der Apotheker mit seinen Gehülfen arbeiten kann, wie er will, und ungehindert. Eine feuerfeste Küche zur Bereitung der Arzneyen ist ein nothwendiges Requisit einer Feldapotheke.

7. Für die Genesenden sollte mit möglichstem Fleiße gesorgt werden. Ein von einer schweren Krankheit Genesener wünscht sich aus dem Lazareth, dem Hause des Elends, zu kommen, er bedarf der reinen Luft, des Anblicks und des Genusses der reinen Natur, und einer andern Lebensordnung, als die war, welche er als Kranker beobachtete. Dieses alles kann man ihm in den Krankensälen des Lazareths gar nicht, in Häusern, die dem Lazareth nahe sind, unvollkommen gewähren. Das Königlich Preußische Feldlazareth-Reglement verlangt für die Reconvalescenten ein eigenes Haus. Es wäre vielleicht besser, wenn dieses Haus von dem Lazareth

entfernt wäre, und die Genesenden in die dem Lazareth zunächst gelegenen Dörfer unter Aufsicht eines braven Wundarztes verlegt würden. Wenn vielleicht bey dieser Einrichtung einige Ausschweifungen in Absicht auf die Lebensordnung nicht vermieden werden könnten, so würden doch die reine Luft, die Freyheit sich in der freyen Luft angemessene Bewegung zu machen, der mehrere Wechsel in der Kost, u. s. f. diese Unbequemlichkeiten, die noch dazu eingeschränkt werden können, überwiegen.

8. Man sorge auch für die Sterbenden und Todten. Wenn die Betten in einem Krankensaal nicht zu nahe an einander sind, so beschwert ein Sterbender seinen Nachbar wenigstens nicht physisch. Der Todte muß sogleich aus dem Krankenzimmer getragen werden, dessen Glied zu seyn er aufgehört hat. Man muß die Todten in einem besondern Zimmer verwahren, welches auch zu Leichenöffnungen, u. s. f. bestimmt seyn kann.

9. Man hüte sich, die Genesenen zu bald zur Armee zu schicken. Sie müssen nicht allein die Krankheit überstanden, sondern sich auch die zu den Strapazen des Feldzuges nothwendigen Kräfte gesammlet haben. Den Genesenen, der, ohne wieder stark von Kräften nach der Krankheit geworden zu seyn, zur Armee transportirt worden ist, erhält man gewöhnlich bald wieder als rückfälligen Kranken, oder als mit einer Krankheit von Schwäche Beladenen zurück.

10. Kranke, deren Kur eine lange Zeit und Bequemlichkeiten fordert, die bey Feldlazarethen nicht so anhaltend zu haben sind, Asthmatische, Wassersüchtige, Lungensüchtige, überhaupt solche, die an langwierigen und widerspenstigen Krankheiten leiden, muß man, wenn es nur möglich ist, von dem Feldlazareth wegzubringen suchen. Wenn der Krieg unfern des Landes geführet wird, dem

die Armee gehört, oder auch im Lande selbst, so werden solche Kranke in die nächste Festung, oder in die nächste sichere Stadt transportirt, um da mit mehrerer Bequemlichkeit geheilet zu werden.

Wenn starke detaschirte Corps eine von der Hauptarmee entferntere Stellung lange behaupten sollen, und diese Corps ihre Kranken wegen der Entlegenheit, der schlechten Wege, u. s. w. nicht in das Hauptlazareth schicken können, so muß für solche Corps außer dem beweglichen, welches dasselbe immer begleiten muß, ein stehendes Lazareth, ganz nach den Gesetzen, wie das Hauptlazareth errichtet wird, errichtet werden. Da die Hauptarmee in eben dem Maaß schwächer an Mannschaft wird, als sie mehrere Corps durch Detaschements verliert, so können Aerzte und Wundärzte, auch Krankenwärter, vom Hauptlazareth zum Lazareth für solche detaschirte Corps abgeschickt werden. Besser ist es aber immer, wenn sich ein solches Corps nur mit dem beweglichen Feldlazareth behilft, auf dem Fall, daß es voraussieht, daß die Erfüllung seiner Bestimmung von keiner langen Dauer seyn werde. Alles kommt hier auf die Umstände, auf die Sicherheit der Position, auf die Menge der Kranken, auf die Bequemlichkeit benachbarter Orte zum stehenden Lazareth, u. s. w. an. — Corps, die zu Endzwecken bestimmt sind, welche bald ausgeführt werden können, und die beständig fort marschiren müssen, können der Natur der Sache nach kein anderes Lazareth, als ein bewegliches haben.

Das bewegliche Feldlazareth begleitet die Armee, und nimmt von dieser die Kranken und Verwundeten nur so lange auf, bis sie zu einem stehenden gebracht werden können. Die Kranken können in demselben die Bequemlichkeiten nicht haben, die sie in dem stehenden, oder Hauptlazareth haben müssen, weil sich das bewegliche Lazareth nicht mit so vielem Gepäck belasten kann: sie sind öftern Transportirungen von

einem

einem Orte zum andern ausgesetzt, die, wenn die Armee weite Märsche zu machen hat, äußerst lästig für die Kranken sind, und sind überhaupt nur bestimmt, die Kranken so lange aufzunehmen und zu verpflegen, bis sie in das stehende Lazareth gebracht werden können, also nicht zur vollständigen Behandlung aller Kranken, sondern nur dazu, daß in demselben die unumgänglichsten chirurgischen Operationen gemacht werden, die nicht verschoben werden können, daß sehr schwere Kranke in demselben behandelt werden, bis sie entweder sterben, oder zum Transport ins Hauptlazareth geschickt werden, und daß Kranke, deren Krankheit von kurzer Dauer ist, in denselben behandelt werden, bis sie genesen.

Sobald sich eine Armee lagert, ist auch schon dem beweglichen Lazareth, welches ihr auf Transportwagen folgt, der Ort angewiesen. Die Kranken werden in große Gebäude, Kirchen, Klöster, Schlösser, Scheuren, Böden, u. s. w. einquartirt. Es wird dafür gesorgt, daß die Kranken reine Luft haben, und nicht zu enge auf einander gelegt werden. Können die Kranken nicht in solche öffentliche und große Gebäude untergebracht werden, so müssen sie in einzelne Häuser verlegt, diese aber genau bemerkt werden, auch muß an den Thüren die Zahl der Kranken, und das Regiment, von dem sie sind, bemerkt werden, damit man die Kranken leichter finden und in dringenden Fällen leichter zusammenbringen kann. Die Häuser müssen numerirt, und es muß dem dirigirenden Officier des Lazareths und dem Generalchirurgus, der demselben vorsteht, eine genaue Liste der Officianten und Kranken gegeben werden, in welcher bemerkt werden muß, welche und wie viele Officianten, und welche und wie viele Kranke in jedem Hause einquartirt sind.

Die beweglichen Lazarethe sind mehr für äußerliche Kranke, also für Verwundete, weniger für innerliche Kranke be-

bestimmt. Daher muß auch der Generalchirurgus die ganz besondere Aufsicht über das bewegliche Feldlazareth führen. Außer ihm muß dasselbe nach dem Königlich Preußischen Feldlazareth-Reglement, noch aus einem Reisefeldarzt, 6 Staabswundärzten, den Pensionärwundärzten, 6 Oberwundärzten, 80 Unterwundärztea, einem Reisefeldapotheker, 3 Unterapothekern, einem Handarbeiter, einem Lazarethlieutnant, 4 Inspectoren, wovon einer die Kasse führet, 6 Aufsehern, 50 Krankenwärtern, 6 Koch- und 4 Waschweibern, einem Lazarethprediger, einem Küster, und aus einem Lazarethschreiber bestehen.

Außerdem muß es noch folgende Wagen und Geräthschaften haben: 1) eine große, vollständige Feldapotheke, mit 6 Pferden bespannt, bey welcher sich die Klystierspritzen und die Stechbecken befinden und welche vorzüglich mit äußerlichen Mitteln versehen seyn muß; 2) eine kleine, vollkommen eingerichtete Feldapotheke, wenn ein Corps detaschirt wird. Diese wird, wie alle übrige Wagen, mit vier Pferden bespannt. 3) Zwey Wagen mit Bandagen, Charpie und den chirurgischen Geräthschaften; 4) einen Wagen mit Decken; 5) einen Wagen mit Victualien, mit Grütze, Graupen, Reis, Mehl, Salz, Weinessig, Butter, u. s. f. 6) einen Wagen mit dem Koch-, Küchen- und Speisegeschirr, welches letztere, des kleinen Umfangs wegen, aus Blech bestehen muß; 7) einen Wagen für Geräthschaften der Unterwundärzte, welcher, so wie alle vorstehende, bedeckt ist; 8) einen Wagen zur Fourage. Bey diesen 9 Wagen befinden sich ein Schirr- und ein Wagenmeister, 12 Knechte; worunter zwey übercomplette sind, und vier übercomplette Pferde.

Wenn es nur immer die Umstände gestatten, so müssen die Kranken von dem Lazareth ganz verpfleget werden, und sie müssen durchaus die unten zu beschreibende Lazarethkost erhalten. Zu diesem Endzweck ist dafür zu sorgen, daß

das

das bewegliche Lazareth mit Materialien, aus welchen Krankenspeisen bereitet werden können, gehörig und nach Nothdurft versehen sey. In diesem Fall erhalten die Kranken ihren Sold nicht in die Hände, sondern er wird von der Lazarethcasse angenommen und verrechnet. Was der Kranke an Nahrung und Getränke erhält, was über die im Lazareth bestimmte Verpflegung ist, das wird ihm von seinem Solde abgezogen, das übrige erhält er baar von der Lazarethcasse heraus, wenn er weiter transportirt wird, oder das Lazareth als ein Genesener verläßt. Kann aber die allgemeine Verpflegung in dem beweglichen Lazarethe nicht eingeführet werden, so muß doch dahin gesehen werden, daß der Soldat durch seinen Sold und durch sein Fleisch sich nicht selbst schade, sondern beydes, wie sein Brod, auf eine schickliche, und seiner Krankheit angemessene Art anwende.

Die Depotlazarethe sind für einzelne Regimenter, überhaupt für solche Kranke bestimmt, die man nicht gleich in das ambulirende Lazareth, oder in das stehende Lazareth schaffen kann, bey denen eiligst diese oder jene chirurgische Operation gemacht, und dieses oder jenes vorgenommen werden muß, was keinen Aufschub verstattet. Sie werden entweder von den Wundärzten der Regimenter besorgt, und erhalten von diesen auch die Arzneyen, oder das ambulirende Lazareth beordert Wundärzte zu ihrer Besorgung. Sie sind nach Actionen, wo die Zahl der Verwundeten groß ist, von Wichtigkeit, um die Kranken durch den ersten Verband und die nothwendige Anordnung der Heilmittel zur Genesung für den weitern Transport in das bewegliche oder stehende Lazareth empfänglich zu machen, können aber natürlicher Weise sich mit vielen Kranken nicht belasten, weil sie sowohl Mangel an Bequemlichkeit zur Pflege, gehöriger Kost u. s. w. haben, als auch weil von den Arzneymitteln, Bandagen u. s. f. nicht immer der gehörige Vorrath und die gehörige Auswahl vorhanden seyn kann. Sobald es also

nur

nur immer die Umstände verstatten, müssen die Kranken aus diesen kleinen Lazarethen in die größern, und mit Bequemlichkeiten mehr versehenen, geschaft werden.

Für die Gesundheit der Besatzungen in Festungen muß große Sorge getragen werden. Ueberhaupt ist der Aufenthalt in Festungen ungesunder, als in andern Quartieren, wegen der hohen Mauern, welche den freyen Durchzug der Luft hindern, wegen der Ausdünstungen aus den Graben, die zuweilen mit stehendem Wasser angefüllt sind, wegen der Menge von Menschen, die zum Dienst in der Festung bestimmt sind, wegen der engen Wohnungen derselben, wegen der Wohnung derselben in dumpfichten Casernen, und der davon abhangenden, fast unvermeidlichen Unreinlichkeit, und wegen der Nahrung, die in Festungen nicht immer aus frischen Vegetabilien und frischem Fleische bestehen kann. Auch der Dienst in Festungen setzt die Soldaten manchen Krankheiten aus, besonders von zurückgetretener Ausdünstung, und von septischen Miasmen. Manche Festungen, welche hoch liegen, und nicht zu stark mit Besatzung versehen sind, sind diesen Verletzungen der Gesundheit der Soldaten zwar weniger ausgesetzt, gewöhnlich ist aber doch die Sterblichkeit unter den Garnisonregimentern auch in Friedenszeiten größer, als unter den Feldregimentern. Dieses aber kommt doch nicht ganz und durchaus von den Ursachen her, von denen ich einen Theil berührt habe, sondern auch davon, daß, wenigstens bey einigen Heeren, die Garnisonregimenter aus schwächlichern Leuten bestehen, aus alten Soldaten und Halbinvaliden, oder aus solchen, die sich durch lüderliche Lebensart es zugezogen hatten, daß sie unter Garnisonregimenter gesteckt wurden. Der geringere Sold, den die Besatzungsregimenter hin und wieder genießen, trägt auch bey, daß sie sich manche Bedürfnisse und Bequemlichkeiten des Lebens versagen müssen, und dadurch mehr disponirt werden in Krankheiten zu verfallen.

In Friedenszeiten und im unbelagerten Zustande hat jede Garnison in einer Festung ihr Lazareth, oder wenn die Besatzung stark ist, mehrere Lazarethe, die mit Medicinalpersonen und den nothwendigen Vorräthen gehörig versehen sind. Wenn diese Lazarethe eine gehörig, oder wenigstens nach der Lage der Umstände möglichst gesunde Lage haben, wenn sie besonders von den Ausdünstungen der Sümpfe und Graben entfernt sind, und eine freye Circulation der Luft haben, so ist der Aufenthalt in ihnen der Gesundheit nicht nachtheiliger als in andern Lazarethen, und er kann nur durch Nachlässigkeit und Verabsäumung der nothwendigen Vorsorge tödtlich werden.

Da man in den meisten Fällen schon im Voraus wissen kann, ob eine Festung einer Belagerung ausgesetzt seyn könne, oder nicht, so ist es ein Gegenstand von erster Wichtigkeit, daß alle Festungen, die so liegen, daß sie einer Belagerung ausgesetzt seyn können, mit allen Bedürfnissen für die Besatzung und besonders mit den Bedürfnissen, die eingerissene Krankheiten unter den Soldaten nothwendig machen, wohl versehen werden. Der Mangel dieser Vorsorge hat hier allemal die traurigsten Folgen, und man hat der Beyspiele genug, daß eine Festung in die Hände des Feindes fiel, weil die Besatzung nicht mehr unterhalten werden konnte, und daß dadurch der ganze Feldzug, und der ganze Erfolg des Krieges eine andere und höchst ungünstige Wendung erhielt. Man kann daher bey Anschaffung der Vorräthe für eine Festung, bey der es möglich ist, daß sie belagert werden kann, selten zu viel, oft aber zu wenig thun, und nicht selten tritt der Fall ein, daß eine Armee sich, um die Festung zu decken, oder ihrer eigenen Sicherheit wegen, in die Gegend derselben ziehen und ihre Vorräthe aus ihr nehmen muß, wo also die übeln Folgen von nicht gehöriger Versorgung der Magazine mit Vorräthen bald und heftig gefühlt werden müssen.

Was die Versorgung der Festungen, die einer Belagerung exponirt seyn können, mit Vorräthen zum Lebensunterhalt der Soldaten und zu der Vertheidigung des ihnen anvertrauten Platzes betrifft, das geht uns hier nichts an, ob wohl ein Soldat, der in einem Orte die schwersten Strapazen des Krieges ausstehen muß, der mit Vorräthen sparsam versehen ist, oder in dem es wohl an manchem nothwendigen Bedürfniß gar fehlt, unendlich leichter in Krankheiten verfallen muß, als ein solcher, der wohl genähret wird. Wenn eine Festung belagert wird, so muß man natürlicher Weise auf die möglichst längste Dauer der Belagerung rechnen, und daher die Festung mit mehreren Vorräthen versehen, als die Zeit einer mäßig langen Belagerung erfordern würde. Von vorzüglicher Wichtigkeit sind aber die Vorräthe für die Kranken. Man weiß schon zum Voraus, was für Krankheiten in belagerten Festungen die häufigsten seyn können; man weiß, daß, außer den Verwundungen, Faulfieber und Ruhren die gewöhnlichsten Krankheiten der Belagerten sind. Es muß daher für solche Vorräthe besonders gesorgt werden, die bey diesen Krankheiten angewendet werden können, für Wein, Essig, Fieberrinde u. s. w. und für solche Nahrungsmittel, welche der Fäulniß widerstehen, und sie verbessern, also Gesunde weniger empfänglich gegen die gewöhnlichsten Krankheiten machen, und diesen Krankheiten selbst, wenn sie vorhanden sind, entgegen sind. Am meisten fühlen Festungen in Belagerungszustande den Mangel frischer Vegetabilien, und auch den Mangel des frischen Fleisches. Ersterer ist sehr schwer zu ersetzen, doch wird er weniger fühlbar, wenn den Soldaten wöchentlich wenigstens einmal Sauerkraut ausgetheilt wird, ein Nahrungsartikel, den man auf Schiffen mit außerordentlichem Nutzen für die Gesundheit der Soldaten austheilt, und auf dessen Wichtigkeit bey Verproviantirung der Armeen und der Festungen man zu wenig Rücksicht

ficht nimmt. Auch die getrockneten Kräuter und Gemüse, nach der Art, wie sie vor einiger Zeit der Pfarrer Eisen vorschlug, könnten einen wichtigen Artikel der Vorräthe für die kranken Soldaten in Festungen abgeben. Wenn man sich bey der Trocknung der Gemüßkräuter genau nach Pastor Eisens Vorschrift richtet, und die in Packete verpackten Kräuter trocken aufbewahrt, so halten sie sich Jahre lang sehr gut, und geben mit Wasser und Fleischbrühe aufgesotten, eine angenhme, erquickende Nahrung, die den Abgang der frischen Pflanzengewächse wenigstens einigermaßen ersetzt.

Das Fleisch für die Festungen kann, im Fall ihnen lange die Communication mit dem Lande abgeschnitten ist, kein anderes als eingesalzenes seyn, und höchstens nur für die Officiers und für die gefährlichsten Kranken wird zuweilen noch ein kleiner Vorrath von Schlachtvieh vorhanden seyn. Das eingesalzene Fleisch hat unstreitig Nachtheile für die Gesundheit, wenn es zu lange und ohne allem Wechsel mit frischem Fleische genossen wird. Wenn es indessen nur gut eingesalzen wird, und der Deutsche in dieser Kunst den Engländern nachahmen lernt, die es in derselben am weitesten gebracht haben, so erhält sich ein solches Fleisch lange genug in genießbarem Zustande.

Die übrigen Vorräthe für die kranken Soldaten in Festungen können keine andern seyn, als die in Feldlazarethen. Mehl, Hafergrütze, abgehülste Gerste, Reis, Hirsen, Butter, Salz, Wein, Essig sind die gewöhnlichsten Vorräthe, die sich auch lange aufbewahren lassen. Man sollte auch in den Festungen eine beträchtliche Menge von Malz niederlegen, sowohl zum Malztrank, der für Kranke, die fäulichte Krankheiten haben, sehr vortheilhaft ist, als auch zur Bereitung eines gegohrnen Getränks, an welchem die Belagerten leicht Mangel leiden, und welches, wenn auf solche Vorräthe gesehen wird, sehr bequem in Festungen bereitet werden kann.

Vorzüglich wichtig ist es auch, daß die Apotheken mit allem versehen werden, was die in Festungen gewöhnlichsten Krankheiten fordern können, daß genug Vorrath von äußerlichen Mitteln für die Verwundeten vorhanden sey, und daß die Wundärzte mit den nothwendigen Bedürfnissen zu Operationen u. s. w. gehörig versehen sind.

Die Lazarethe werden an solche Orte verlegt, die vor den Kugeln des Feindes am gesichertsten sind. Hohe Häuser lassen sich dazu nicht wählen, weil diese dem Bombardement zu sehr ausgesetzt seyn könnten. Man muß, im Fall sich die Zahl der Kranken sehr mehrte, sichere Gebäude, besonders die untern Etagen derselben zu Lazarethen einrichten. Wenn es so weit gekommen ist, daß die Besatzung in den Casematten wohnen muß, und daß die Lazarethe auch in diese verlegt werden müssen, so ist der Zustand der Kranken, die in diesen feuchten, wenig oder keinen Luftzug habenden, Gewölbern liegen müssen, bedauernswürdig.

Das Schicksal des Bürgers in einer belagerten Stadt ist noch schlimmer, als das Schicksal des Soldaten. Für letztern ist doch im gewöhnlichen Fall, durch Anschaffung hinlänglicher Vorräthe, gesorgt, für den erstern aber sorgt Niemand, als höchstens der Befehl, daß man sich auf eine bestimmte Zahl von Monaten mit Proviant versehen solle. Bey Krankheiten und Verwundungen der Bürger ist auch für diese weniger gesorgt, weil sich natürlicher Weise die Sorge des Staates am meisten und angelegentlichsten mit der Besatzung beschäftigen muß. Eigene Magazine für die Bürger, aus denen sie die Bedürfnisse während der Belagerung nehmen, sind von großer Wichtigkeit. Durch diese Magazine schützte sich die Bürgerschaft von Maynz bey der letzten Belagerung auf eine wirksame Art gegen den Mangel. Für die kranken Bürger müssen eigene Lazarethe, und eigene Lazaretheinrichtungen vorhanden seyn.

Viertes Kapitel.

Utensilien der Feldlazarethe. — Lagerstätte. — Bettstellen. — Besorgung der Kranken, wenn sie in dem Lazareth ankommen. — Wäsche derselben. — Nachtgeschirre. — Andere Utensilien. — Bandagen, Charpie, chirurgische Geräthschaften.

Eine ganze Menge von Bedürfnissen, die der Soldat im gesunden Zustand nicht kennt, dringt sich im kranken Zustand desselben auf. Er hat nichts, als seine Kleider, und seine Waffen, wenn er krank wird. Er erwartet also von dem Lazareth alle Pflege, und zu dieser gehören eine Menge von Geräthschaften, mit denen das Lazareth versehen seyn muß.

Die Geräthschaften müssen ihrem Zwecke möglichst entsprechen. Sie müssen hinreichend seyn, um die Kranken mit allen nothwendigen Bedürfnissen zu versehen, sie müssen dabey leicht transportable, haltbar, und wegen des ohnedem ungeheuren Aufwandes, den das Lazareth kostet, wohlfeil seyn. Einen Theil dieser Geräthschaften für das Lazareth führt die Armee mit sich, er muß also in dem Lazareth-Etat, den der dirigirende Officier mit Zuziehung der obersten Aerzte und Wundärzte und der obersten Beamten beym Lazareth entwirft, schon enthalten seyn, und nach diesem in gehöriger Güte angeschafft werden: einen andern Theil der Geräthschaften verschafft man sich an dem Ort, wo das Lazareth zu stehen kommt. Diese Geräthschaften und die größere Leichtigkeit, sie in gehöriger Güte zu erhalten, sind aber allemal dem Zufall sehr ausgesetzt, und es ist daher auf jeden Fall besser, wenn eine Armee das, was zu einem Lazareth unumgänglich nothwendig, und nicht überall zu haben ist, mit sich führt.

Unter den Utensilien eines Feldlazareths ist die Lagerstätte das vornehmste. Es gehört zu einer Lagerstätte, nach dem Königlich Preußischen Feldlazareth-Reglement, ein Strohsack zum Unterbette, ein anderer zum Kopfkissen, zwey Bettlacken, und eine Friesdecke.

Der Strohsack muß aus dichter Leinwand bestehen, weil er sonst leicht, bey dem öftern Aus- und Einfüllen, und bey dem öftern Waschen zerreist, und weil durch das zu dünne Gewebe das Stroh durchsticht, und den Kranken belastet. Er muß drey und eine halbe Elle lang, und drey Ellen breit, und das Kopfkissen muß zwey Ellen breit seyn. Beyde werden mit 60 Pfunden, oder drey Bunden Stroh, das trocken und nicht halb vermodert seyn muß, ausgestopft. — Wenn es zu haben ist, so wählt man lieber Gersten- oder Hafer- als Rockenstroh zur Ausfüllung der Strohsäcke. Diese Stroharten sind gefüger, und nicht so hart, als das Rocken- und Waizenstroh. Die Länge der Lacken ist drey und eine halbe Elle, die Breite derselben zwey Ellen. Die Friesdecken müssen so lang als der Strohsack, und zwey und eine halbe Elle breit seyn. Die Leinwand zu den Bettlacken muß dicht seyn, weil sie sonst leicht durch das viele Waschen und den beständigen Gebrauch zerreist. Die Friesdecken müssen dicht und wollicht seyn, und müssen die angegebene Länge und Breite haben, wenn sie vorher schon ins Wasser geweicht und getrocknet worden sind. Sie müssen von dem Tuchmacher nicht in Rahmen gespannt und ausgedehnt worden seyn, wohl aber ist es gut, wenn sie vorher gewalkt, und dadurch dichter gemacht worden sind.

Diese Friesdecken, Strohsäcke und Bettlacken dürfen einen neu ankommenden Kranken nie ungewaschen gegeben werden. Wenn sie beschmutzt sind, so müssen sie durchaus mit frischen verwechselt werden, welches bey Kranken, die Bauchflüsse haben, sich erbrechen, u. s. w. oft geschieht,

also auch oft nothwendig ist. Diese Vertauschung ist auch überhaupt bey solchen Kranken nothwendig, die an Faulfiebern und Ruhren krank sind, gesetzt, daß diese Geräthschaften auch nicht beschmutzt sind. Es sollte überhaupt darauf gesehen werden, daß bey Kranken, die an Faulfiebern und Ruhren liegen, die Strohsäcke alle acht Tage ausgefüllt, und mit neuen frisch ausgestopften verwechselt würden. Kranke, die an andern, nicht faulichten Krankheiten liegen, müssen alle zwey Wochen frische Strohsäcke mit frischem Stroh bekommen. Eben so oft müssen auch die Bettlacken und Friesdecken verwechselt werden.

Man sollte zwey Arten von Friesdecken in den Vorräthen der Lazarethe haben, dicke und etwas dünnere. Die dickern müssen fingersdick, und sehr reich an Wolle seyn. Es muß der Bestimmung des Arztes ganz frey stehen, wenn ein Kranker eine dickere oder eine dünnere Decke haben soll.

Die Wäsche, Friesdecken und Strohsäcke der an Ruhr und Kerkerfieber liegenden Kranken sollten vorher vier und zwanzig Stunden lang in kaltes Wasser und Seifensiederlauge gesteckt werden, ehe sie mit warmem Wasser und Seife gewaschen würden, weil der erste aufsteigende Dampf den Wäscherinnen sowohl, als den Gesunden und Kranken, die in der Nähe sind, nothwendiger Weise schädlich werden kann. Die kaustische Lauge ist ein sehr wirksames Mittel, nicht allein die Unreinigkeiten in der Wäsche aufzulösen, sondern auch septische Miasmen zu zerstöhren. Ohne solche Lauge kann die Wolle nie gehörig gereiniget werden, und wenn die Friesdecken nur mit Wasser und Seife, oder nur mit dünner Aschenlauge gewaschen werden, so sammelt sich in ihnen nach und nach der Unrath, er wird faul, und solche Decken selbst werden fähig, septische Miasmen auf gesunde Körper überzutragen, und die Ansteckung zu vervielfältigen. Das fressende Alkali besitzt dagegen eine un-

gemein große Kraft, nicht allein den inhösivesten Schmutz aufzulösen und wegzubringen, sondern auch die septischen Miasmen zu verändern und gleichsam zu neutralisiren.

So wohl das leinene, als das wollene Bettzeug muß in dem Magazin des Lazareths an einem trockenen luftigen Ort aufbewahret werden. Nichts von Bettzeug und Wäsche der Kranken darf in den Magazinen aufbewahret werden, was nicht vorher sorgfältig und genau mit kaustischer Lauge gewaschen, in reinem Wasser wiederholt ausgespühlt und vollkommen getrocknet worden ist. Es muß überhaupt über die Wäscherinnen die genaueste Aufsicht wachen; denn von dem Fleiße und der Genauigkeit dieser Arbeiterinnen hängt ein Theil der bessern Gesundheit in den Lazarethen mit ab.

Die Lager der Kranken in den Lazarethen müssen folgende Eigenschaften haben: 1) Sie müssen über den Boden erhaben seyn, und zwar müssen sie desto höher seyn, je feuchter der Boden ist. Dieses ist unumgänglich nothwendig, damit die Luft einen Zug unter dem Bett habe, und die Bretter, auf denen der Strohsack liegt, den Boden nicht berühren, denn wenn dieses ist, so theilt sich die Feuchte des Bodens den Brettern, aus denen die Lagerstätte bereitet worden ist und dem Strohsacke mit, und die Lagerstätte wird in eben dem Maaß ungesund, als sie feucht ist. Es kann auch, wenn die Betten nicht höher sind, als der Boden, und zwischen den Betten und dem Boden kein leerer Raum ist, auf die in den Krankenzimmern so nothwendige Reinlichkeit nicht gehörig, und mit der Genauigkeit gesehen werden, die in Lazarethen durchaus nothwendig ist. 2) Sie müssen gehörig breit und lang seyn, damit der Kranke auf ihnen bequem liege, und nicht so leicht herabfalle. Dieses ist besonders auch deswegen nothwendig, weil die Bettstellen in Lazarethen nicht mit Seitenbrettern versehen sind. 3) Sie müssen die gehörige Festigkeit haben, damit

sie

sie bey Bewegungen der Kranken, u. s. w. nicht zusammenfallen, und Unordnung und Geräusch in dem Zimmer verursachen. 4) Sie müssen leicht zu haben, wohlfeil, und von der Art seyn, daß es keiner langen Zeit bedarf, um sie aufzuschlagen, und zum Lager der Kranken vorzubereiten.

Die Lager für die Kranken und leicht Verwundeten werden auf Bretter gelegt, die oben und unten, am besten auch in der Mitte, auf doppelt übereinander gelegten, gebrannten Ziegelsteinen ruhen. Diese Steine haben alle einerley Dicke und Höhe: wenn daher der Boden eben ist, auf den sie gelegt werden, und die Bretter auch einerley Dicke haben, so geben sie ein ebenes, und nicht in der Mitte ungleiches, oder nach der einen oder der andern Seite abhängiges Lager. Man hat vorgeschlagen, die Ziegelsteine nur oben und unten, als das Postament, auf welchem die Bretter ruhen, zu legen, es ist aber besser, wenn auch in die Mitte noch eine Reihe von Ziegelsteinen gelegt wird, weil gerade auf die Mitte der Bretter die stärkste Last des Körpers zu liegen kommt, und besonders die dünnen Bretter leicht nachgeben, und das Lager ungleich und dem Kranken lästig machen. Es würde wirklich den Aufwand nicht sehr vermehren, und auch keinen großen Zeitverlust verursachen, wenn die Bretter, die ohnedem so zugeschnitten werden müssen, daß sie eine Länge von allerwenigstens drey und einer halben Elle haben, auf Querleisten genagelt würden, von denen die eine oben, die zweyte unten, die Bretter zusammenhalten müßte. Auch ist es von Wichtigkeit, daß die Bretter eine gehörige Stärke haben, damit sie der Last, die auf ihnen ruhen soll, nicht zu sehr nachgeben. Nie sollten die Bretter auch anders in Lazarethen zu Lagerstätten angewendet werden, als abgehobelt und glatt, weil sich die Krankheitsstoffe und die faulichten Miasmen sehr leicht in die rauhe Oberfläche der Bretter, wie sie aus der Schneidemühle kommen, begeben, und die Lagerstätten dann eine

Ursa-

Ursache zur Verderbung der Luft in den Lazarethen mehr werden. Auch können die rauhen, und nicht glatt gehobelten Bretter, wenn sie beschmutzt worden sind, nicht vollkommen gereiniget werden, ebenfalls ein Umstand, der ihren Gebrauch zu den Lagern der Kranken verbieten muß.

Zur Unterlage unter die Bretter dienen die gebrannten Mauerziegel am besten. Sie sind fest, haben eine gleiche Dicke, und nehmen die verdorbene Luft und die faulichten Ausflüsse nicht auf. Sie sind auch fast überall leicht zu haben, wenigstens ohne gerade viele Mühe herbeyzuschaffen. Man hat vorgeschlagen, statt der Mauersteine Kloben Holz zu nehmen, aber diese werden nie eine so gleiche Unterlage abgeben, als die Steine, und die rauhe und porösere Oberfläche des Holzes wird die Lazarethdämpfe leichter einziehen. Diese Unterlagen werden also eine Ursache zur Verderbung der Luft in Lazarethen mehr werden. Man hat auch vorgeschlagen, in Ermangelung der Bretter die ganze Unterlage überhaupt von Holz zu machen; dieser Vorschlag sollte aber eigentlich nie ausgeführt werden, es bedarf der Ausführung desselben auch nicht, wenn nur von den Aufsehern und Directoren der Lazarethe zu rechter Zeit und mit gehöriger Aufmerksamkeit für Herbeyschaffung der Bretter gesorgt wird. Man soll auf jede Seite drey schickliche Kloben Holz der Länge nach neben einander legen, und diese wieder in der Quere mit kleinen, gespaltenen und nahe an einander gelegten Holzstücken belegen. Aber auf jeden Fall entsteht daraus ein ungleiche, leicht dem Einsturz ausgesetzte Lagerstätte, und ein Kranker, der auf solchen Blöcken mehrere Wochen lang liegen soll, ist wahrhaft zu bedauern. Der leichtere Einsturz derselben macht in den Krankensälen beständige Unordnung, die Holzstücken können, wenn sie durch Excremente, u. s. f. beschmutzet worden sind, nicht gereinigt, oft auch nicht weggeschafft werden, ohne die ganze Lagerstätte frisch aufzubauen, und die

vielen

vielen rauhen Oberflächen des Holzes geben den Lazarethdämpfen sehr viele Puncte sich anzuhängen, und die Verderbniß der Luft in den Krankensälen zu vermehren. Man muß daher immer Bretter zu den Lagern haben, und im Fall, wo keine neuen zu haben sind, die den Vorzug vor den alten durchaus verdienen, die bretternen Fußböden aus Böden, Scheunen, u. s. w. herausnehmen, und die Bretter davon zu Krankenlagern zurichten.

Auf den Fall, daß man weder Bretter, noch Holz, noch Steine haben könnte, und das Lager auf den bloßen Boden gemacht werden muß, welcher Fall jedoch in einem stehenden Lazareth, bey gehöriger Aufmerksamkeit derer, die für das Hauswesen des Lazareths zu sorgen haben, nicht oder wenigstens höchst selten Statt haben wird, müssen folgende Vorsichtsregeln beobachtet werden: Sind Scheunen und untere Zimmer zu den Krankenlagern bestimmt, so müssen diese mit Brettern belegt, und auf diese muß der Strohsack geworfen werden; die auf den bloßen Boden geworfenen Strohsäcke werden sonst zu unrein, und vermodern auf dem oft feuchten Boden. Man hat auch vorgeschlagen, den Boden mit hinlänglichem Stroh zu belegen, und auf dieses die Strohsäcke zu legen, und dieser Vorschlag ist zu billigen, falls nur das Strohlager alle acht Tage weggeschaft und mit einem frischen verwechselt wird, und falls nur das durch die Excremente, Verschütten von Speisen, Getränk, und auf die vielen andern Arten verunreinigte Stroh so gleich weggeschaft und mit frischem ersetzt wird. Es versteht sich, daß das Stroh in den Krankenzimmern nicht noch zu andern Endzwecken gebraucht werden darf, wenn es einmal acht Tage lang im Lazareth gelegen hat, auch daß es trocken, nicht halb verfault, und von guter Beschaffenheit seyn müsse. Eine solche Bestreuung des Bodens mit Stroh darf auch nur im äußersten Nothfall angewendet werden, denn das Stroh, in solcher Menge

in

in den Krankensälen ausgestreuet, ist äußerst geschickt, die verdorbenen Dämpfe in den Lazarethen in sich zu nehmen.

Auf diese so zubereiteten Lagerstätten kommt der Strohsack und das Kopfkissen zu liegen. Beyde müssen täglich, oder wenigstens alle zwey Tage, wenn es nur immer möglich ist, aufgeschüttelt und gewendet werden. Ueber den Strohsack und das Kopfkissen kommt das Leylach, welches sogleich, wenn es unsauber geworden ist, mit einem frischen vertauscht werden muß, daher die Krankenwärter, besonders in den Zimmern, wo Ruhr- und Faulfieberkranke liegen, immer Vorräthe von frischen Leylachern bey der Hand haben müssen, um sie nicht erst weit herbeyholen zu dürfen, und den Kranken unterdessen sich in seinem Koth herumwälzen, und die Luft noch mehr verderben zu lassen. Bey Verwundeten, so wie bey Ruhr- und Faulfieberkranken müssen die Leylacher alle acht Tage mit frischen verwechselt werden.

Um den Strohsack zu schonen, legt man über denselben, und unter das Leylach bey Kranken, die sich verunreinigen, bey Ruhrkranken, bey Kranken, bey denen der Unrath ohne Bewußtseyn abgeht, ein Stück dichte Wachsleinwand, von wenigstens anderthalb Ellen Länge und Breite. Diese verhindert das Eindringen der Nässe und des Schmutzes in den Strohsack sehr wirksam, befördert also die Aufrechterhaltung der Reinlichkeit sehr. Sie muß aber immer wohl gereinigt, mit Seifensiederlauge abgewaschen und fleißig gewechselt werden.

Auf dieses Lager kommt der Kranke zu liegen, und es ist schon oben bemerkt worden, je weniger Kranke in einem Saal beysammen sind, desto besser ist es. Doch können mehrere Kranke in sehr hohen, der Luft ausgesetzten Sälen liegen, als in solchen, die eben so weit, aber nicht so hoch und der Luft nicht so ausgesetzt sind. Der Regel nach soll, nach dem Preußischen Feldlazareth-Reglement, jedes Lager im Viereck von sechs bis acht Fuß auf jeder Seite einnehmen,

und

und wo die Krankheiten von der Art sind, daß die Ausflüsse derselben die Luft sehr leicht verderben, da muß der Umfang um jedes Lager noch größer seyn. Die Umstände, unter denen sich die Kranken befinden, die Menge der Kranken, und der Raum, der für das ganze Lazareth da ist, bestimmen die Menge der Kranken, die in ein Zimmer zu verlegen sind. Für schwer verwundete Kranke, für solche, die einer fast beständigen Pflege bedürfen, sind Bettstellen weit vortheihafter, als die bisher beschriebenen Lagerstätten. Nach dem Preußischen Feldlazareth-Reglement müssen schwer verwundete Kranke Bettstellen erhalten, für welche sie wegen der festen Lage, und des leichter anzustellenden Verbandes höchst nöthig sind. Diese müssen theils wegen der Luft, theils auch deswegen weitläuftig aus einander gelegt werden, damit die Wundärzte mit ihren Gehülfen die Verwundeten besser und bequemer behandeln können. Ueberhaupt gewähren die Bettstellen weit mehrere Bequemlichkeit, als die auch noch so gut eingerichteten Lagerstätten, und es ist vorgeschlagen worden, in den Feldlazarethen solche Bettstellen durchaus einzuführen. Ihr Vortheil ist unläugbar erwiesen; nur hält es schwer, so viele Bettstellen für ein großes Lazareth bald zu bekommen. Wenn indessen die Arbeiter, die solche Bettstellen verfertigen können, angehalten werden, deren so viele, als möglich, zu verfertigen, und dabey die nur immer zu habenden fertigen Bettstellen aus der Nachbarschaft zusammen gebracht werden, so wäre es doch möglich, daß ein Lazareth bald mit einer hinreichenden Zahl derselben versehen werden könnte. In zweymännischen Bettstellen dürfte aber nie mehr, als ein Kranker liegen, aus vielen und bekannten Ursachen. Auch die schon gebrauchten Bettstellen müßten vorher erst gereinigt werden.

Fritze sagt: Damit die Kranken sich nicht so nahe berührten, und durch ihre Ausdünstungen und andere unangenehme

genehme Vorfälle, einander nicht zum Ekel, und noch mehr schädlich würden, würde es bey dem stehenden Lazareth höchst vortheilhaft seyn, wenn darinn Bettstellen gebauet werden könnten. Einmal würden die Lagerstätten dabey ungemein geschont werden, der Kranke läge bequemer, reinlicher, und dürfte nicht jedem Athemzug seines Nachbars einsaugen; selbst die Aerzte und Wundärzte könnten die Kranken sorgfältiger behandeln. Wie höchst beschwerlich ist's für Wundärzte und Feldscheere, wenn jener auf den Knien schwere Kranken verbinden, und dieser Blasenpflaster legen sollen! Auch das Eingeben der Medicamente wird dadurch sehr erschwert. Nie kann da alles beobachtet werden, wenn der Kranke auf der Erde liegt, und der Arzt steht; vieles wird für den letztern unentdeckt bleiben, daß er gewiß zum Besten des Kranken, wenn er in einer höhern Stellung läge, bemerken würde.

Wenn indessen nur die Backsteine, die zur Unterlage der Bretter dienen, hoch genug aufgehäuft sind (und man kann ja deren drey, vier, übereinander legen) so können die beschriebenen Lagerstätte auch statt der Bettstellen gelten, und ein Kranker wird nicht herunter fallen, gesetzt daß seine Lagerstätte auch keine Seitenbretter hat, im Fall sie nur breit und geräumig genug ist. Wichtig ist es aber, um die Baufälligkeit solcher Lagerstellen zu verhüten, auf jeden Fall, daß die Bretter unten und oben auf Latten angenagelt werden. Ein Zimmermann kann in einem Tage zweyhundert solche Bettstellen zusammen nageln, da dagegen zur Verfertigung einer einzigen eigentlichen Bettstelle wenigstens ein halber Tag nothwendig ist.

Ein kranker Soldat, der dem Lazareth zugeführt wird, bringt alle seine Habseligkeiten insgemein mit sich, seinen Tornister, seine Kleider, sein Gewehr. Es wäre gut, wenn das Gewehr, und alles, was zur Rüstung gehört, Seitengewehr, Patrontasche u. s. w. sogleich in dem beweglichen Lazareth

gelassen

gelassen, und von diesem dem Regiment abgeliefert würde, überhaupt wenn die zur Armatur des Soldaten gehörigen Stücken gleich beym Regimente blieben, da ihm Flinte und Seitengewehr im Lazareth nichts nutzt, ihm aber wohl Beschwerde, ja Schaden verursachen kann. Bey dem Transport liegen Flinte, Patrontasche, Seitengewehr neben dem kranken Soldaten: er wird leicht durch diese harten Körper gestoßen und verletzt, oder wenigstens in seinem Lager beunruhiget. Die Patrontasche ist voll Patronen, die Flinte oft geladen; wie leicht kann es geschehen, daß letztere losgeht, und daß bey der Unvorsichtigkeit und Liederlichkeit der Wagenknechte Feuer in eine oder die andere Patrontasche kommt, und da großen Schaden, oder im gelindesten Falle, großen Schrecken anrichtet? Im Lazareth macht die Aufbewahrung und Bemerkung aller dieser Rüstungsstücke viele Weitläuftigkeiten und Schwierigkeiten. Sie beengt den Platz, und vermehrt die Nothwendigkeit, Listen zu führen. Entweder die beym Transport der Kranken commandirten Unterofficiers müssen, so bald der Kranke in das Lazareth gebracht worden, an jedes einzelne Stück der Armatur und der Montirung des Soldaten einen Zettel heften, worauf Name des Eigenthümers, so wie Regiment und Compagnie desselben bezeichnet ist, oder dieses muß von den Schreibern geschehen, die bey der Ankunft des Transports zugegen sind. Diese so bezeichneten Stücke werden dann dem Lazarethinspector übergeben, der sie, und zwar nothwendiger Weise nach den Regimentern, aufheben lassen muß, weil man sie sonst nicht wieder finden würde, ohne lange suchen zu müssen; oder der Inspector über das Lazareth, oder ein anderer Officiant nimmt diese Mühe über sich.

Ueberhaupt muß jeder Kranke, sobald er in das Lazareth kommt, in die Liste eingetragen werden, und zwar nach seinem Namen, Alter, nach dem Namen des Regiments,

ments, der Compagnie, der Krankheit, und mit Meldung des Krankenzimmers und der Nummer der Bettstätte. In einer eigenen Columne der Liste wird nur bemerkt, was er an Armatur, Mondirungsstücken, Wäsche, andern Haabseligkeiten, und an baarem Gelde mitgebracht habe: denn dieses alles muß bey der Ankunft des Kranken dem Lazarethinspector sogleich eingehändiget und von diesem sorgfältig aufbewahret werden. Das Eigenthum des kranken Soldaten ist ein Heiligthum, über welches das Lazareth während der Krankheit des Soldaten zu wachen hat. Seine Waffen und seine Kleidung sind Eigenthum des Königs, diese Stücke müssen also wohl aufbewahret werden, weil diese Stücke sonst muthwillig verderbt werden können, und die Casse des Königs Schaden leiden kann. Man hat auch wohl Fälle, daß man die Waffen der Soldaten sehr nachlässig im Lazareth und den Krankensälen hat herumliegen lassen, aber dieses sollte nie geschehen. Es darf im Krankenzimmer sich nichts befinden, als was äußerst nothwendig darinnen ist: es ist Grundregel, daß die Luft desto verdorbener in demselben wird, je mehrere Geräthschaften in ihm aufgehoben werden. Es leiden die Waffen auch Schaden, wenn sie im Krankenzimmer lange herumgeworfen werden, und der genesene Soldat, der jetzt mit der verrosteten Flinte und der schmutzigen Patrontasche einherzieht, hat oft viele Mühe, alles wieder in einen guten Zustand herzustellen, oft auch wohl gar Verantwortung oben drein, für eine Nachlässigkeit, an der er keinen Theil und keine Schuld hatte. Künftig, sagt ein sehr würdiger, und mit den Mängeln der Feldlazarethe höchst bekannter Mann, sollte mit der äußersten Sorgfalt darauf gehalten werden, daß die Gewehre, die größtentheils scharf geladen, so wie die Patrontaschen, die mit scharfen Patronen angefüllt sind, Pallasche, u. s. w. sogleich, nach der Ankunft der Kranken, an einem sichern feuerfesten Ort in Verwahrung gebracht würden.

würden. Denn dergleichen Sachen würden, bey aufkommender Feuersgefahr, ein entsetzliches Unglück verursachen, und rasende Kranke könnten dadurch sich selbst, oder andern gefährlich schaden. In den Dresdner Lazarethen lagen die scharf geladenen Gewehre oft wochenlang zwischen den Strohsäcken, und die Patrontaschen hiengen an den Wänden, oder lagen auf der Erde herum.

Alles übrige, was der kranke Soldat mitbringt und nicht braucht, oder auch nach der Verfassung des Lazareths nicht bey sich haben darf, oder kann, wird in die Liste eingetragen und aufgehoben, bis er entweder geneset, oder stirbt. Im letzten Fall wird, was von den Sachen des Königs Eigenthum war, zum Regiment geliefert. Die übrigen Habseligkeiten setzt die Inspection gewissenhaft in baares Geld um, und händiget es den Erben des Verstorbenen aus.

Auch über die Sachen, die dem Kranken gelassen werden von seinen Habseligkeiten, um sich derselben im Lazareth zu bedienen, muß ein Verzeichniß geführet, und die Sachen selbst müssen bezeichnet werden. Dies ist nothwendig, weil ein Kranker ins Lazareth kommen kann, ohne z. B. ein tüchtiges Hemd zu haben, ein andrer aber die etatsmäßigen zwey guten Hemden, und wieder ein anderer deren mehrere und bessere haben kann. Eben so ist es mit andern Artikeln der Wäsche, Strümpfen, Schnupftüchern, die der eine nicht, der andre in schlechter Qualität und Quantität, ein dritter aber von guter Beschaffenheit und in größerer Menge haben kann. Es muß auch dahin gesehen werden, daß dieses Eigenthum dem Soldaten bleibe, daß seine Wäsche nicht von andern gebraucht werde, und dergleichen, und damit dieses verhütet werde, ist sehr genaue Aufsicht nothwendig, und große Ordnung in Führung der Listen und Verzeichnisse. Das Numeriren dieser Stücke mit Stempeln, und einer Farbe, die die Wäsche aushält, trägt viel zur Erhaltung des Eigenthums eines jeden einzelnen

Sol-

Soldaten bey: die Nummern dieser Stücke müssen die nemlichen seyn, mit welcher die Bettstelle bezeichnet ist.

Wenn der Transport von Kranken in dem Lazareth anlangt, so müssen sie sogleich in einen großen zu diesem Zweck bestimmten, und mit leeren Betten versehenen Saal gebracht, und da zur Aufnahme in das Krankenhaus gleichsam vorbereitet werden.

Der transportirende Officier übergiebt dem Officier des Lazareths und dem Inspector die Kranken, nach der mitgebrachten Liste. Er übergiebt diesen auch die Habseligkeiten der Kranken, ebenfalls nach der mitgebrachten Liste, oder diese Habseligkeiten werden erst gesammelt, und in der Liste specificirt. Nun wird Krankheit und überhaupt die Lage der Umstände des Kranken untersucht, es wird bestimmt, in welches Krankenzimmer er kommen soll, und seine Lagerstätte wird ihm bereitet. Dieses darf nicht ohne Zuziehung und ohne dem Rath der Aerzte und Wundärzte geschehen, die bey Gegenständen dieser Art die erste Stimme haben. Während dieser Zeit wird er ausgekleidet, gebadet, und mit reiner Wäsche versehen.

Daß der Kranke nicht in seiner Uniform auf dem Krankenbett liegen kann, versteht sich. Oft ist es indessen doch gut, ihm seine Weste zu lassen, damit er bey kalter Witterung den obern Theil des Körpers besser bedecken kann. Diese Nebenbedeckung ist auch oft nothwendig, wenn die Friesdecke dünne und löchericht ist. Seine übrigen Kleider werden ihm ausgezogen: er behält blos das Hemde, in gewissen Fällen die Weste, und allemal die Strümpfe. Seine Kleider werden, wenn sie durch den Transport gelitten haben, gereinigt, und nebst dem Gewehr nach den Regimentern aufbewahrt.

Das Abwaschen der Kranken, die in das Lazareth kommen, ist von großer Nothwendigkeit und Wichtigkeit. Sehr viele unter den Soldaten, besonders der meiste Theil

der

der bey dem Fuhrwesen angestellten Knechte, sind gegen allen menschlichen Wohlstand, und gegen alles, was Reinlichkeit nur heißen mag, im äußersten Grad indolent; diese verdienen also das Bad, um die dicke Porke von Jahre lang auf der Oberfläche gehäuftem Schmutz aufzuweichen und wegzubringen. Wasser, mehr oder weniger warm, nach Beschaffenheit der Umstände, Seife, unter gewissen Umständen etwas Aschenlauge, oder Seifensiederlauge mit dem Wasser verbunden, thun da gute Dienste. — Auch der ordentliche und für seinen Körper besorgte Soldat kann nicht immer im Kriege die nothwendige Reinlichkeit beobachten. — Staub und Schweis bilden einen Ueberzug über seinen Körper, der die Ausdünstung hemmt, und die gewöhnlichste Ursache der Krankheiten, denen Soldaten im Felde unterworfen sind, vermehrt. Es ist also wohl kein Zweifel, daß das Baden der Ankömmlinge in den Feldlazarethen von großem Nutzen seyn werde, indem es eine der wichtigsten Ursachen der Feldkrankheiten entfernt, und auch sicherlich sehr viel beyträgt, den Ablauf der Krankheiten leichter und weniger gefährlich zu machen. Wir werden unten sehen, daß die Bäder als Heilmittel bey etlichen der verderblichsten Feldkrankheiten von der ersten Wichtigkeit sind. Sie sind sicherlich auch als prophylaktisches Mittel, und als Mittel den Ablauf der Krankheiten im Felde abzukürzen, von erster Wichtigkeit.

Hat der Kranke hinlänglichen Vorrath von Wäsche, so ist es am besten gethan, wenn man ihm seine eigene Wäsche läßt, und ihm von der Wäsche, die im Lazareth zum Behuf der Kranken da seyn sollte, keinen Gebrauch machen läßt. Die Lazarethwäsche ist gewöhnlich über so viele Leiber gegangen, und gewöhnlich auch von der äußerlichen Beschafferheit, welche einen ordentlichen und in dem, was Sorge für den Körper betrifft, pünctlichen und genauen Mann eben nicht zu wünschen veranlaßt, sie auf dem Leibe zu haben, und über-

dies giebt es für die Lazarethwäsche immer Candidaten genug, und nur selten ist sie auch in der Menge vorräthig, daß man von ihr viel reden zu können Ursache hätte. Diese Wäsche muß für den Kranken eigens bezeichnet werden, welches mit Hineinzeichnung seines Namens, oder noch besser seiner Nummer durch haltbare Farben leicht geschehen kann, damit sie Eigenthum des Kranken bleibe. Es kann auch die Nummer des Krankenzimmers in die Wäsche gezeichnet werden, wo dann bey gehöriger Aufmerksamkeit eine Verwechselung fast unmöglich ist.

Nach dem Königlich Preußischen Feldlazareth-Reglement, welches, außer dem Französischen, so viel ich weiß, unter die ersten und besten in Europa gehört, und für die Soldaten die genaueste Sorgfalt bey ihren Krankheiten, durchaus anbefiehlt, auch von dem fürchterlichen Unfug, den Entrepreneurs anstiften, denen der Staat Geld genug bezahlen muß, damit die Kranken — schlecht besorgt, und mit allen Dingen schlecht versehen werden, nichts weiß, müssen unter den Vorräthen der Lazarethe auch Hemden seyn. Vorher wußte man davon nichts, bis durch Fritzens Bemerkungen, die überhaupt bey Abfassung des Preußischen Feldlazareth-Reglements zu Grunde liegen, auch dieser Punct für nothwendig erachtet wurde. Doch aber haben die Lazarethe in ihren Vorräthen nur Hemden zum Aushelfen, denn nur in dem Fall, wenn die beyden Hemden des Soldaten oder Knechtes, welche er beständig haben sollte, schmutzig sind, wird ihm von dem Lazareth-Inspector so lange eins geliehen, bis die seinigen gewaschen sind. Hat er aber nur eines (oder gar keines) mitgebracht, so wird ihm ein neues, auf Rechnung seines Compagnie-Chefs gegeben.

Die Hemden sind eine der allerwichtigsten Bedeckungen unsers Körpers, und leider hat man an dieselben bey der Lazarethseinrichtung zu wenig gedacht, überhaupt auch bey dem

dem Soldaten auf dieses Stück der Kleidung zu wenig gesehen. Wie es ehedem in den Königlich Preußischen Feldlazarethen, in Hinsicht auf diese Kleidung aussah, sagt eine Stelle in dem Werk des Herrn Fritze, die hier zu stehen verdient:

Leider hat die traurige Erfahrung gelehrt, daß, besonders die Knechte vom Artillerie- und Proviantrain oft ganz ohne Kleider und Hemde, blos in eine Friesdecke eingehüllt, den Lazarethen abgeliefert wurden. Ehe man dem Bedürfniß dieser Elenden, das sie sich freylich durch ihre liederliche und schmutzige Lebensart selbst zugezogen hatten, abhelfen konnte, giengen zuweilen Tage und Wochen hin, weil keine Casse sich ihrer annehmen wollte, aus Furcht, die Auslagen möchten nicht vergütet werden. Ferner hat der Soldat ordonanzmäßig nur zwey Hemden mit im Felde, eines ist größtentheils beschmutzt, das reinere hat er auf dem Leibe; erfordert nun die Krankheit selbst, wie z. B. die Ruhr, mehr Umwechslung von Wäsche, so war man in der größten Verlegenheit, wie alsdann mit zwey Hemden auszukommen? Ließ man sie in dem Schmutz liegen, bis daß ihre Wäsche gereinigt war, so vergiengen viele Tage, ehe sie dieselbe wieder erhalten konnten! Und da konnt es denn nicht anders seyn, die armen Kranken mußten die faulste Atmospähre um sich her ernähren, zu ihren eigenen sowohl, als zu andrer Menschen Nachtheil. Einen gleichen Mangel müssen die Verwundeten leiden, hat der Wundarzt nicht das eine zum Verbande gebraucht, so ist gewiß das zweyte voller Blut und zerfetzt. Der Kranke und Verwundete würde also viel in Absicht seiner Besserung gewinnen, wenn man in den Lazarethen Hemder anschafte, die zum Bestand desselben gehörten, und die man den Soldaten und Knechten so lange liehe, bis sie gereinigt, oder bis auf Rechnung der Regimenter und Brigaden neue angeschaft wären. Zu einem Hospital von tausend

Kranken würden etwa zweyhundert Stück nothwendig seyn. Den Oekonomiebedienten kommt es daher zu, darüber gehörig wachsam zu seyn, daß keines davon entwendet, oder Mißbrauch damit getrieben werde.

Bey dem allen ist nach dem Königlich Preußischen Feldlazareth-Reglement nicht dafür gesorgt worden, daß die Kranken an der Ruhr und an Faulfiebern, die Hemden so oft wechseln können, als es seyn sollte. Zwey Hemden, wie wollen die hinreichen, wenn oft in einem Tag diese, und oft noch eines darzu, höchst nothwendig sind? Nothwendig muß das Lazareth mit einem hinreichenden Vorrath von Hemden versehen seyn, damit die Kranken wechseln können, so wie es die Aerzte, und selbst die Wärter in Abwesenheit der Aerzte, nothwendig finden. Da der gemeine Soldat im Felde mit Hemden allemal sehr schlecht versehen ist, wenn er deren nicht mehrere hat, als die, welche er vermöge des Etats haben muß, so glaube ich, die Zahl von Hemden, die Fritze angiebt, für ein Hospital für tausend Kranke sey noch zu gering, und es sey nothwendig, daß sie wenigstens verdoppelt werde.

Die Stück- und Packknechte, die gewöhnlich unrein sind, sollen blau mit Indig gefärbte Hemden erhalten, von denen man glaubt, daß sie den Folgen der Unreinlichkeit mehr, als weiße Hemden, widerstehen. Sie widerstehen der Unreinlichkeit eigentlich nicht mehr; nur wird sie auf dem dunkeln Boden weniger sichtbar, und aus diesem Grund möchten Hemden dieser Art eine feine Gelegenheit abgeben, Unordnungen in Hinsicht auf Reinlichkeit in Lazarethen zu begünstigen. Billig sollten sie daher in wohleingerichteten Lazarethen nicht zu finden seyn, sondern nur Hemden von gebleichter Leinwand, oder höchstens, da diese allemal weniger haltbar ist, als rohe, von roher, aber vorher wohl ausgelaugter und gewaschener Leinwand, die auch keine

Zu-

Zurichtung von Leim, Kleister, Glätte, u. s. f. haben darf.

Für die Strümpfe muß ebenfalls gesorgt werden, damit sie möglichst reinlich sind, und wenigstens alle acht Tage gewechselt werden können. Im Nothfall müssen sie öfter gewechselt werden.

Einen Vorrath von neuen Schuhen muß das Magazin des Lazareths immer enthalten. Wenn die Kranken zu genesen anfangen, so bedürfen sie der Schuhe, um herumzugehen, und viele Soldaten und Fuhrknechte kommen ohne Schuhe, oder mit schlechten Schuhen in das Lazareth. Der Genesene, der wieder zur Armee zu gehen beordert wird, muß mit guten und das Wasser und den Schmutz abhaltenden Schuhen versehen seyn.

In jedem Krankenzimmer muß ein Handtuch vorhanden seyn, oder nach Befinden der Umstände mehrere. Neben dem Handtuch muß ein blechernes, oder irdenes Becken, und ein Vorrath von reinem Wasser stehen, damit man sich sogleich von jedem Schmutz säubern kann. Venerische Personen müssen ihre eigenen Handtücher haben, so wie überhaupt solche Kranke isolirt werden müssen: denn wenn auch nicht so leicht eine Ansteckung von der venerischen Krankheit durch den gemeinschaftlichen Gebrauch der Wäsche u. s. w. Statt haben kann; so ist es wenigstens ekelhaft, sich der nämlichen Wäsche mit solchen Kranken zu bedienen. Bey Krätzigen müssen die Handtücher und überhaupt die Wäsche öfter gewechselt werden.

Aller Unrath der Kranken muß möglichst schnell aus dem Zimmer geschaft werden, damit er die Luft nicht noch mehr verderbe. Es muß zugleich verhütet werden, daß Wasser so wenig als möglich auf den Fußboden des Krankenzimmers falle. Daher muß neben jedem Bett ein Kästchen von Holz, mit Sand oder Sägespänen gefüllt, stehen, damit die Kranken hineinspucken können, damit der Fußboden nicht

beschmutzt werde, und ein Zunder von Ansteckung darinnen zurücke bleibe. Stehen die Betten nahe an einander, so ist für zwey Betten ein Spuckkasten hinreichend. Dergleichen Kasten können leicht überall verfertiget werden, es ist also nicht nothwendig, daß sie unter den Vorräthen dem Lazareth nachgeführt werden, und wenn sie nur fleißig ausgeputzt und mit frischem Sande gefüllet werden, so entsprechen sie ihrem Endzwecke vollkommen. Man hat vorgeschlagen, sie von Blech machen zu lassen, und diese sind unstreitig noch besser, als die hölzernen, nur vermehren sie die Menge des dem Lazareth zuzuführenden Gepäcks, die ohnedem groß genug ist, zu sehr. Irdene Näpfe werden zu diesen Endzweck auch gebraucht, sie sind aber der Zerbrechlichkeit wegen wenig anwendbar.

Die Nachtstühle, und überhaupt die Anstalten in einem Lazareth, durch welche der Kranke sich seines Unraths durch den Stuhl bequem und ohne Beschwerde und Nachtheil für sich und andere entledigen kann, sind von großer Wichtigkeit, und noch jetzt wird in den meisten Lazarethen in Rücksicht auf diesen Punct gesündiget. Man muß bey Anordnungen, welche diese Bequemlichkeit des Menschen betreffen, nothwendig nie folgende Regeln aus den Augen lassen:

Die menschlichen Excremente sind durch ihren Gestank schon an sich den Gesunden und den Kranken beschwerlich, und noch weit beschwerlicher sind die Excremente der Kranken dem Geruch, weil diese gewöhnlich weit stärker stinken. Es ist bekannt genug, daß die Oefnung eines einzigen Nachtstuhls ein ganzes großes Zimmer auf eine lange Zeit mit mephitischer Luft erfüllen kann. Wenn in einem Zimmer, wo viele Kranke sind, wo also diese und der übrigen Gerächschaften wegen die Luft ohnedem dem Verderben leicht ausgesezt ist, noch die Nachtstühle von Zeit zu Zeit geöfnet werden, so ist der Gestank unerträglich.

Dieser

Dieser Gestank menschlicher Excremente zieht sich in das Holz, in die Wände, in die Betten, so daß auch, wenn eine lange Zeit hindurch kein Nachtstuhl mehr in das Zimmer kommt, der widrige Geruch doch aus demselben nicht gebracht werden kann. Selbst die verwahrtesten Nachtstühle dürfen daher in keinem Krankenzimmer stehen bleiben, sondern von demselben entfernt werden. Es ist in etlichen bürgerlichen Krankenhäusern gewöhnlich, daß die Nachtstühle gleich an den Betten der Kranken angebracht sind. Ein Kasten, der gehörig bedeckt und in die Bettstelle eingefugt ist, enthält den Kübel, in welchen der Kranke seine Nothdurft fallen läßt. Nie aber kann dies geschehen, ohne daß der Gestank sich in dem Zimmer verbreite, und wenn nur zwölf Kranke in einem Zimmer sind, die auf diese Art ihre Nothdurft in dem Zimmer verrichten, so bleibt beständig das Zimmer mit Luft der Kloaken angefüllt. Selbst in die Bettstellen zieht sich der ekelhafte Gestank, und wenn auch die Kranken ihre Nothdurft außerhalb dem Zimmer verrichten, so stinkt es in demselben doch noch immer wie in einem heimlichen Gemach.

Es ist daher von großer Wichtigkeit für die Gesundheit aller, die in einem Krankenzimmer liegen, daß die Kranken ihre Nothdurft nicht in dem Zimmer verrichten. In jedem Krankenzimmer sollten beständig ein bis zwey Mäntel hängen. Wenn ein Kranker seine Nothdurft verrichten will, so hängt man einen solchen Mantel um ihn herum, und ein oder zwey Wärter führen ihn aus dem Zimmer, an den Ort, wo die Nachtstühle für das Krankenzimmer stehen. Auf diese Art wird die Erkältung der Kranken verhütet, und auch selbst die Füsse erkalten nicht, wenn nur darauf gesehen wird, daß die Kranken Strümpfe anhaben.

In den Preußischen Lazarethen müssen statt der gewöhnlichen Nachtstühle und Abtritte, welche letztere, wenn sie nicht sorgfältig angelegt sind und gereinigt werden können,

nen, das Haus vergiften, und die Ansteckung unterhalten und verbreiten, aber auch von dem besten Nutzen sind, wenn sie so angelegt werden können, daß z. B. der Unrath in fließendes Wasser fällt, oder daß fließendes Wasser bequem in die Abtritte geleitet werden kann, der größern Bequemlichkeit und der leichtern Reinigung wegen feste, wohl verpichte, vier Fuß lange, und anderthalb Fuß breite Kasten, auf welchen zwey Personen sitzen können, verfertiget, oben mit zwey einzelnen Decken, und seitwärts mit vier Handhaben versehen werden.

Diese Kasten sollten so eingerichtet seyn, daß der durchlöcherte Sitz oben herausgenommen werden könnte, wenn die Nachtstühle gereinigt werden sollen. In den Kasten selbst müssen ovalförmige Kübel von starkem Eisenblech stehen, in welche der Unrath fällt. Wenn diese Kübel von Holz gemacht werden, so müssen sie sorgfältig ausgepicht werden; doch haben Kübel von Eisenblech allemal den Vorzug. An beyden Seiten der Kübel müssen Handhaben seyn, damit sie aus dem Nachtstuhl herausgehoben werden können. Diese Kübel werden mit einem Deckel von Eisenblech zugedeckt, wenn ein Kranker seine Nothdurft verrichtet hat, desgleichen wenn sie ausgetragen werden, in welchem Fall blos die Kübel herausgehoben werden, die Nachtstühle aber stehen bleiben. Auch die Nachtstühle müssen mit einer Fallthüre, die auf die Nachtstühle genau passen muß, verschlossen werden.

Auf diese Art wird das Verbreiten des Gestankes von den Nachtstühlen wenigstens so sehr, als es möglich ist, verhütet, und nicht der ganze Nachtstuhl, sondern nur der Kübel, braucht täglich gefegt zu werden. Die ovalrunde Gestalt der Kübel trägt bey, daß sie leicht gereinigt werden können. Wenn dagegen die Nachtstühle so eingerichtet werden, daß der Unrath gleich in sie hineinfällt, so ist es, gesetzt daß sie auch noch so fleißig verpicht werden,

platter-

platterdings unmöglich, daß sich nicht der stinkende Stoff in das Holz ziehe, und den ganzen Nachtstuhl verpeste.

Diese Nachtstühle müssen außer dem Krankenzimmer, aber in geringer Entfernung von demselben, und so gestellt und gehalten werden, daß ihre gefährlichen Dünste sich überhaupt nicht, und am allerwenigsten in dem Krankenzimmer, verbreiten können. Sie müssen daher immer zugedeckt, und, wenn es nur immer möglich ist, an solche Orte gestellt werden, wo man durch Oeffnung der Fenster Zug geben, und dadurch den bösen Geruch wegnehmen kann.

Alle Morgen ganz früh, und alle Abende, wenn es finster wird, werden die Kübel aus den Abtritten herausgehoben und durch zwey Männer weggetragen. Da sie mit einem blechernen Deckel bedeckt sind, so verbreiten sie keinen Gestank durch das Haus oder durch die Oerter, durch welche sie getragen werden. Der Unrath wird am besten in einen Fluß geschüttet, oder, wenn dieser in der Gegend des Hospitals fehlt, außerhalb der Stadt in eine tiefe Grube ausgeleert und mit Erde bedeckt. Die Kübel müssen mit grossem Fleiß am Wasser ausgespühlet werden, und dürfen, wenn sie in das Lazareth zurückkommen, nimmer stinken. — Den ganzen Nachtstuhl zu reinigen ist nur alsdann nothwendig, wenn die Kübel übergelaufen, oder verschüttet worden sind, welches beydes durch einige Aufmerksamkeit verhütet werden kann.

Zu diesem Geschäft, die Nachtstühle der Kranken zu fegen, müssen in jedem Lazareth, nach dem Verhältniß der Kasten, vier bis acht Männer angenommen werden, oder wenn diese nicht zu erhalten sind, eben so viele Weiber ausfündig gemacht werden. Diese Leute müssen unter genauer Aufsicht stehen, damit sie dieses Geschäft, dessen man ohnedem gern quitt ist, so geschwind als es möglich seyn kann, und mit gehöriger Genauigkeit verrichten. Die Krankenwärter haben es sogleich anzuzeigen, wenn sie in den Nachtstüh-

stühlen Mangel der vorgeschriebenen und nothwendigen Reinlichkeit bemerken.

Es müssen auch Nachtstühle vorhanden seyn, die in den Krankensaal getragen werden können, für Kranke, welche zu schwach sind, als daß sie an den Ort, wo die Nachtstühle stehen, hingehen könnten. Wenn es aber nur immer möglich ist, müssen die Kranken ihre Nothdurft außer dem Zimmer verrichten, weil das Verderben der Luft nicht verhütet werden kann, wenn das Gegentheil oft geschieht. Man solite solche Kranke, die nicht mehr aufstehen können, um ihre Nothdurft zu verrichten, in besondern Zimmern zusammenlegen, damit sie die Atmosphäre der übrigen Kranken, die mehrere Hoffnung haben zu genesen, nicht verderben.

Für Kranke, welche sehr schwach sind, und nicht aufstehen können, auch für solche Kranke, die schwer verwundet sind, besonders an den untern Gliedmaßen, und sich daher nicht bewegen können, sind Becken zum Unterschieben nothwendig. Mit diesen muß jedes Lazareth versehen seyn, da nicht allein bey heftigen Verwundungen der untern Gliedmaßen der Fall fast durchaus Statt findet, daß die Kranken sich nicht bewegen können, sondern auch bey zweyen der gewöhnlichsten Krankheiten im Felde, den Faulfiebern und Ruhren der Fall oft eintritt, daß die Kranken aus zu großer Kraftlosigkeit nicht aufstehen können. Diese Stechbecken sind von Eisenblech, mit einem nicht scharfen Rande, und einer Handhabe zu verfertigen. Es muß durchaus darauf gesehen werden, daß der Unrath, den die Kranken in solche Becken gelassen haben, augenblicklich aus dem Zimmer hinausgeschafft werde. Auch muß in Zimmern, wo Kranke liegen, die dieser Bequemlichkeit bedürfen, ihre Nothdurft zu verrichten, die Zahl der Kranken möglichst klein seyn. Für die Erneuerung der Luft muß in diesen Zimmern weit mehr, als in den andern Krankenzimmern, gesorgt werden. In diesen Zimmern ist das täg-

liche,

liche, wiederholte Räuchern mit Weinessig nicht genug zu empfehlen. Nach Janin's Erfahrungen leistet der Essig, unter allen Mitteln, die man zur Verbesserung des Gestanks der menschlichen Excremente vorgeschlagen hat, die besten und sichersten Dienste.

Besonders auch deswegen, damit der Gestank der Excremente der andern Kranken, die noch auf dem Nachtstuhle außer dem Krankenzimmer gehen können, ist die Trennung der Kranken von einander nach der Art der Krankheit, von größter Wichtigkeit in Lazarethen. Ungeachtet es hart ist für einen Ruhrkranken, in einem Zimmer zu liegen, welches voll von Gestank des Unrathes ist, den mehrere Kranke unaufhörlich von sich lassen, so ist es doch zur Erhaltung des Lebens der übrigen Kranken noch wichtiger, solche Kranke von ihnen zu trennen. Erträglich kann man indessen doch den Zustand solcher Kranken machen, wenn man deren nur so wenig, als möglich, in ein Zimmer legt, und für die Erhaltung der möglichst reinen Luft die genaueste und angelegentlichste Sorge trägt.

Der Harn wird durch seine schädlichen und flüchtigen Dünste eben so schädlich, und verdirbt die Atmospähre eben so sehr, als der Unrath durch den Stuhl. Jedes Bett im Lazareth muß sein Nachtgeschirr haben; der Harn darf aber in demselben nicht stehen bleiben, sondern muß sogleich von den Krankenwärtern ausgegossen werden, und zwar allemal an einem Ort, wo er abfließen kann, und die Luft um das Lazareth herum nicht verderbt. Ist fließendes Wasser in der Nähe, so muß der Harn, wie der Unrath, in dieses gegossen werden. Ist dieses aber nicht, so wird der Harn in große Kübel gegossen, die an einem abgelegenen Ort des Lazareths stehen, mit einem Deckel versehen seyn, und täglich ausgeleert werden müssen.

Die Nachttöpfe müssen von Eisenblech verfertigt seyn. Die irdenen Geräthschaften taugen in den Krankensälen nichts,

nichts, wegen ihrer leichten Zerbrechlichkeit, und des dadurch leicht möglichen Verschüttens des Harns. Die blechernen Nachtgeschirre müssen einen breiten Boden haben, damit sie nicht so leicht umfallen. Sie müssen fleißig mit Lauge ausgescheuert werden, und nie muß ein Nachtgeschirr in einem Krankenzimmer geduldet werden, welches einen urinhaften Geruch verbreitet.

Etliche Uringläser müssen auch in einem jeden Krankenzimmer seyn, theils für solche Kranke, die nicht aufstehen können, um den Harn zu lassen, theils auch zum Behuf der Aerzte, die sich des Harns als eines Zeichens zur Erkenntniß der Krankheit, oder zur Vorherbestimmung künftiger Veränderungen bey derselben bedienen wollen.

Venerische Kranke, und Krätzkranke müssen ihre eigenen Nachtstühle haben, aus gerechter Furcht, daß sie Gesunde anstecken könnten, die sich auf von ihnen gebrauchte Nachtstühle setzen.

Unter die andern Utensilien eines Feldlazareths gehören eine Menge von Geräthschaften, welche an Ort und Stelle anzuschaffen Zeit und Umstände oft nicht erlauben, die daher, wenn der Feldlazareth-Etat formirt wird, mit in Anschlag kommen müssen, und die unter dem zum Feldlazareth gehörigen Gepäck an Ort und Stelle hingeführt werden müssen.

Unter diese gehören schwarze kleine Tafeln, und zwar so viele, als das Lazareth Lagerstellen haben soll. Diese Tafeln werden neben der Lagerstelle eines jeden Kranken befestiget, und auf sie wird geschrieben, was der Kranke trinken, was und wie viel er essen, und wie er die vorgeschriebene Arzeney gebrauchen soll. Dieses ist zur Aufrechterhaltung der Ordnung und zur Genauigkeit in der Verpflegung unumgänglich nöthig. Der Arzt macht an jedem Tag beym Besuch die nothwendigen Anordnungen, die ein ihn begleitender

tender Gehülfe an die Tafel schreibt, und die sogleich befolgt werden müssen.

Für jedes Krankenzimmer, oder nach Beschaffenheit der Umstände für zwey Krankenzimmer, sollte allemal eine große Badewanne, sowohl für ganze Bäder, als auch für Halbbäder, vorhanden seyn. Eben solche Wannen müssen auch vorräthig seyn, zum Reinigen solcher Kranken, die eben in das Lazareth kommen. Das Baden der Kranken, die in das Lazareth kommen, ist von anerkannter Wichtigkeit, und wie wichtig es ist zur Heilung der Faulfieber und Ruhren, davon haben die Beobachtungen des Herrn Generalchirurgus Bilguer einen auffallenden Beweis gegeben. Die Badewannen müssen aus numerirten Stäben zusammengesetzt seyn, damit sie aus einander genommen und wieder zusammengesetzt werden können, wenn das Lazareth aufbricht, und wenn es an den Ort, wo es bleiben soll, gelangt. Eben aus solchen Stäben müssen auch die Wannen und Kübel zum Gebrauch der Wäscherinnen bestehen.

Das Königlich Preußische Feldlazareth-Reglement bestimmt für ein Lazareth folgende Utensilien: Zu dreyßig Kranken oder Verwundeten sind in einem stehenden Lazarethe ein bis zwey eiserne Drathleuchter mit zwey Lichtputzen nöthig; außerdem eine eiserne Kohlenpfanne, zwey kupferne Töpfe zu zwanzig Maaß, einige Dreyfüsse, eine bis zwey Nachtlampen, zuweilen eine Laterne, zwey Badewannen, eine Klystierspritze, zwey blecherne Stechbecken, zwey Waschfässer, vier Wasserkannen, zwey Wassereimer, ein bis zwey hölzerne Trageeimer zum Hintragen der Speisen, zwey Tische, jeder zu sechs Mann, zwey Bänke, jede zu vier Mann, zwey Schemmel, vier Nachtkasten, zwey Urineimer, dreyßig Nachttöpfe und eben so viele Spuckkasten, vier Uringläser, eine eiserne Schaumkelle, drey eiserne oder blecherne Portionskellen, zu einem ganzen, halben und viertel Quart, eine große eiserne Fleischgabel, eine eiserne Feuerschaufel, eine

Feuer-

Feuerzange, ein bis zwey kupferne Theekeſſel zu zehn bis zwölf Quart, dreyßig ſchwarze Tafeln, dreyßig Schüſſeln zu einem Berliner Quart, eben ſo viele Eßlöffel und Becher zu einem halben Quart, ſämmtlich von Holz, welches nicht aufſpringt, eine Holzaxt, ein Sägebock, eine Säge, eine eiſerne tiefe Pfanne zu Umſchlägen, Holz, ſo viel nach Beſchaffenheit der Stuben, des Kochens und der Jahrszeit nöthig iſt, im Sommer zwey und im Winter vier Lichter, und einen kleinen zum Verſchließen eingerichteten Medicinſchrank mit einigen Waageſchalen und Apothekergewichten.

Außerdem ſind noch außer einigen Tobacksmaſchinen, irdene Töpfe, Theetaſſen, verſchiedene Maaße, eine große Waageſchale nebſt Gewicht und große kupferne Kochkeſſel von verſchiedener Größe, zu hundert, funfzig und fünf und zwanzig Quart nöthig. Auf dreyhundert Mann rechnet man zwey Keſſel zu hundert, zwey zu funfzig, und vier zu fünf und zwanzig Berliner Quart. Ueberhaupt aber müſſen die Keſſel zuſammen genommen, ſo viel Quart enthalten, als man die Zahl der Kranken für wahrſcheinlich hält, folglich auf 100,000 Mann 10,000 Quart. Dieſe Keſſel müſſen ſchon im Vorrath angeſchaft werden, und ihr Gewicht und Umfaug wird beſtimmen, wie viel Wagen zu deren Fortſchaffung nöthig ſind. Um den zukünftigen Tranſport zu erleichtern, wird das Militärdepartement einen Drittheil in Berlin verfertigen und aufbewahren laſſen, und über die andern zwey Drittheile in den Königlichen Provinzen das weitere verfügen.

Die Geſchirre, die man ſonſt in andern Häuſern von Thon hat, müſſen in Feldlazarethen von Eiſen oder von Kupfer ſeyn, weil das thönerne Geſchirre dem Zerbrechen zu ſehr ausgeſetzt iſt. Da ſich das Kupfer dünner und gleicher ausarbeiten läßt, als das Eiſen, auch dem Roſte nicht ſo ſehr ausgeſetzt iſt, ſo ſind kupferne Gefäße faſt durchaus den eiſernen vorzuziehen, außer zu Schüſſeln und Tellern,

die

die bequemer von überzinnten Eisenblech verfertiget werden. Die kupfernen Gefäße müssen aber insgesammt überzinnet seyn, und zwar mit gutem Englischen Zinn, und so, daß der Ueberzug nicht etwa nur an einem Orte des Gefäßes, nicht aber am andern sichtbar sey.

Bey den vielen Strohsäcken und brennbaren Materialien in einem Krankenzimmer kann sehr leicht Feuer auskommen, wenn nicht mit der größten Sorgfalt auf richtige Bewahrung des Feuers und Lichtes gesehen wird. Der beständige Dienst, den die Kranken Tag und Nacht fordern, verlangt natürlicher Weise eine beständige Erleuchtung der Krankensäle. Die Lichter in denselben müssen nie anders, als in der Mitte der Zimmer, überhaupt so stehen, daß sie das ganze Krankenzimmer gehörig erleuchten, und es muß verboten werden, besonders in solchen Krankenstuben, die unten mit Stroh belegt sind, mit Lichtern frey herumzugehen.

Es gehört auch unter die nothwendigen Erfordernisse eines Lazareths, daß dasselbe mit den nothwendigen Werkzeugen zum Verband der Verwundeten, und zu chirurgischen Operationen versehen sey. Alle diese Bedürfnisse für den verwundeten Soldaten sind in Wien in den Gebäuden der medicinisch-chirurgischen Militärakademie schon für den Lazarethgebrauch vorhanden, und werden von dem Protochirurgus, der den Lazareth-Etat, was das Medicinische und Chirurgische bey demselben betrift, zu machen hat, an die Lazarethe abgegeben. Ueberhaupt ist wohl ein gehöriger Vorrath von den nothwendigen chirurgischen Instrumenten, von Trepanations- Amputationswerkzeugen u. s. w. eines der ersten und wichtigsten Bedürfnisse der Lazarethe.

Wichtig ist es auch, mit einem gehörigen Vorrath von Werkzeugen zum Verband der Verwundeten versehen zu seyn, nämlich mit Bandagen und Charpie. Letztere muß aus schon gebrauchter, aber reiner Leinwand gezupft seyn,

sie

sie muß trocken in Fässer oder Kisten verpackt und so zum Gebrauch aufgehoben werden. Feuchte, vermoderte, aus unreiner Leinwand gezupfte, mit Staub oder andern fremden Beymischungen verunreinigte Charpie erregt, in Wunden gelegt, oft die gefährlichsten Zufälle, hindert die Heilung der Wunden, und macht die Eiterung bösartig. Auch die reine Charpie muß daher fleißig gelüftet und zuweilen umgepackt werden, damit sie nicht vermodere und verderbe.

Es ist sehr wichtig für einen Verwundeten, daß er selbst mit etwas Charpie und einer oder etlichen Binden versehen sey. Oft kann er sich dann seine Wunde, wenn in der Arbeit des Treffens kein Wundarzt eben da ist, selbst ausstopfen und verbinden, und dadurch wenigstens das Blut stillen, und sich in den Stand setzen, von den Orten, wo Gefahr ist, und wo er, als Verwundeter, nichts mehr nutzen kann, sich wegbegeben zu können. Die Wundärzte, die auf dem Schlachtfelde die ersten Verbande in der Eile besorgen, bis die Verwundeten in das bewegliche Lazareth gebracht werden können, können auch, der Natur der Sache nach, nicht mit sehr vielen Binden, Charpie und dergleichen versehen seyn, es würde also Mangel an diesen höchstnothwendigen Stücken leicht einreißen, falls nicht jeder Soldat in seinem Tornister Charpie und Binden hätte, die er hergeben, und gleich an sich verwenden lassen kann.

Auch ehe es zum Gesetz bey den Heeren wurde, versahen sich vorsichtige Soldaten mit Charpie und einer Binde, die sie in ihrem Tornister bey sich führten. Nach dem Preußischen Feldlazareth-Reglement muß beym Ausbruche des Krieges jeder Soldat ein viertel Pfund Charpie und zwey Binden von bestimmter Länge und Breite von dem Regimentswundarzt erhalten, welcher die dazu nöthige Leinwand, oder das dazu nöthige Geld aus dem Fond der Mobilmachung erhält. Durch diese Verfassung erhält die Armee einen großen Vorrath von Bandagen und Charpie,

und

und es wird dadurch dem Mangel, besonders bey dem beweglichen Feldlazarethe, welches keinen sehr großen Vorrath führen, auch nicht immer, weder von dem Hauptlazarethe, noch sonst erhalten kann, vorgebeuget. Nach Feldschlachten müssen die Soldaten, die keine Bandagen brauchen, im Fall der Noth ihren Kammeraden mit den ihrigen aushelfen, und die von den Todten müssen so viel als möglich zusammengebracht und an die Regimenter abgegeben werden, damit man nie nöthig habe, die Hemden der Verwundeten zu Bandagen anzuwenden.

Da man nicht wissen kann, wie blutig ein Feldzug werden wird, und da der Mangel an Bandagen unter die drückendsten gehört, so ist es nothwendig, daß der Bestand an Bandagen immer groß sey, und daß das Lazareth auch Leinwand mit sich führe, aus welcher im Nothfall Binden gemacht werden müssen. Es sollen wenigstens für 30,000 Mann Bandagen vorhanden seyn, weil viele durch den öftern Gebrauch zerreißen, oder auf andere Art verlohren gehen. Diejenigen, welche für die Leinwand zu Bandagen zu sorgen haben, müssen angehalten werden, gute, haltbare, und nicht zu grobe Leinwand einzukaufen, und nicht solche, von welcher die Binden zerreißen und unbrauchbar werden, wenn sie etliche mal angelegt worden sind.

Einen Verwundeten darf nie eine Binde angelegt werden, die schmutzig, naß, voll Blut und Eiter ist. Die Wunden nehmen in den Lazarethen ohnedem gern, wegen der schlechten Kost, der übel beschaffenen Luft, zuweilen auch wegen Mangels der nothwendigen Pflege, und wegen vielen andern Ursachen einen bösartigen Charakter an, und zu diesem wird auch Veranlassung gegeben, wenn ein schmutziger Verband auf die Wunde gebracht wird. Die

Bin-

Binden müssen also sorgfältig mit Lauge gewaschen, und mit kaltem reinen Wasser wiederhohlt ausgespühlt und sorgfältig getrocknet werden, ehe man sie anlegt. — Eine übel angebrachte Sparsamkeit in Hinsicht auf die Waschweiber, die in grösserer Menge bey den Lazarethen angestellt seyn sollten, als man sie findet, und Mangel an gehöriger Aufsicht hat beträchtlichen Einfluß auf den schlechten Zustand der Verwundeten.

Man wird es wohl überhaupt in Lazarethen kaum dahin bringen, daß von den Kranken nur so viele sterben, als von den Soldaten in ihren Standquartieren gestorben seyn würden, weil viele unvermeidliche Ursachen zusammenkommen, welche die Krankheiten in Lazarethen tödtlicher machen, als anderswo: auf der andern Seite werden auch, pünctliche Pflege, gehörige und der Natur der Krankheit angemessene Nahrung, Beobachtung der möglichsten Reinlichkeit, nicht zu enges Zusammenlegen der Kranken, und Sorge für reine, unverderbte Luft, sehr viel beytragen, das Leben einer Menge von kranken Soldaten dem Staate zu erhalten, besonders wenn die Diät in den Lazarethen, und die Diät der Genesenden so eingerichtet wird, daß auch von dieser Seite der Heftigkeit der Krankheit begegnet und zur Herstellung der Gesundheit mitgewirket wird.

Ende des ersten Bandes.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Ackermann, Johann Christian Gottlieb, 1756-1801

Handbuch der Kriegsarzneykunde, oder: über die Erhaltung der Gesundheit der Soldaten im Felde, über die Anstalten zur Heilung der Krankheiten derselben, und über die Kenntniß und Kur der wichtigsten Feldkrankheiten
od.: über d. Erhaltung der Gesundheit der Soldaten im Felde
Bd.: Erster Band.

Leipzig 1795

Path. 6 p-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10470216-0
VD18 90479084